

Schwäbische Heimat

Oktober-Dezember DM 12.00



1995/4

2a 692

Ludwigsburger Garnison –
Truppenübungsplatz Münsingen

Feste und Bräuche
im Fernsehen

Beethoven
in Mergentheim

Wandern mit der
Wieslauftalbahn

Schwäbische Heimat

46. Jahrgang
Heft 4
Oktober–Dezember 1995

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Ralf Beckmann, Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 48,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konto:
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen, Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt.

Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes:

Weberstraße 2, 70182 Stuttgart
Telefon (0711) 23942-0, Telefax (0711) 2394244
Durchwahlen:
Geschäftsführer: Dieter Dziellak (0711) 2394222
Studienreisen: Sabine Langguth (0711) 2394211
Verwaltung: Hans-Joachim Knupfer (0711) 2394212
Geschäftszeiten:
Montag bis Freitag: 9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr

Beilagenhinweis: Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Konrad Theiss-Verlages in Stuttgart bei sowie die Broschüre «Reisen 1996» des Schwäbischen Heimatbundes.

Inhalt

ROLAND IRSLINGER Zur Sache: Förster auf die Rote Liste!	329
JÖRG MAUK Aus der Luft betrachtet: Das Kalte Feld bei Degenfeld	330
KLAUS THINIUS-HÜSER Schnelle Hilfe tut not: Die Zehntscheune in Rohrbach a. G.	332
WERNER MEZGER Lokale Festbräuche als Bildschirmereignis – Zum volkscundlichen Film im Fernsehen	334
WOLFGANG LÄPPLE Die Ludwigsburger Garnison – Eine Ära ging zu Ende	347
ULRICH MÜLLER Der Stuttgarter Waldfriedhof und das Kriegerehrenfeld des Ersten Weltkrieges	358
WINFRIED MÖNCH «Es gibt keine Krüppel mehr!» – Die «Stuttgarter Verwundetenschule» in der Zeit des Ersten Weltkrieges	366
REINHOLD FÜLLE «Wenn geschlossen, wird geschossen» – 100 Jahre Truppenübungsplatz Münsingen	373
CHRISTIAN TURREY «Ich kann den Waffendienst mit der Lehre Christi einfach nicht vereinbaren» – Zur Erinnerung an Josef Ruf	385
HEINZ SPERLICH Die «Württembergische Weinprobe»	390
CARLHEINZ GRÄTER Beethoven in Mergentheim	394
HERMANN BAUSINGER Das Schwäbische bei Ludwig Uhland	397
WILFRIED SETZLER Über das Jubiläum	402
BÄRBEL UND MANFRED STEINMETZ Wandern mit der Wieslaufalbahn	406
Buchbesprechungen	416
sh-intern	426
Reiseprogramm	429
sh-aktuell	431
Personalien	453

Roland Irslinger Zur Sache: Förster auf die Rote Liste!

Wir erinnern uns: 1976 begann es mit dem Weißtan-
nensterben, 1978 mit dem Fichtensterben, seit 1980
mit dem Baumsterben und zwei Jahre später mit
dem Waldsterben. Droht uns jetzt ein Försterster-
ben? Politische Entscheidungen auf höchster Ebene
graben den Grünrücken das Wasser ab.

27 der insgesamt 190 staatlichen Forstämter in Ba-
den-Württemberg sollen geschlossen, die Zahl der
staatlichen Forstreviere um 180 verringert werden.
«Verschlankung der Verwaltung» nennt dies, wer die
Konsequenzen dessen nicht kennt, was der Minister-
rat am 17. Juli dieses Jahres beschlossen hat. Zugege-
ben, wir brauchen schlanke Verwaltungen, aber die
Forstverwaltung hat längst abgespeckt. Ein Aderlaß
indessen hat schon manchen ins Grab gebracht.

Naturnaher Wald schützt Boden und Grundwasser –
kostenlos. Wo, bitteschön, gibt es sonst etwas zum
Nulltarif? Forstwirtschaft heißt Gesamtverantwortung
für das Ökosystem Wald, für unseren Lebens-
raum schlechthin. Ein politisch erzwungener Rück-
zug der Förster aus der Fläche hat mit vorsorgender
Umweltpolitik nichts gemeinsam und mit Natur-
schutz auch nicht.

Die rigorose Stellenkürzung geht zu Lasten unserer
Umwelt wie der Öffentlichkeit. Wer Bürgernähe
verspricht, gleichzeitig aber denjenigen den Hahn
abdreht, die sie tagtäglich praktizieren, offenbart
eine doppelte Moral. Denn wer anders als der För-
ster ist es, der auch nach Feierabend und am Wo-
chenende erreichbar ist, als Ansprechpartner für
Waldbesitzer, Landwirte, Jagdpächter, Holzkäufer,
Erwerber von Flächenlosen, für jeden, den ir-
gendwo in der Landschaft der Schuh drückt.

Die Verwirklichung eines auch von politischer Seite
gewollten naturnahen Waldbaus führt zu einer
mindestens anfänglich höheren Belastung des
Forstpersonals. Die Erziehung zur Stabilität ver-
langt in strukturierten Mischbeständen einen frag-
los höheren Zeitaufwand. Erziehen indes heißt, in
die Zukunft investieren. Der ist kein Ökonom, wer
dort spart, wo sich Geld verdienen läßt!

Ökonomisch ist naturnahe Waldwirtschaft, weil die
Kosten des Risikos der Produktion und der Verjün-
gung der Wälder sinken und weil es mehr starkes,
dafür aber viel weniger schwaches Holz geben
wird. Die volkswirtschaftliche Produktivität der
Forstwirtschaft hält einem Vergleich mit jeder Bran-

che der freien Wirtschaft mühelos stand! Aber weil
sich Waldbestände nicht per Computer auszeichnen
lassen, ist die Vergrößerung der Forstreviere volks-
wirtschaftlich kontraproduktiv.

Kein Politiker, der seit Rio so tut, als ob er nicht
wisse, was «Nachhaltigkeit» sei. Dabei waren es
Forstleute, die diesen Begriff als erste in die Praxis
umgesetzt haben. Die Forstleute der vergangenen
zweihundert Jahre haben ihre Verantwortung vor
der Gesellschaft bewiesen. «Nachhaltigkeit» ist
Pflicht zur Vorsorge, bedeutet gleiches Recht für
jede Generation. Wer dieses Prinzip mißachtet, hat
vergessen, daß wir morgen mit dem Erbe von heute
leben müssen. Es bleibt uns keine andere Wahl –
auch über den nächsten Wahlsonntag hinaus!

Nachhaltigkeit ohne Förster? Ohne sie wächst be-
kanntlich zwar der Wald, Holz aber haben wir des-
halb noch lange nicht. Naturnah bewirtschaftete Wäl-
der entziehen der Atmosphäre mehr Kohlenstoff als
jeder Urwald. Wenn Kohlendioxid ein Ab(fall)gas ist,
dann sind unsere Forstleute die fleißigsten Müllwer-
ker der Nation. Gratis beseitigen sie, was der Rest der
Gesellschaft hinterläßt. Ohne Förster läuft das nicht!
Holz ist der Stoff, mit dem man Umwelt schützt. Wer
im Treibhaus sitzt, sollte mit dem Wald nicht spaßen!
Artenschutz für Förster? Waldsterben gibts noch
immer und führt zur frühzeitigen Vergreisung un-
serer Wälder, Förstersterben dagegen fängt beim
Nachwuchs an. Die Sanierung der öffentlichen
Haushalte erfolgt einseitig auf Kosten der Jugend,
der Altersaufbau in der Forstverwaltung wird kopf-
lastig. Man hat junge, engagierte Leute zu einem
forstlichen Spezial-Studium ermuntert, im Falle des
gehobenen Forstdienstes sogar mit dem Verspre-
chen, bei guter Leistung einen verantwortungsvol-
len Arbeitsplatz zu bekommen. Unmoralisch ist, sie
mit hervorragender Ausbildung und bestem Ex-
amen auf das Abstellgleis zu schieben. Dabei brau-
chen wir sie doch so dringend!

Eigentlich sind Kahlschläge heute passé. Wer den-
noch die Säge zum Groß-Kahlschlag in der Forst-
partie ansetzt, denkt nicht über den Tellerrand hin-
aus, nimmt die Destabilisierung eines ganzen Be-
rufszweiges billigend in Kauf. Die Stellenerosion
gefährdet die ganze Branche.

Zukunft braucht Innovation. Einrichtungen sowohl
der Ausbildung als auch der Betriebsforschung
benötigen einen Mindestumfang, um effektiv und
in Konkurrenz mit anderen innovativ tätig sein zu
können. Daher lautet meine Forderung: Förster auf
die Rote Liste! Junge Förster braucht das Land!

Das Titelbild zeigt Reiterspiele des Ulanenregiments König
Wilhelm I. (2. Württ.) Nr. 20 bei der Jahrhundertfeier 1909
im Ludwigsburger Schloßhof. Näheres auf den Seiten 347 ff.

Jörg Mauk Aus der Luft betrachtet: Das Kalte Feld bei Degenfeld

«Kaltes Feld» wird der Bergstock genannt, der zusammen mit dem Hornberg den markanten Trauf der Schwäbischen Alb südlich von Schwäbisch Gmünd bildet. Auf unserem Luftbild ist der zentrale Teil des Kalten Feldes im Vordergrund zu sehen; der Blick geht gen Süden. Der zu Schwäbisch Gmünd und damit zum Ostalbkreis gehörende Ort Degenfeld ist links zu sehen; am rechten Bildrand liegt Nenningen, im Hintergrund Weißenstein – beides Teilorte von Lauterstein im Landkreis Göppingen. Südlich vom Kalten Feld und verbunden durch einen Sattel erhebt sich im Bildmittelgrund der Galgenberg. Die tief eingeschnittene Lauter trennt im Bildhintergrund Galgenberg und Kaltes Feld von der Albhochfläche. Die im Vordergrund erkennbare Wacholderheide beim Franz-Keller-Haus bildet mit ca. 780 m über NN die höchste Erhebung.

Das Kalte Feld, der Hornberg und der Galgenberg haben eine lange Tradition als Erholungsgebiete. Das gesamte Gebiet ist sehr gut von Wanderwegen erschlossen, Berggasthäuser und Wanderhütten laden zur Rast ein. In schneereichen Wintern ist zudem Wintersport möglich, es bestehen mehrere Skilifte und Loipen. Die Besucher treffen auf eine äußerst vielfältige und reizvolle Landschaft. An erster Stelle sind die großflächigen Wacholderheiden zu nennen, die mit zahlreichen kleineren Heideflächen, Waldsäumen und Hecken vernetzt sind und daher einen hochwertigen Biotopverbund für wärme- und trockenheitsliebende Tier- und Pflanzenarten bilden.

Das Gebiet befindet sich im Bereich des Weißen Juras. Die Hochflächen des Kalten Feldes werden vom Weißjura δ gebildet. Die Felsköpfe sind auf widerstandsfähige und der Verwitterung trotzende Massenkalk – aus mächtigen Schwammriffen hervorgegangene Kalk ohne Schichtung – zurückzuführen. Daneben steht der Weißjura δ auch in Form der Gebankten Kalk an.

Im Bereich des Kalten Feldes sind noch viele Wacholderheiden und Kalkmagerwiesen anzutreffen, die insgesamt ca. 200 Hektar umfassen. Sie sind durch die traditionelle Schafbeweidung entstanden. Die Zusammensetzung der Pflanzenwelt auf den regelmäßig beweideten Flächen wird vom Tritt und Biß der Schafe bestimmt. Trotz des selektierenden Freßverhaltens der Schafe sind Wacholderheiden artenreich, und entsprechend vielfältig ist die

Fauna. Zugleich wirken sich die offenen Heideflächen mit Kalksteinen bzw. Kalkschutt und einem trocken-warmen Kleinklima günstig auf die Tierökologie aus. Wichtige Arten der kurzrasigen Heiden sind Schmetterlinge und Widderchen, sowie Heuschreckenarten wie die Rotflügelige Schnarrschrecke und die Blauflügelige Ödlandschrecke.

Die weniger beweideten Heiden weisen viel mehr die Arten der Kalkmagerwiesen auf. Diese sind höherwüchsig und im Sommer blütenreicher. Sie sind andererseits aber auch gefährdeter, zum einen durch die von den Waldrändern und Hecken ausgehende natürliche Verbuschung, zum anderen durch die bei nachlassender Beweidung sich ausbreitende Fiederzwenke, die auf großen Flächen einen für viele empfindliche Arten undurchdringlichen Grasfilz bilden kann. Auf den intakten Flächen sind viele Orchideen und andere besonders seltene Pflanzenarten wie Kreuz-Enzian, Mücken-Händelwurz, Fliegen-Ragwurz, Helm-Knabenkraut, Katzenpfötchen und Quendel-Kreuzblume zu finden. Speziell auf diesen Flächen sind viele Insektenarten anzutreffen.

Der Name Kaltes Feld weist auf eine traditionelle Feldnutzung hin. Die Äcker der Hack- und Halmfrüchte beherbergen eine stattliche Anzahl sehr seltener Ackerwildkräuter wie Gelber Günsel, Möhrenhaftdolde, Unechter Frauenspiegel oder Ackerspatzenzunge.

Weitere landschaftsprägende und gliedernde Elemente sind die Hecken. Sie entstanden, weil beim Pflügen Steine an die Oberfläche kamen, die aufgeslesen und am Feldrand aufgeschüttet wurden. Auf diesen Lesesteinwällen oder Steinriegeln entwickelten sich Schlehen-Liguster-Hecken. Mit ihrem vorgelagerten Krautsaum sind sie die Lebensräume für viele Vogelarten wie Neuntöter, Baumpieper und Dorngrasmücke sowie für vielerlei Insekten.

Zur biologischen Vielfalt des Schutzgebietes tragen nicht zuletzt die Hangwälder bei. An den schattigen, feuchten Stellen treten Schlucht- und Kleebwälder (Ahorn-Eschenwald) auf. An sonnigen Hängen sind verschiedene Formen der Platterbsen-Buchenwälder anzutreffen. Wichtige Vertreter der Krautflora sind hier Frühlings-Platterbse, Goldnesel, Lungenkraut, Vielblütige Weißwurz, Mandelblättrige Wolfsmilch, Buschwindröschen, Rotbraune Stendelwurz und Weißes sowie Rotes Waldvögelein.



Mitglieder der «Arbeitsgemeinschaft Botanik» in Schwäbisch Gmünd haben auf dem Kalten Feld und seiner Umgebung insgesamt 460 Pflanzenarten erfaßt, von denen allein 97 Arten in der «Roten Liste» von Baden-Württemberg enthalten sind. Mit 65 Arten der Tagfalter und Widderchen ist das Gebiet für diese Tiergruppe als sehr artenreich zu bezeichnen; 22 dieser Arten sind in der «Roten Liste» notiert.

Besonders wichtig ist die Erhaltung und Förderung der großflächigen Wacholderheiden und Kalkmagerwiesen. Hierzu ist weiterhin eine Schafbeweidung durch den Wanderschäfer erforderlich. Auf weniger wüchsigen Flächen genügt eine extensivere Beweidung. Flankierend zur Schafbeweidung ist auch künftig das Zurückdrängen der Gehölzsukzession notwendig, d. h. es sind regelmäßig Entbuschungsmaßnahmen erforderlich. Bei der Bewirtschaftung der Äcker und Wiesen ist eine enge Zusammenarbeit mit Landwirten erwünscht. Als ge-

meinsames Ziel sollte die Förderung der seltenen und bedrohten Ackerwildkräuter sowie der blütenreichen Kalkmagerwiesen angestrebt werden. Mit dem Abschluß von Pflege- und Extensivierungsverträgen können die Leistungen der Landwirte zur Landschaftspflege oder die Mindererträge ausgeglichen werden.

Im Dezember 1994 wurde vom Regierungspräsidium Stuttgart in Zusammenarbeit mit der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege das rund 635 Hektar große Naturschutzgebiet «Kaltes Feld mit Hornberg, Galgenberg und Eierberg» rechtsverbindlich ausgewiesen. In diesem Gebiet besteht ein reichliches Angebot an Wegen unterschiedlicher Länge, die auch für Rundwanderungen geeignet sind. Ein Faltblatt der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart, das in den Gasthäusern und Berghütten ausliegt, enthält weitere Informationen und insbesondere eine Karte mit den Wanderwegen.



Klaus Thinius-Hüser Schnelle Hilfe tut not: Die Zehntscheune in Rohrbach a. G.

Die Erwähnung der Rohrbacher Zehntscheune im «Dehio» – *Bau- und Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg* – verweist auf die Bedeutung des Objekts. Wirtschaftsbauten sind hier grundsätzlich nur dann aufgeführt, wenn sie bau- und kunsthistorisch von hervorragender Qualität sind. Das sieht man der Zehntscheune zur Zeit allerdings von außen nicht an.

Die Zehntscheune gehört zum ehemaligen Schloß, einem großen, aber sonst unauffälligen Gebäude am Ortseingang aus Richtung Eppingen. Das gesamte Anwesen wird seit längerer Zeit landwirtschaftlich genutzt, und die Zehntscheune war mehr schlecht als recht Abstellraum für Geräte und Wagen. Der Besitzer ist zwar guten Willens, das Gebäude zu erhalten, sieht sich aber wegen des schlechten Zustandes und des geringen Nutzens für seinen Betrieb außerstande, die notwendigen Erhaltungsmaßnahmen durchzuführen.

Die Rohrbacher Zehntscheune ist nach der Größenordnung und dem baulichen Zustand unauffällig bis unansehnlich. Sie mißt im Grundriß knapp acht auf dreiundzwanzig Meter und erreicht bei einer Firsthöhe von etwa zehn Metern einen umbauten

Raum von ca. eintausendzweihundert Kubikmetern. Bemerkenswert ist das sehr steile Dach mit den Vollwalmen. Die Dachdeckung ist in einem sehr schlechten Zustand. Alle Außenwände sind stark geschädigt, die straßenseitige Traufwand weist eine beängstigende Schiefstellung auf. Bei weiteren Verformungen besteht akute Einsturzgefahr.

Das Äußere des Objekts läßt keinerlei Schlüsse auf das Innenleben zu. Erst nach dem Eintreten in die Zehntscheune erkennt man ihre besonderen Qualitäten, den vom Boden bis unter den First durchgängigen Großraum, der von bemerkenswerten Hänge-Sprengwerken gegliedert wird. Als Baujahr ist 1716 genannt. In jener Zeit stand diese Art der Konstruktion in voller Blüte. Der steilen Dachneigung wegen sind zwei liegende Stühle übereinander angeordnet. Die zweiteilige Hängestange und die beiden Streben kreuzen Kehlbalken und Stuhlriegel. Die Hängesäule umgreift den doppelten Längsunterzug und reicht mit dem notwendigen Vorholz etwa einen halben Meter in die Halle. Da die Hänge-Sprengwerke aus Eichenholz bestehen, sind sie in einem wesentlich besseren Zustand als

die Außenwände. Mit deren weiteren Verfall ist aber auch die gesamte Dachkonstruktion bedroht. Eine schnelle Hilfe tut not! Aber diese ist, wie so oft bei historischen Gebäuden, nur in einer gemeinsamen Aktion von Eigner, Gemeinde und Denkmalpflege möglich. Die Vertreter der Gemeinde sollten mit den Einwohnern gemeinsam überdenken, ob mit der Zehntscheune nicht ein wertvolles Kulturgut gerettet werden kann. Und die Denkmalpflege müsste trotz finanzieller Engpässe größtmögliche Anstrengungen unternehmen, dieses Objekt zu erhalten. Derzeit sind Studenten der Karlsruher Architekturfakultät dabei, ein verformungsgetreues Aufmaß der Zehntscheuer nebst Schadensdokumentation zu erstellen. Damit wäre demnächst eine solide, kostenneutrale Planungsgrundlage gegeben. Und das wäre doch ein guter Einstieg zur Rettung dieses interessanten Objektes.

Die Auseinandersetzung mit alten Gebäuden ist ohne den geschichtlichen Hintergrund unvollständig. Das gilt besonders für die historischen Kelterhäuser, da sie als Gemeinschaftseinrichtungen in einer besonderen gesellschaftlichen Abhängigkeit stehen. Sie sind in der Regel Bannkeltern und spiegeln das Feudalsystem mit Herrschaft und Abhängigkeit, Frohndienst und Zehntabgaben.

Klaus Thinius-Hüser: Historische Kelterhäuser in Baden-Württemberg, «Schwäbische Heimat» 1993/4, S. 338 ff.

Die Zehntscheune in Rohrbach bei Eppingen, mitten im Kraichgau gelegen. Der Bau von 1716 hat eine historische und eine technische Dimension. Durch bemerkenswerte Hänge-Sprengwerke aus Eichenholz entstand ein Großraum ohne Stützbalken.



Werner Mezger Lokale Festbräuche als Bildschirmereignis – Zum volkskundlichen Film im Fernsehen der 90er Jahre

Das Verhältnis zwischen den Herstellern wissenschaftlich anerkannter volkskundlicher Filme und den Vertretern des Mediums Fernsehen ist bis heute von tiefem Mißtrauen erfüllt: Während einerseits die filmenden Ethnologen ihr Material den Sendeanstalten lieber gar nicht erst anbieten, winken andererseits auch die Fernsehmacher schon im Vorfeld ab, indem sie darauf hinweisen, daß man derartige Produkte den Zuschauern nicht zumuten könne. Woher kommt diese merkwürdige Unvereinbarkeit der Ansprüche? Offenbar resultiert sie aus der spezifischen Tradition des volkskundlichen Films, der von Anfang an ausschließlich als Lehr- und Forschungsfilm und nicht für die breite Öffentlichkeit konzipiert war. Walter Dehnert hat dies erst vor kurzem in seiner Dissertation umfassend dargestellt¹.

Volkskundliches Filmschaffen und Fernseharbeit – eine unvereinbare Geschichte?

Seit den 50er Jahren wurde die ethnologische Filmarbeit geprägt durch das «Institut für den Wissenschaftlichen Film» (IWF) in Göttingen und dessen Leiter Gotthard Wolf, der mit seiner *Encyclopaedia Cinematographica* (EC) Standards für den Film im Dienste der Forschung gesetzt hatte, die sich später als höchst problematisch erwiesen. Wolfs Ziel war es, der Wissenschaft optische «Bewegungs-Dauerpräparate» zur Verfügung zu stellen, deren Wirklichkeitsgehalt möglichst hoch sein sollte². Obwohl sich schon bald abzeichnete, daß der Anspruch einer objektiven Realitätswiedergabe im Film reine Illusion war, wurden nach den Richtlinien der EC in den 50er und 60er Jahren zahlreiche volkskundliche Filme hergestellt. Es entstanden Streifen von 5 bis 30 Minuten Dauer, überwiegend in Schwarzweiß. Vor allem aber waren sie stumm, also ohne Originalton und Kommentar, weil die Devise hieß: *Dokumentieren – nicht interpretieren, registrieren – nicht gestalten*.³ Die Interpretation und Kommentierung der EC-Filme lieferte jeweils erst eine schriftliche Begleitpublikation des verantwortlichen Fachwissenschaftlers.

Daß ein derart exklusives Filmschaffen auf der Basis reiner Wissenschaftlichkeit und in bewußter Distanz vom interessierten Laien mit den Zielsetzungen des Massenmediums Fernsehen nichts gemein

hatte, versteht sich von selbst. Gotthard Wolf hat den Kontakt zum Fernsehen offenbar auch nie gesucht. Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund wurde innerhalb der Volkskunde allmählich Kritik am Konzept der EC laut. Hermann Bausinger warnte bereits 1962 vor einer Selbstisolierung des wissenschaftlichen Films und ermunterte gar dazu, den Mut zum *unwissenschaftlichen Film* aufzubringen⁴. Seit Mitte der 60er Jahre ging die Herstellung neuer volkskundlicher Filme in Göttingen mehr und mehr zurück: einerseits, weil die Gelder aus dem großen VW-Förderungsprogramm versiegtten, andererseits aber wahrscheinlich auch, weil inzwischen das Fernsehen eine eigene Bildsprache entwickelt und damit ganz andere Standards geschaffen hatte. 1967 wurde zwar in Würzburg von der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) eigens eine Kommission für den wissenschaftlichen Film ins Leben gerufen, aber als deren Mitglieder bei einer Tagung in Detmold 1969 ein studentisches Go-in erlebten, stellten sie ihre Tätigkeit wieder ein⁵.

In dieser Situation beschritt Ingeborg Weber-Kellermann in Marburg einen neuen Weg. Als erste Vertreterin der wissenschaftlichen Volkskunde produzierte sie – unabhängig von den Maßgaben des IWF und der EC – volkskundliche Filme mit dem Fernsehen. So entstanden von 1969 bis 1981 insgesamt 42 Sendungen des Hessischen Rundfunks⁶. Unter dem Eindruck ihrer Erfahrungen regte Ingeborg Weber-Kellermann 1970 in der dgv die Bildung einer Fernsehkommission an. Zur Begründung hieß es: *Die beherrschende Rolle, die das Fernsehen als Massenkommunikations- und Unterhaltungsmittel im gesamtgesellschaftlichen Rahmen spielt, kann kaum überschätzt werden. Eine Gesellschaftswissenschaft wie die Volkskunde sollte daher dieses Medium sowohl als Objekt wie als Subjekt in sein Interessengebiet mit einbeziehen*. Gleichzeitig wurde gefragt: *Wie kann die praktische Zusammenarbeit mit den Fachkräften der Fernsehanstalten organisiert werden?*⁷ – Am Ende kam die Kommission allerdings nicht zustande. Die Resonanz im Fach auf Weber-Kellermanns Fernsehfilme blieb verhalten: Fernsehen galt vielen Wissenschaftlern immer noch als unseriöses Medium.

Mittlerweile aber waren selbst auch bei den Fernseh-Skeptikern die Zweifel an den Normen der EC so gewachsen, daß die Produktion ethnologischer Filme fürs IWF in den 70er Jahren weiter nachließ

Mit spektakulären Massenszenen und einem Historienspiel um den Brand einer Mühle begehen die Haller Salzsieder jedes Jahr am Pfingstmontag ihr Kuchen- und Brunnenfest (Standfoto aus der Sendung «Feste und Bräuche '94», Teil 1).



und in den 80er Jahren praktisch so gut wie zum Erliegen kam. Erst 1985 entzündete sich die innerfachliche Diskussion neu, als Konrad Grunsky-Peper eine Art Nekrolog auf die EC-Filmtradition schrieb, der in dem Satz gipfelte: *Inzwischen ist ein Stand erreicht, wo die Verwendung der Göttinger Filme im Fach Volkskunde bei den Studenten, die heute sämtlich der Fernsehgeneration zuzuzählen sind, auf Befremden oder sogar Ignoranz stößt.*⁸ Rolf Wilhelm Brednich replizierte hierauf umgehend, indem er für eine Revision der starren Regeln des bisherigen volkskundlichen Films plädierte⁹. Und wenig später meldete sich Edmund Ballhaus mit einem programmatischen Beitrag über künftige ethnologische Filmarbeit zu Wort¹⁰.

In der weiteren Fachdiskussion wurde immerhin einhellig als eines der größten Defizite des bisherigen volkskundlichen Films die Tatsache erkannt, daß die darin agierenden Menschen sich selbst überhaupt nicht verbal äußern konnten, womit der eigentlich zentrale Teil der Lebenswirklichkeit ausgeblendet worden sei. Rolf Wilhelm Brednich gestand diese Schwäche sogar offen für einen 1983 von ihm selbst gedrehten Forschungsfilm ein und gab zu, daß es der Südwestfunk Baden-Baden abgelehnt habe, ihn zu senden, mit dem Argument, es fehle ihm an Leben. Den bereits Ende der 70er Jahre produzierten Filmen des Schweizer Ethnologen

Hans-Ulrich Schlumpf, der eng mit dem Fernsehen zusammengearbeitet hatte, attestierte Brednich dagegen, daß sie *Wärme und Menschlichkeit* ausstrahlten, weil darin *einfachen Leuten, die über keinen Apparat verfügen, das Wort gegeben werde*¹¹.

Vor dem Hintergrund der neu belebten Diskussion wurde 1988 die Kommission für den volkskundlichen Film in der dgV wieder gegründet, die auch gleich eine Resolution ans IWF richtete und darin unter anderem die Anerkennung des neuen – etwa von Schlumpf vertretenen – Filmtypus als zusätzliche Kategorie des wissenschaftlichen Films verlangte. Zum Medium Fernsehen wurde in einem ersten Grundsatzpapier immerhin festgestellt, daß dort *unausgeschöpfte Möglichkeiten im Hinblick auf zukünftige volkskundliche Berufsbilder* lägen¹². Die Kommission tagt seither in regelmäßigen Abständen. Parallel dazu geht der Diskurs über den volkskundlichen Film weiter. Zu den wichtigsten jüngeren Beiträgen gehören dabei wohl Schlumpfs *Gedanken zur Dramaturgie des Dokumentarfilms*, in denen er sich für die Entwicklung einer kommentierten Filmsprache im Sinne des epischen Erzählens nach Brecht und für einen bewußten inhaltlichen Spannungsaufbau der audiovisuellen Dokumente einsetzte – nicht zuletzt unter dem Aspekt ihrer Sendbarkeit im Fernsehen¹³.

In Sachen kontinuierlicher Zusammenarbeit zwi-

schen Volkskunde und Fernsehen aber blieb Ingeborg Weber-Kellermann die große Ausnahme. Was freilich die von ihr gesetzten Standards angeht, so haben sich die Dinge heute grundlegend gewandelt. Vor allem die frühen Marburger Beiträge vom Ende der 60er und vom Beginn der 70er Jahre waren sehr stark dem Bildungsfernsehen verpflichtet und brauchten sich um die Publikumsgunst noch kaum zu kümmern.

Bezeichnenderweise liegen für die Erstsendungen in «Hessen 3» auch keinerlei Einschaltquoten vor, weil diese damals schlichtweg nicht erhoben wurden¹⁴. Unbeschadet der Qualität der Inhalte muß aus moderner Sicht nüchtern festgestellt werden, daß derartige Produktionen, die in ihrer Machart deutlich an Telekolleg und Schulfunk erinnern, auf dem heutigen Medienmarkt im Abendprogramm nicht mehr durchzusetzen wären: Angesichts des Endes der Monopolstellung der öffentlich-rechtlichen Anstalten durch die seit 1984 bestehende Konkurrenz privater Anbieter – allen voran SAT 1 und RTL – und im Zeichen des immer unerbittlicher werdenden Kampfes um Quoten und Marktanteile gelten für volkskundliche Filme, die im heutigen Fernsehen eine Chance haben sollen, ganz andere Gesetze. Diese totale Veränderung der Situation ist im Fach Volkskunde so gut wie überhaupt noch nicht realisiert worden.

*Feste und Bräuche in Südwest 3 –
fernsehjournalistische Alleingänge*

Völlig abgekoppelt von allen wissenschaftlichen Debatten, hat sich unterdessen das Fernsehen längst selbst des volkskundlichen Themenbereichs bemächtigt und eine Fülle einschlägiger Sendungen auf eigene Faust realisiert. Mit besonderer Dynamik verlief diese Entwicklung in «Südwest 3», dem regionalen Gemeinschaftsprogramm, das der Süddeutsche Rundfunk (SDR) in Stuttgart, der Südwestfunk (SWF) in Baden-Baden und Mainz sowie der Saarländische Rundfunk (SR) in Saarbrücken für die drei Bundesländer Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Saarland anbieten. Innerhalb von Gesamt-Südwest 3, das nach Aussage des früheren Fernsehdirektors des SWF Baden-Baden, Kurt Rittig, vor allem die «gesellschaftliche, geschichtliche und kulturelle Identität» der Sendegebiete aufzeigen möchte¹⁵, gibt es wiederum bestimmte Sendezeiten, in denen sich die Anstalten trennen, um für jedes der drei Bundesländer ein eigenes Programm auszustrahlen: Regionalsendungen, lokale Reportagen, Porträts oder Gespräche, die wegen ihrer engeren Ortsbezogenheit jenseits der Landesgrenzen nur bedingt interessieren.

Eines dieser sogenannten «Landesfenster» besetzt seit 1987 der «Treffpunkt Baden-Württemberg»,



Wie Wesen aus einer anderen Welt muten die Kuhhornbläser beim Klausjagen in Küßnacht am Rigi in der Innerschweiz an; akustisch unterstützt werden sie von mehreren hundert «Triichlern», die bei jedem Schritt eine große Kuhglocke (Treichel) rhythmisch von einem Oberschenkel auf den anderen umsetzen (Standfoto aus der Sendung «Feste und Bräuche '94», Teil 2).

eine wöchentlich wiederkehrende Sendung mit fixem Programmplatz am Sonntagabend, ursprünglich von 17.45 bis 18.15 Uhr, seit 1994 um 5 Minuten verkürzt, aber in der deutlich attraktiveren Zeit von 19.05 bis 19.30 Uhr. In Form einer moderierten Reportage wird hier über Feste, Veranstaltungen und Aktionen – kurz über aktuelle Kulturphänomene im Land berichtet. Der Erfolg der Sendung, die sich über Jahre hinweg mit wachsenden Einschaltquoten behaupten konnte, erklärt sich wohl nicht zuletzt dadurch, daß hier ganz unmittelbar die Bedürfnisse der modernen «Erlebnisgesellschaft» befriedigt werden, wie sie Gerhard Schulz in seiner großen Studie von 1992 beschrieben hat¹⁶. Was die Auswahl des jeweils zu reportierenden Ereignisses betrifft, so orientiert sie sich weniger an einem langfristigen Gesamtkonzept als vielmehr an den von Fall zu Fall immer wieder neu gestellten beiden fernsehjournalistischen Grundfragen: Ist das Thema von allgemeinem Interesse, und ist es bildschirmgerecht¹⁷?

Innerhalb dieses fest abgesteckten Sendungstyps erwies sich nun die Berichterstattung über lokale Traditionsfeste und Bräuche im Lauf der Zeit zunehmend als Zuschauer magnet. So stieg die Zahl entsprechender Beiträge im «Treffpunkt» seit 1989 kontinuierlich an, wobei es nicht uninteressant wäre, diese Entwicklung einmal eigens auf ihre zeitliche

Korrelation mit dem Prozeß der deutschen Einheit und der damit möglicherweise verbundenen Entstehung eines neuen Identitätsgefühls der Zuschauer zu untersuchen. Hatten 1989 die Filme über Feste und Bräuche noch ganze 4% des Gesamtjahresangebots an «Treffpunkt»-Themen ausgemacht, lag ihr Anteil 1990 schon bei 8%, 1991 bei 10%, 1992 bei 12%, 1993 bei 29% und 1994 gar bei 44%. Auf diese Weise entstanden im Verlauf von wenigen Jahren über 60 Dokumentationen von lokalen Traditionsfesten und Brauchphänomenen im südwestdeutschen Raum¹⁸. Der Gesamtbestand des IWF an volkskundlichen Filmen für das genannte Gebiet beläuft sich – zum Vergleich – auf rund 45 Titel¹⁹.

Die Produktionsweise der einzelnen Filme hat inzwischen weitgehend Routinecharakter: Jeweils auf ein halbes Jahr im voraus wird der Themenkatalog festgelegt. Die intensiven Recherchen und Vorbereitungen am Drehort beginnen etwa vier bis sechs Wochen vor dem Drehtermin in engem Gesprächskontakt mit den jeweiligen Veranstaltern. An jeder Sendung sind zwei bis drei Redakteure beteiligt. Gedreht wird durchweg mit EB-Ausrüstung (EB = elektronische Bildaufzeichnung), wobei je nach der Komplexität des zu dokumentierenden Geschehens bis zu vier Kamerateams gleichzeitig zum Einsatz kommen. Der/die Moderator/in, der/die später

Zu den aufwendigsten Nikolausbräuchen des Alpenraums gehört das Klausjagen in Küßnacht am Rigi in der Innerschweiz. Die eigentliche Hauptfigur, der Samichlaus (= Sankt Nikolaus) im Bischofsornat, verliert sich fast in dem mehrstündigen nächtlichen Lichter- und Lärmumzug, an dem über 800 Männer teilnehmen (Standfoto aus der Sendung «Feste und Bräuche '94», Teil 2).



auch den Off-Text spricht, stößt erst am eigentlichen Drehtag dazu – allerdings nach gründlicher Vorab-sprache und gemeinsamer Formulierung der Moderationen mit dem gesamtverantwortlichen Redakteur. Für Schnitt, Textanlage und Tonmischung stehen je nach der Zeitspanne zwischen Aufzeichnung und Sendetermin bestenfalls sechs Tage, schlechtestenfalls nur wenige Stunden zur Verfügung. Als Grundsatz bei den Dreharbeiten vor Ort gilt, das ablaufende Geschehen durch die Präsenz der Aufnahmetechnik möglichst wenig zu beeinflussen und insbesondere nichts eigens für die Kamera zu inszenieren. Differenziertere historische Erklärungen oder Informationen zum Verständnis der bedeutungsgeschichtlichen Hintergründe des jeweiligen Ereignisses, die sich über den reinen Kommentartext aus dem Off nicht vermitteln lassen, werden durch Statements von Experten im On oder durch vorher produzierte Zuspilffilme in die Sendungen eingebaut. Und last not least muß nach Maßgabe der Redaktionsleitung jeder «Treffpunkt» auch noch eine Reihe von «O-Tönen» (= Original-Tönen) enthalten, in denen sich Akteure oder Veranstaltungsbesucher äußern.

Bestärkt durch den anhaltenden Erfolg der «Brauchtums-Schiene» – so die senderinterne Bezeichnung für das neu entdeckte Genre – entschlossen sich die Verantwortlichen des Südwest 3-Landesprogramms Baden-Württemberg 1992 erstmals, ein größeres Brauchereignis in einer sonntagnachmittäglichen Sondersendung fürs gesamte Südwest 3-Gebiet live zu übertragen. Es war ein Narren-Umzug in Bad Cannstatt, der nur alle vier Jahre stattfindende große Narrensprung der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte. Die Publikumsresonanz dieses Versuchs führte wiederum dazu, daß seither jährlich gleich an mehreren Sonntagen vor Fastnacht derartige Umzüge live gesendet werden. Hinzu kommen inzwischen weitere Live-Übertragungen von wechselnden sommerlichen Brauchveranstaltungen wie etwa dem Kuchen- und Brunnenfest der Haller Salzsieder, dem Ulmer Fischerstechen, dem Ravensburger Rutenfest und anderen mehr. Als vorläufig letzte Stufe der Entwicklung gab es schließlich am 2. und 3. Januar 1995 erstmals zwei 60-Minuten-Sondersendungen im Abendprogramm von Gesamt-Südwest 3, in denen unter dem Titel «Feste und Bräuche im Jahr 1994» nochmals Ausschnitte aus den «Treffpunkten» der vorausgegangenen zwölf Monate gezeigt wurden. Der inhaltliche Anspruch bei sämtlichen geschilderten Vermittlungsformen regionaler Brauchereignisse via Bildschirm besteht nach Aussage der Macher darin, dem Publikum «seriöses

Infotainment» zu bieten. Im Klartext: die Zuschauer sollen auf unterhaltsame Weise über kulturelle Erscheinungen ihrer Heimat informiert werden.

Wie immer man seitens der universitären Volkskunde zu dieser Zielsetzung des Fernsehens stehen mag, unbestreitbar ist, daß in den Sendeanstalten heute mehr denn je Bedarf an entsprechend qualifizierten Absolventen des Fachs bestünde. Der hier zu erwartende Wissenschafts-Transfer fand bisher allerdings nicht statt: Unter den acht ständigen «Treffpunkt»-Redakteuren, jeder von ihnen mit Hochschulabschluß, reicht die Bandbreite der studierten Fächer von Biologie bis Theologie, von Sozialpädagogik bis Anglistik – ein Volkskundler ist nicht dabei. Daß der Verfasser 1992 mit der Stuttgarter Redaktionsleitung in Kontakt kam und seither bei einer Reihe von Sendungen mitgewirkt und seine Kenntnisse als Fachwissenschaftler eingebracht hat, war eher Zufall. Ständige informelle Kontakte zwischen den volkskundlichen Instituten der Universitäten, den Landesstellen für Volkskunde und den Rundfunk- bzw. Fernsehanstalten des Landes, wie sie eigentlich wünschenswert wären, existieren nicht.

Reichweiten, Quoten, Marktanteile – ein Kapitel Zuschauerforschung

Von den Repräsentanten der wissenschaftlichen Volkskunde in Forschung und Lehre gab es auf die Konjunktur volkskundlicher Sendungen in Südwest 3 bislang noch kaum Rückmeldungen. Die einzige intensivere Auseinandersetzung damit fand in einer Magisterarbeit statt, die 1994 in Tübingen entstanden ist. Martin Häußermann hat die Produktion einer «Treffpunkt»-Sendung über die 525. Waldshuter Chilbi von den ersten Recherchen bis zur Fertigstellung als teilnehmender Beobachter begleitet, um nach der Ausstrahlung am 22. 8. 1993 erneut an den Drehort zurückzukehren und die Akteure zu befragen. Titel seiner Untersuchung: *Die mediale Konstruktion eines Stadtfestes im Urteil der Dargestellten*. Über Häußermanns Ergebnisse ist hier nicht im Detail zu berichten, außer daß er bei den Einheimischen ein hohes Maß an Zufriedenheit mit dem filmischen Endprodukt konstatiert. Den Sendungstyp «Treffpunkt» identifiziert er als ein «ganz eigenes Genre» zwischen PR-Video und ethnologischem Film²⁰. Etwas weltfremd wirkt es allerdings, wenn er zuletzt zu dem Resümee gelangt, daß der Produktionszeitraum zu gering, die finanziellen Mittel des Fernsehens zu knapp, die Sendelänge zu kurz und das Fehlen einer Begleitbrochüre bedauerlich gewesen seien²¹.

Perspektiven, die nur im Fernsehen möglich sind: Das alle vier Jahre stattfindende Ulmer Fischerstechen auf der Donau aus der Sicht einer Unterwasserkamera (Standfoto aus der Sendung «Feste und Bräuche '94», Teil 2).



Nun hat die von Häußermann durchgeführte Befragung der im Film Dargestellten für die Volkswunde sicher einigen Erkenntniswert; für die Medienleute ist sie nur von marginalem Interesse. Für sie kommt es weniger auf die Resonanz ihrer Sendung vor Ort als auf deren Akzeptanz beim Gesamtpublikum an, worüber die Zuschauerforschung Auskunft gibt. Deren Daten werden seit 1985 im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Fernsehforschung (AGF) von der Gesellschaft für Konsum-, Markt- und Absatzforschung e. V. (GfK) in Nürnberg ermittelt und sind z. B. für Südwest 3 über Videotext-Tafel 368 abrufbar. Die Zahlen beruhen auf einer sekundengenauen Messung in bundesweit 4400 repräsentativ ausgewählten Haushalten (Stand: Januar 1995). Erhoben werden: an erster Stelle die *Gesamtzuschauerzahl in Tausend*, dann die *Haushaltsquote*, die den auf ein Programm entfallenden Anteil der Gesamthaushaltszahl in einem bestimmten Sendegebiet in einer bestimmten Zeit beschreibt, und schließlich – für die Fernsehanstalten eigentlich am wichtigsten – der *Marktanteil*, der den auf ein Programm entfallenden Anteil an der Gesamtfernsehnutzung innerhalb eines bestimmten Zeitraumes festhält, oder der, einfacher ausgedrückt, darüber Auskunft gibt, wieviel Prozent aller fernseherschauenden Personen sich in der betreffenden Zeitspanne für den untersuchten Kanal entschieden haben.

Durch das sekundengenauere Meßverfahren ergibt sich nun für jeden Kanal eine detaillierte Kurve der Zuschauerentwicklung in einem bestimmten Gebiet während jeder Phase einer Sendung. Als konkretes Beispiel dazu sollen hier die Kurven jener zwei Fernsehprogramme im Programm Südwest 3 vom 2. und 3. 1. 1995 dienen, an denen die beiden erwähnten Sendungen über «Feste und Bräuche im Jahr 1994» liefen²². Auf der waagrechten Achse der Graphik ist in 5-Minuten-Schritten die Zeitspanne von 20.00 bis 23.00 Uhr eingetragen, und auf der senkrechten erscheint die Gesamtzuschauerzahl im Südwest 3-Gebiet in Millionen. Die Entwicklung am ersten Abend wird durch die grüne, die am zweiten durch die rote Kurve dargestellt. Beide Südwest 3-Abende beginnen mit einer sehr hohen Sehbeteiligung, die aber jeweils um 20.15 Uhr in der Größenordnung von mehreren Hunderttausend steil absinkt. Der Grund dafür ist, daß viele Zuschauer nach der erfolgreichsten Südwest 3-Sendung «Landesschau aktuell» (jeden Werktag 19.48 bis 19.58 Uhr) den Kanal nicht wechseln, sondern die «Tageschau» der ARD, die auch über Südwest 3 ausgestrahlt wird, eben dort mitverfolgen und sich erst danach neu im Fernsehmarkt orientieren. Beim Beginn der beiden volkswissenschaftlichen Sendungen, jeweils um 21.15 Uhr, tut sich sowohl am ersten als auch am zweiten Abend nichts Nennenswertes: die

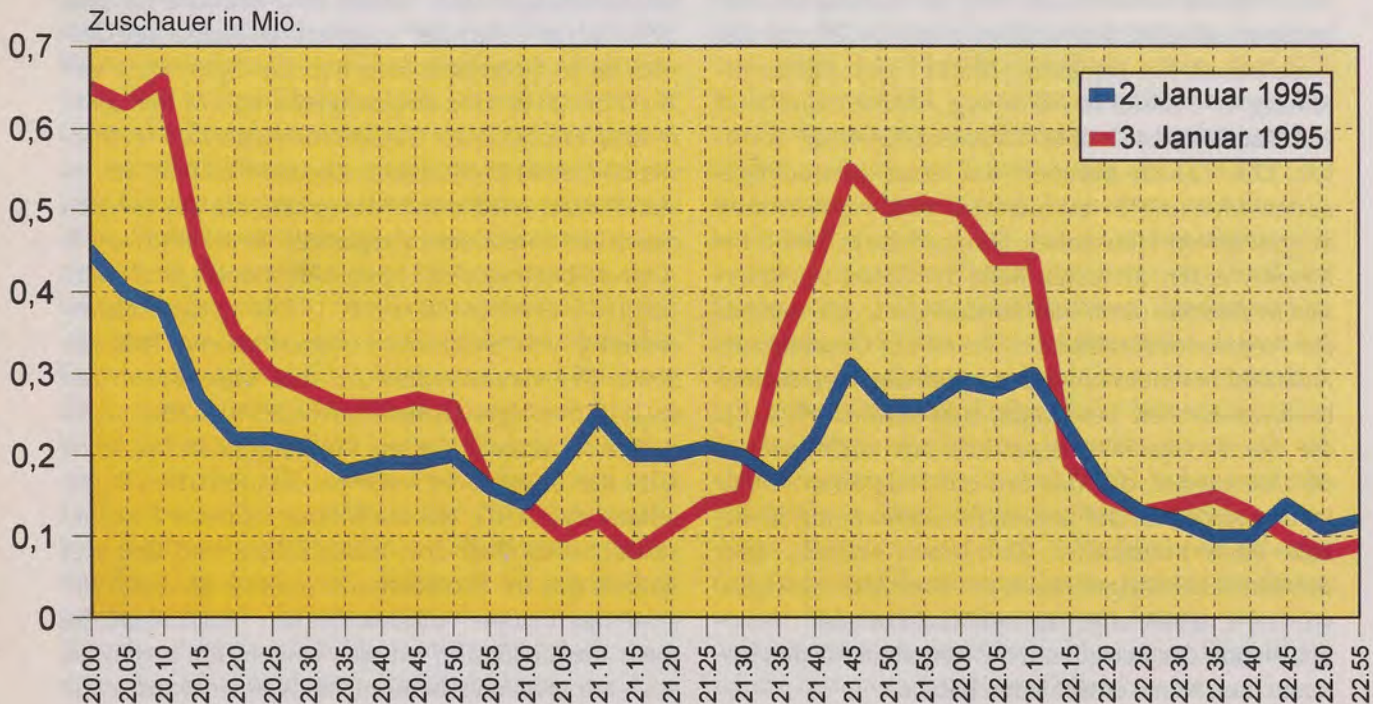
Sehbeteiligung bleibt relativ schwach, ja sinkt sogar geringfügig ab. Plötzlich jedoch, gegen 21.45 Uhr, also zur Sendungsmitte hin, kommt beide Male Bewegung in die Szene. Jetzt sind nach dem Programmschema von ARD und ZDF die prime time-Sendungen im Ersten und Zweiten zu Ende, und die Zuschauer gehen auf Suche. Pünktlich zwischen 21.45 und 21.50 Uhr ist denn auch am ersten Abend mit etwa 320 000 und am zweiten mit rund 550 000 Zuschauern jeweils der Gipfel der Sehbeteiligung bei «Feste und Bräuche» erreicht. An beiden Abenden verlieren aber schon nach etwa 5 Minuten je rund 50 000 Zuschauer wieder das Interesse und schalten erneut um; die verbleibende Zuschauer-menge aber pendelt sich am 2. 1. auf knapp 300 000 und am 3. 1. auf etwas unter 500 000 ein. Exakt am Ende der Sendung um 22.15 Uhr kommt es dann beide Male zu einem sehr klaren Um- und Abschaltprozeß. Was übrigens die deutlich höhere Sehbeteiligung an der zweiten Sendung betrifft, so ist sie im wesentlichen damit erklärbar, daß am 3. 1. ein gewisser Prozentsatz der Zuschauer vom Vortag wieder zu Südwest 3 zurückgefunden hat, um Teil 2 der Sendung zu sehen, und daß sich zu diesem Stammpublikum die neuerlichen Zufallsgäste noch addiert haben.

Welche Folgerungen sind nun aus solchen Erkenntnissen zu ziehen? Ohne jeden Zweifel bedeuten sie das Ende der oft gehegten idealistischen Illusion vom gezielt fernsehenden Bürger. Wir müssen uns

von der Vorstellung verabschieden, daß der Durchschnitts-Fernsehnutzer eine bewußte Entscheidung im voraus trifft und seine Sendungen nach der Programmzeitschrift auswählt. In Wirklichkeit besteht das Heer der Zuschauer ganz überwiegend aus einer dispersen Masse²³ rastlos mit der Fernbedienung von Kanal zu Kanal «zappernd» Individuen, die mal hier, mal da hängenbleiben und kaum je eine Sendung von Anfang bis Ende sehen. Betrachtet man die Dinge in dieser Form realistisch, bleibt nach den beiden Südwest 3-Sendungen «Feste und Bräuche im Jahr 1994» keineswegs Katerstimmung zurück. Im Gegenteil: Beide Male – so das Fazit der Verantwortlichen – brachten die volkswissenschaftlichen Beiträge neben der Tagesschau die jeweils höchste Zuschauerzahl des gesamten Südwest 3-Fernseh-abends. Ergo: Es wird diese Art von Sendung auch 1996 wieder geben.

Der methodische Zugang zur Wirkungsanalyse ethnologischer Sendungen mit Hilfe von Daten der Medienforschung ist in der Volkskunde bisher noch nie versucht worden. Auf diese Weise könnte eine Art komplementärer Studie zu Martin Häußermann entstehen. Ein dringendes Desiderat wäre das vor allem deshalb, weil die rein quantifizierenden Verfahren der kontinuierlichen Fernsehforschung praktisch nichts über die Qualität der Rezeption aussagen. Völlig unklar ist, wie die Zuschauer eine Sendung erleben und mit welchem Aufmerksamkeitsgrad sie ihr folgen, geschweige denn, was

5-Minuten-Verlaufskurven der Zuschauerentwicklung bei den beiden Sendungen «Feste und Bräuche '94», ausgestrahlt in S3 am 2. und 3. 1. 1995, jeweils von 21.15–22.15 Uhr.



Eckhexen aus Aulendorf bei der Live-Übertragung des Narrentreffens in Markdorf am 19.2.1995 (Standfoto aus der Sendung).



ihnen davon im Gedächtnis bleibt. Nicht von ungefähr hat der Freizeitforscher Horst W. Opaschowski die Ansicht vertreten, daß hohe Einschaltquoten oft viel weniger über die Güte von Sendungen als über die Kontaktarmut von Menschen verriet²⁴. Vielleicht sind die Quoten sogar, zugespitzt formuliert, nichts anderes als simple Parameter kollektiver Langeweile der «einsamen Masse», wie sie David Riesman und andere für die USA beschrieben haben²⁵. Um so interessanter wäre es daher, wenn die Volkskunde einmal versuchen würde, ein nach Vorgaben der Medienforschung repräsentativ ausgewähltes Zuschauersample mit den von ihr entwickelten «weichen Methoden» zu bestimmten Sendungen zu befragen, um beispielsweise über narrative Interviews bisher unbekannte Einblicke ins Rezeptionsverhalten zu gewinnen²⁶.

Für solche volkskundlichen Studien als Ergänzung oder Korrektiv der Ergebnisse quantifizierender Fernsehforschung böte sich ein weites Feld, zumal das GfK-Datenmaterial von den Medienforschungsabteilungen der Sender noch viel genauer aufgeschlüsselt wird. So ergibt sich etwa aus dem Zahlenwerk des Gesamtüberblicks über die beiden genannten Sendungen, daß diese im Südwest 3-Gebiet von jeweils fast doppelt so vielen Frauen wie Männern gesehen wurden, daß die Hauptzuschauermasse sich dem Alter nach aus dem Personenkreis der über 50jährigen rekrutierte, während die

unter 30jährigen nahezu überhaupt nicht ins Gewicht fielen, daß hinsichtlich der geographischen Streuung der Zuschauer das Bundesland Baden-Württemberg gegenüber Rheinland-Pfalz und Saarland mit großem Abstand an der Spitze lag und vieles andere mehr²⁷. Die volkskundlichen Fragestellungen, die sich dazu entwickeln ließen, wären allesamt von hohem Interesse.

Mit welchen zusätzlichen, vom Anbieter nicht beeinflussbaren Variablen bei den Einschaltquoten einer Sendung übrigens auch gerechnet werden muß, mögen abschließend noch die 5-Minuten-Verlaufskurven der Liveübertragungen zweier Fastnachtsumzüge vom Februar 1995 zeigen. Als die erste der beiden sonntagnachmittäglichen Sonder-sendungen am 12. 2. 1995 lief, herrschte schönes, sonniges Vorfrühlingswetter, und viele Leute hatten Besseres zu tun, als zu Hause vor dem Fernsehgerät zu sitzen. So erreichte die Zuschauerzahl im Südwest 3-Gebiet (grüne Kurve) auch nur einmal kurz ein Maximum von 400 000. Am darauffolgenden Sonntag, dem 19. 2. 1995, dagegen war das Wetter unbeständig und regnerisch; und prompt kletterte die Zahl der häuslichen Fernsehkonsumenten (rote Kurve) aufs Doppelte der Vorwoche, ja hielt sich in der letzten Stunde der Übertragung sogar längere Zeit bei etwa 800 000, was einem Marktanteil von fast 25 Prozent, einem für Südwest 3 überragenden Wert, entspricht.

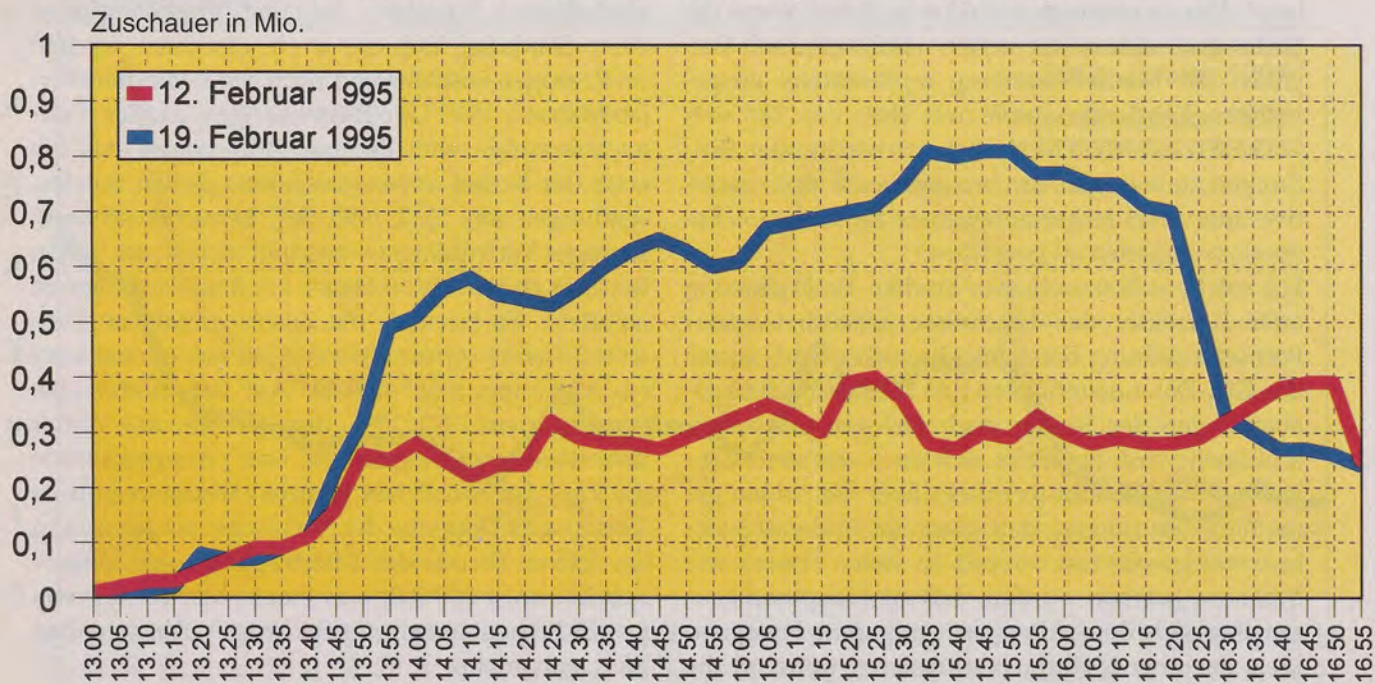
5-Minuten-Verlaufskurven wie die gezeigten lassen ahnen, warum die meisten Volkskundler vor der direkten Berührung mit dem Fernsehen oder gar vor einem persönlichen Engagement auf dem Bildschirm Scheu haben. Was sie abhält, ist wohl nicht so sehr die Distanzierung von allem «Populärwissenschaftlichen» – übrigens ein wenig hilfreicher Begriff –, sondern es ist die Angst vor dem erbarungslos plebiszitären Element des Mediums: Was der Zuschauer sehen will und was nicht, darüber stimmt er binnen Sekunden mit der Fernbedienung ab. Wenn nun Volkskundlerinnen und Volkskundler sich dennoch zur Fernseharbeit entschließen, müssen sie wissen, worauf sie sich einlassen. Vor allem muß ihnen klar sein, daß ihr Beitrag, der vom wissenschaftlichen Beraten hinter den Kulissen bis zum Agieren vor Mikrophon und Kamera reichen kann, zwangsläufig Teil einer umfassenden Kulturindustrie ist und daß die zu erbringende Leistung damit automatisch Warencharakter hat²⁸. Das Angebot muß sich, ob es will oder nicht, an der Nachfrage orientieren, sonst bleibt es im Mediengeschäft chancenlos. Als Mitwirkender auf der Produktionsseite sollte man daher im Vorfeld sehr genau abwägen, zu welchem – auch persönlichen – Preis man sich in die kulturindustriellen Marktmechanismen involvieren lassen möchte.

Hat man sich für diesen Schritt entschieden, so ist

die Arbeit an volkskundlichen Sendungen für den Ethnologen zweifellos eine Herausforderung. In einem hochgradig arbeitsteiligen Medium gilt es zunächst einmal, Teamfähigkeit zu üben. Für Grundsatzdebatten über die Strukturen des Mediums an sich bleibt da wenig Zeit. Was im übrigen die produktions-, rezeptions- und kommunikationstheoretischen Probleme des Fernsehens selbst angeht, so finden sich dazu entscheidende Ausführungen in dem von der Volkskunde bislang leider kaum genutzten Standardwerk von Christian Doelker *Kulturtechnik Fernsehen. Analyse eines Mediums*²⁹. Hier haben Volkskundler, die an einem Einstieg ins Fernsehmetier interessiert sind, ihrerseits sehr viel zu lernen.

Umgekehrt aber sollen und wollen natürlich auch die Medienleute von den Ethnologen lernen. Gerade bei der Produktion von Sendungen über Feste und Bräuche ist es Aufgabe der hinzugezogenen Fachwissenschaftler, die Fernsehredakteure über den Begriff Brauch erst einmal theoretisch zu informieren. Dabei müssen Kenntnisse vermittelt werden über das Wesen und die Herkunft eines Brauches, über seine widersprüchliche Determiniertheit durch konträre Kräfte wie Tradition und Wandel, Statik und Dynamik, Kontinuität und Veränderung³⁰, über seine Bedingtheit durch die Kulturdimensionen Zeit, Raum und soziale Schicht³¹, über seine neuen Sinngebungen und Funktionsverlagerungen und nicht zuletzt über den Grad seines Aufgehens im Folklorismus³². All dies müßte im Vor-

5-Minuten-Verlaufskurven der Zuschauerentwicklung bei den Übertragungen der beiden Narrentreffen in Immendingen am 12. 2. 1995 und in Markdorf am 19. 2. 1995, ausgestrahlt in S3 jeweils von 13.45–16.25 Uhr.



SDR-Reporterin
 Sonja Schrecklein
 und Autor
 Werner Mezger
 als Moderatoren der
 Live-Übertragung
 des Narrentreffens
 in Markdorf
 am 19.2.1995
 (Standfoto aus der
 Sendung).



feld bedacht sein und ins Bildschirm-Endprodukt einfließen, wenn eine Sendung mit volkscundlicher Thematik aus wissenschaftlicher Sicht vertretbar sein soll.

Was nun die konkrete inhaltliche Strukturierung und die formale Gestaltung ethnologischer Fernsehbeiträge betrifft, so liefert deren zwangsläufige Nachfrageorientiertheit klare Vorgaben: Zunächst einmal müssen einschlägige Sendungen, wenn sie erfolgreich sein wollen, eine den heutigen Sehgewohnheiten angemessene (nicht angepaßte!) Dramaturgie haben. Das gilt für die Kameraarbeit ebenso wie für den Schnitt oder den Einsatz elektronischer Mittel. Entscheidend ist dabei, gesellige Ereignisse wie Feste und Bräuche nicht aus steriler Distanz und mit endlos monologisierenden Off-Texten abzubilden, sondern dicht an den Beteiligten zu bleiben und sie als Akteure selbst sprechen zu lassen. Hier trifft sich übrigens pikanterweise das Postulat des neueren volkscundlichen Wissenschaftsfilms, den Menschen das Wort zu geben, mit der ganz anderen Intentionen entsprungenen Erkenntnis amerikanischer Kommunikationsforscher, wonach ein massenmedial vermitteltes Thema nur dann eine Marktchance hat, wenn es «human interest» weckt³³.

Die nächste inhaltliche Anforderung an ethnologische Sendungen ergibt sich aus den neuen Rezeptionsmöglichkeiten durch den Siegeszug des Video-

recorders³⁴. Das optische *Bewegungs-Dauerpräparat*, wie es einst von Gotthard Wolf für die EC verlangt worden war³⁵, hat nämlich seinen Exklusivcharakter als ein nur wenigen Wissenschaftlern vorbehaltenes Einzelprodukt längst verloren und ist inzwischen zur frei verfügbaren Massenware geworden: Wer immer es will, kann eine Fernsehsendung per Videogerät aufzeichnen. Nicht wenige brauch- und heimatgeschichtlich interessierte Zuschauer legen sich, wie Zuschriften an die Anstalten zeigen, auf diese Weise ihre eigene volkscundliche Videothek an. Eine Sendung sollte daher nach Möglichkeit so gestaltet sein, daß sie über den Tag hinaus Gültigkeit behält und vom Laien als eine bleibende Information konserviert werden kann. Was einst das Buch über den Brauch war, ist jetzt für viele die mitgeschnittene Videocassette.

Jenseits des expandierenden Videomarktes aber hat die Präsentation lokaler Traditionsfeste und Bräuche im Fernsehen noch eine zusätzliche, regelrecht kosmische Reichweitungsausdehnung zu berücksichtigen, wie sie bis vor wenigen Jahren unvorstellbar gewesen wäre. Durch den Ausbau des Satellitenfernsehens ist es nämlich möglich geworden, nunmehr auch Sender wie Südwest 3 weltweit zu empfangen. So entsteht im Regionalprogramm plötzlich das paradoxe Spannungsverhältnis zwischen bodenständiger Regionalität und totaler Internationalität. Während gerade etwa über die Dritten Pro-

gramme der ARD regional begrenzte Kulturphänomene in so spezieller Weise dargestellt werden können, wie es bei einem bundesweit strahlenden Sender nie machbar wäre, sind nun diese kleinen lokalen «Schaufenster» unversehens für Zaungäste aus aller Welt geöffnet. Daß Südwest 3-Sendungen mit volkskundlicher Thematik – vielleicht ihrer aus der Fremdperspektive besonderen Exotik wegen – tatsächlich weltweit gesehen werden, belegen Rückmeldungen von Norwegen bis Afrika. Hier sieht sich der in die Fernseharbeit eingestiegene Volkskundler schlagartig vor die Aufgabe großräumiger Kulturvermittlung gestellt, hier wird für ihn «europäische Ethnologie» auf ganz unvorhergesehene Weise konkret.

Der in fachwissenschaftlicher Hinsicht mit Abstand schwierigste Konflikt aber, der sich bei der Produktion volkskundlicher Fernsehsendungen im Stil von Südwest 3 auftut, liegt zweifellos in dem bereits erwähnten inhaltlichen Anspruch des «Infotainment», jenes von der US-Mediensprache geprägten Kunstworts, das sich aus «Information» und «Entertainment» zusammensetzt. Vor allem das «Entertainment» dürfte für viele Wissenschaftler eine Reizformel sein, schließt der Begriff «Unterhaltung» doch gerade im Deutschen alles nicht Ernstzunehmende, Leichte, ja Seichte ein. Eben hier scheint jedoch ein Umdenken dringend erforderlich. Warum

sollte, so ist zu fragen, der hohe Unterhaltungswert, den bräuchliche Feste per se haben, sich dem Fernsehzuschauer eigentlich nicht mitteilen dürfen? Genau wie Hermann Bausinger schon vor Jahren für den Mut zum *unwissenschaftlichen Film* plädiert hat³⁶, sei hier die im Grunde nur konsequente, ergänzende Forderung erhoben, daß in Fernsehsendungen über Feste und Bräuche das Moment der Unterhaltung eine legitime und ernstzunehmende Kategorie sein muß.

Weniger problematisch scheint auf den ersten Blick die Einlösung der anderen Hälfte des «Infotainment»-Anspruchs: Information. Die meisten volkskundlichen Sendungen im Fernsehen folgen ohnedies dem klassischen Muster des *Erklärdokumentarismus*³⁷. Und gerade hier ist denn auch der Wissenschaftler bei den Medienleuten besonders «gefragt». Hier berät er, liefert Manuskripte, formuliert Off-Texte. Am aufregendsten aber wird es, wenn er etwa bei Live-Übertragungen von Brauchveranstaltungen selbst als Kommentator fungiert. Vor Mikrophon und Kamera, als einsamer Partner eines Riesenpublikums, verfügt der Volkskundler plötzlich über eine geradezu ungeheuerliche Dimension der Öffentlichkeitsarbeit, deren gleichfalls enorme manipulative Möglichkeiten keineswegs zu übersehen sind. In einer solchen Situation könnte er, was durchaus verständlich wäre, den Mut verlieren und



Am 31. Dezember und am 13. Januar, der im protestantischen Appenzell/Außerrhoden aufgrund einer Kalenderverschiebung als «Altsilvester» gefeiert wird, gehen in Urnäsch und im übrigen Appenzeller Hinterland die «Silvesterkläuse» um (Standfoto aus der Sendung «Feste und Bräuche '94», Teil 1).

Ein spektakuläres Brauchereignis sind die «Füürwäge» (Feuerwagen) beim Kienbesenzug in Liesthal bei Basel am Sonntag nach Aschermittwoch (Funken-sonntag). Vor der Hitze der lichterloh brennend durch die Stadt gezogenen Eisenkarren suchen die Zuschauer Zuflucht an den kühlen Hauswänden (Standfoto aus der Sendung «Feste und Bräuche '94», Teil 1).



Nächste Seite:
Reiter mit Problemen
beim Heiligblut-Ritt
in Weingarten.

sich zurückziehen. Er kann aber auch – mit aller Vorsicht und Verantwortlichkeit – die gebotene Chance zu nutzen versuchen, wohl wissend, daß ein einziges im Fernsehen gesprochenes Wort oft ein unglaubliches Gewicht erhält. Wenn es zum Beispiel während der Übertragung eines schwäbisch-alemannischen Fastnachtsumzugs gelingt, vor 800 000 Zuschauern zu sagen, daß es dabei um keinen germanischen Winteraustreibungskult und schon gar nicht um ein «urdeutsches» Fest gehe, sondern daß genau diese Fastnacht immer offen gewesen sei für fremde Einflüsse und stets vom Exotischen profitiert habe, ja daß sie heute geradezu einen Modellfall dafür darstelle, wie man das Fremde als Bereicherung erfahren könne, ohne dabei die eigene Identität aufzugeben – wenn es gelingt, dies angesichts der immer noch in vielen Köpfen herumspukenden Relikte alter Volkstumsideologie dem Fernsehpublikum zu vermitteln und in einer Zeit erschreckender Fremdenfeindlichkeit für Toleranz einzutreten, dann hat sich das Engagement bereits gelohnt. Um übrigens ein gleich großes Forum von 800 000 Menschen als Vortragsreisender zu erreichen, müßte ein Referent 16 000 Volkshochschulabende mit je 50 Zuhörern abhalten.

Bleiben am Ende noch ein paar Bemerkungen über die Sprache bzw. die Sprechweise, deren sich die Volkskunde im massenmedialen Kommunikations-

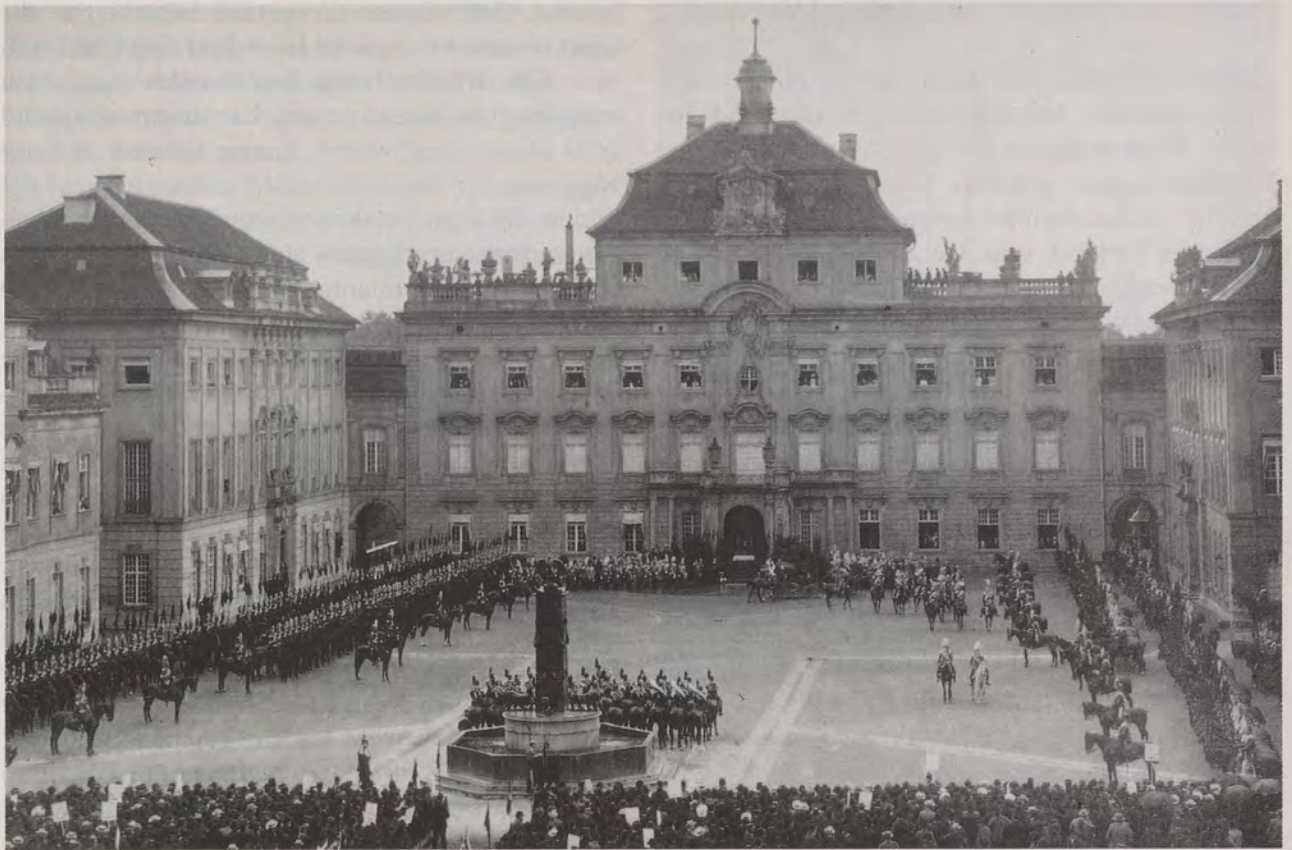
prozeß bedienen sollte. Mit abgehobener Fachterminologie läßt sich über den Bildschirm nichts und niemand erreichen. Genau daran aber wird Grundsätzliches deutlich: Wenn sich die Volkskunde als breit angelegte Kulturwissenschaft begreift, die in den Mittelpunkt ihres Interesses Menschen aller Schichten stellt, so sollten Menschen aller Schichten auch Adressaten volkskundlicher Erkenntnis sein dürfen. Fernsehen über regionale Feste und Bräuche verlangt eine einfache, klare und verbindliche Sprache, die den Zuschauer dort abholt, wo er steht. Im Landesprogramm von Südwest 3 ist bei derartigen Sendungen nach einem internen Konzept der «Nähe» sogar mundartliche Färbung erwünscht. Auch und gerade damit läßt sich Angemessenes sagen. Ein Verrat an der Wissenschaft ist dies keineswegs, eher ein Dienst an ihr: Volkskunde muß sich im Fernsehen der 90er Jahre menschnah, verständlich, mitteilbar präsentieren und, wenn es das Thema erlaubt, vielleicht sogar auch einmal heiter. Auf diese Weise verläßt sie endgültig den Elfenbeinturm und bringt, was sie an Programm beizutragen hat, über die Sender zur Ausstrahlung. Wenn davon wiederum etwas auf die Universitäten zurückstrahlt, muß das nicht unbedingt ein Schaden sein.

ANMERKUNGEN:

- 1 Walter Dehnert: Fest und Brauch im Film. Der volkskundliche Film als wissenschaftliches Dokumentationsmittel. Eine Analyse, 2 Bde. (= Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaften, Bd. 2 u. 3), Marburg 1994.
- 2 Gotthard Wolf: Die Wissenschaftliche Film-Enzyklopädie als internationale Aufgabe. In: *Research Film* 1 (1953), Nr. 3, 2.
- 3 Gotthard Wolf: Der wissenschaftliche Dokumentarfilm und die *Encyclopaedia Cinematographica*. München 1967, 35.
- 4 Rolf Wilhelm Brednich: Medien und Kulturkontakt. In: *Kulturkontakt – Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden*, 26. Deutscher Volkskundekongress in Frankfurt a. M. 1987 (= *Notizen*, Bd. 28, 2), Frankfurt a. M. 1988, 494.
- 5 Brednich: wie Anm. 4, 495.
- 6 Dehnert: wie Anm. 1, Bd. 1, 154 ff.
- 7 *dgv-Informationen* Nr. 79, H. 3 (Sept. 1970), 13 f.
- 8 Konrad Grunsky-Peper: Der volkskundliche Film – ein wissenschaftliches Stiefkind? In: *Zeitschrift für Volkskunde* 81 (1985), 245–254, hier: 251.
- 9 Rolf Wilhelm Brednich: Der volkskundliche Film – Herausforderung und Aufgabe. Ein Kommentar zu Konrad Grunsky-Peper. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 82 (1986), 95–96.
- 10 Edmund Ballhaus: Der volkskundliche Film. Ein Beitrag zur Theorie- und Methodendiskussion. In: *Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung*, NF 21 (1987), 108–130.
- 11 Brednich: wie Anm. 4, 496.
- 12 Ingeborg Weber-Kellermann: Forderungskatalog an das IWF, Resümee und Perspektiven. In: *Volkskunde in Niedersachsen*, 5. Jg., H. 1, Sept. 1988, 33 f.
- 13 Hans-Ulrich Schlumpf: Die Entdeckung der Langsamkeit. Gedanken zur Dramaturgie des Dokumentarfilms. In: *Medien populärer Kultur. Erzählung, Bild, Objekt in der volkskundlichen Forschung*, Festschrift für Rolf Wilhelm Brednich, hrsg. von Carola Lipp, Frankfurt a. M./New York 1995, 433–441.
- 14 Dehnert: wie Anm. 1, Bd. 1, 168, Anm. 406.
- 15 Kurt Rittig: Südwest 3 – für drei Länder. In: *ARD-Jahrbuch* 1992, hrsg. v. d. Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten Deutschlands, 24. Jg., Hamburg 1992, 110.



- 16 Gerhard Schulz: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt a. M./New York 1992.
- 17 Gerhard Schulz/Axel Buchholz: *Fernsehjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis*, München 1990, 113.
- 18 Für die «Treffpunkt»-Themenübersicht seit 1987 wie auch für zahlreiche weitere Informationen habe ich der «Treffpunkt»-Redaktion des Südwest 3-Landesprogramms, insbesondere den Herren Gerd Motzkus und Olaf Jahnke, herzlich zu danken.
- 19 Katalog des Instituts für den Wissenschaftlichen Film (IWF) Göttingen, *Ethnologie/Europa*, 1983, 4–15; Nachtrag zum Katalog von 1983 v. Feb. 1994, 6 ff.
- 20 Martin Häußermann: *Die mediale Konstruktion eines Stadtfestes im Urteil der Dargestellten*. Magisterarbeit (masch.), Tübingen 1994, 66.
- 21 Häußermann: wie Anm. 20, 69.
- 22 Die Darstellung der 5-Minutenverlaufskurven der beiden Südwest 3-Abende vom 2. und 3. 1. 1995 sowie der beiden Südwest 3-Nachmittage vom 12. 2. und 19. 2. 1995 hat freundlicherweise Herr Andreas Reinold von der Abteilung Medienforschung des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart besorgt.
- 23 Unter Dispersität versteht die Massenkommunikationsforschung die räumliche und zeitliche Zerstreuung des Adressatenkreises massenmedial verbreiteter Mitteilungen im Kontrast zur räumlichen und zeitlichen Gegenwart des Präsenzpublikums bei direkter Kommunikation. S. dazu Elisabeth Noelle-Neumann/Winfried Schulz (Hrsg.): *Publizistik*, Frankfurt a. M. 1971, 98.
- 24 Horst W. Opaschowski: *Einführung in die Freizeitwissenschaft*, 2., neubearb. Aufl. Opladen 1994 (= *Freizeit- u. Tourismusstudien*, Bd. 2), 193.
- 25 David Riesman/Reuel Denny/Nathan Glazer: *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters*. Deutsch von Renate Rausch, Darmstadt 1956.
- 26 Zu den sog. «weichen Methoden» der Feldforschung s. Rolf Wilhelm Brednich: *Quellen und Methoden*. In: ders. (Hrsg.): *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, Berlin 1988, 75 f. – In gewissem Umfang führen die Medienforschungsabteilungen der öffentlich-rechtlichen Anstalten übrigens durchaus auch Erhebungen mit «weichen Methoden», also Zuschauerbefragungen, durch.
- 27 Die Informationen entstammen der Gesamtübersicht über das Datenmaterial der Zuschauerforschung für die beiden S 3-Abende vom 2. und 3. 1. 1995, erstellt durch die Medienforschungsabteilung des SDR.
- 28 Zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Begriff der Kulturindustrie s. Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: *Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug*. In: *Dialektik der Aufklärung, Philosophische Fragmente*, Frankfurt a. M. 1971, 108–150 (erstmalig erschienen: New York 1944).
- 29 Christian Doelker: *Kulturtechnik Fernsehen. Analyse eines Mediums*. Stuttgart 1991.
- 30 S. dazu Hermann Bausinger: *Brauchtradition – Erhaltung, Veränderung, Mitgestaltung*. In: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg*, 1. Jg. 1985, 9–21.
- 31 S. dazu Ingeborg Weber-Kellermann/Andreas C. Bimmer: *Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie*. Stuttgart 1988, 100 f.
- 32 S. dazu Hans Moser: *Der Folklorismus als Forschungsproblem der Volkskunde*. In: *Hessische Blätter für Volkskunde* 55 (1964), 9–57; Hermann Bausinger: *Zur Kritik der Folklorismuskritik*. In: *Populus revisus*, Tübingen 1966 (= *Volksleben* 14), 61–75.
- 33 Noelle-Neumann/Schulz: wie Anm. 23, 141.
- 34 S. dazu Siegfried Zielinski: *Zur Geschichte des Video-Recorders*. Berlin 1986, 325.
- 35 Wolf: wie Anm. 2, 3.
- 36 Vgl. Anm. 4.
- 37 Dehnert: wie Anm. 1, Bd. 1, 167.



Paradeaufstellung im Ludwigsburger Schloßhof: Jahrhundertfeier des Ulanenregiments König Wilhelm I. 1909.

Wolfgang Läßle Die Ludwigsburger Garnison – Eine Ära ging zu Ende

*O Ludwigsburg, du edle Stadt,
wo es so viel Soldaten hat,
Artillerie, Infanterie
und zweierlei Cavallerie ...*

Friedrich Theodor Vischer

In der jüngsten Vergangenheit führten die politischen Veränderungen in Europa und die deutsche Vereinigung zu umfassenden Truppenreduzierungen, in deren Folge auch Ludwigsburg als Militärstandort aufgegeben werden mußte.

Ludwigsburg – das einstige *schwäbische Potsdam* – war lange Zeit eine der bedeutendsten und größten deutschen Garnisonen. Bis vor kurzem beherbergte die Stadt noch zahlreiche Soldaten. Am 6. Mai 1994 verabschiedete sich die Bundeswehr mit einem Großen Zapfenstreich auf dem historischen Marktplatz von Ludwigsburg. Zuvor hatte der Bundesminister der Verteidigung, Volker Rühe, auf dem Arsenalplatz eine Gedenktafel zur Erinnerung an die im Laufe der Zeit in Ludwigsburg stationierten Sol-

daten enthüllt. Eine militärische Tradition, die vor über 250 Jahren begonnen und diese Stadt im Laufe ihrer Geschichte wesentlich geprägt hat, ging an diesem Tage zu Ende.

Stadt und Schloß verdanken ihre Existenz einer Fürstenlaune. Im Jahre 1704 legte Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg (1693–1733) den Grundstein zu einem Jagd- und Lusthaus, das die Keimzelle zum größten Barockschloß in Deutschland und für eine dazugehörige, planmäßig angelegte Stadt werden sollte. Fünf Jahre später rief der Herzog unter Zusicherung namhafter Privilegien erstmals Menschen aus dem ganzen Land zur Gründung der noch fehlenden Ansiedlung herbei, die dann 1718 die Stadtrechte erhielt und zur Residenz sowie – neben Stuttgart und Tübingen – zur dritten Hauptstadt des Herzogtums bestimmt wurde. Nach weiteren sechs Jahren erhob der Herzog anstelle von Stuttgart die junge Stadt *zur alleinigen und beständigen Residenz*.

Ludwigsburg war von Anfang an eng mit dem Militär verbunden. Mit den breiten Straßen und den weiten Plätzen waren für eine Garnison günstige Voraussetzungen gegeben. Die Reichssturmflagge im 1718 verliehenen Stadtwappen, Zeichen des historischen Vorstritt- und Bannerrechts des schwäbischen Stammes, weist symbolisch auf die stets enge Verbindung der Stadt mit dem Militär hin.

Auf den Glanz prunkvoll uniformierter Soldaten als Attribut seines Hofstaates konnte und wollte der prachtliebende absolutistische Landesfürst nicht verzichten. So liegt es nahe, daß die erste Truppe in Ludwigsburg die herzogliche Leibgarde war. Kasernen gab es damals in Ludwigsburg noch nicht. Üblich war es, das Militär bei der Bevölkerung, auch in den umliegenden Ortschaften, einzuquartieren. Nach dem Tode des Stadtgründers im Jahre 1733 verlegte sein Nachfolger, Herzog Karl Alexander (1733–1737), den Hof und die Kanzleien wieder nach Stuttgart. Für Ludwigsburg war dies ein schwerer Schlag, war die Stadt doch vollständig vom Hof und der herzoglichen Gunst abhängig. Als Ersatz entschädigte Karl Alexander – neben der Ansiedlung von Manufakturen, die jedoch bald wieder eingingen – die Ludwigsburger mit einer Garnison für sein stehendes Heer.

1736 wurde das Jägerhaus im Tal zu einer Kaserne, der Talkaserne, später auch Lochkaserne genannt, ausgebaut. Mit dieser ältesten Kaserne wurde die Entwicklung Ludwigsburg als Garnisonstadt ein-

geleitet. Seit diesem Zeitpunkt beherbergte die Stadt ununterbrochen Soldaten. Im Jahre 1744 lagen von den württembergischen Landes- und den schwäbischen Kreistruppen, die zusammen rund 2400 Mann stark waren, knapp tausend in Ludwigsburg.

In dem 1752 mit Frankreich abgeschlossenen Subsidienvertrag verpflichtete sich Herzog Karl Eugen (1744–1793), fünf Infanterie-Regimenter mit je 1200 Mann aufzustellen. Von diesem Zeitpunkt an hielt der Herzog, der eine ausgesprochene Vorliebe für das Militärwesen hatte, zu seiner *Unterhaltung* alljährlich zwischen Ludwigsburg und Oßweil bzw. Pflugfelden *Lustcampements* ab, an denen jeweils einige tausend Soldaten teilnahmen. Mit den Subsidien-Regimentern zog er, ohne jedoch militärische Erfolge erzielen zu können, in den Siebenjährigen Krieg (1756–1763). Eingesetzt war auch das 1716 als Regiment Alt-Württemberg gegründete Infanterie-Regiment «von Roman», das von allen in Ludwigsburg vertretenen Regimentern am engsten mit der Stadt verbunden war. Aus diesem Regiment ging dann später das Infanterie-Regiment Alt-Württemberg (3. Württembergische) Nr. 121 hervor.

«Soldatenspielerei» Herzog Karl Eugens legte Fundament für die Hauptgarnison Württembergs

Herzog Karl Eugen machte Ludwigsburg wieder zu einer Stätte fürstlicher Prachtentfaltung und erhob 1764 die Stadt zu seiner alleinigen Residenz. Zahlreiche Bauten stammen aus dieser Zeit. Bereits 1758



Die erste Ludwigsburger Kaserne, die Tal- oder Lochkaserne (unten), um 1860. Auf dem Kasernenhof sieht man exerzierende Soldaten. Links oben der Marktplatz der Stadt Ludwigsburg mit den sich gegenüberstehenden Kirchen der großen Konfessionen.

war mit dem Bau der Stadtmauer, der Stadttore und der Torhäuser begonnen worden. Die Stadtmauer sollte auch dazu dienen, die damals häufige Fahnenflucht der überwiegend zum Militär gepreßten Soldaten zu verhindern.

Wolfgang Amadeus Mozart und sein Vater Leopold besuchten 1763 die Stadt, wo sie Augenzeugen der «Soldatenspielerei» des Herzogs wurden. Leopold Mozart schrieb damals in einem Brief: *Ludwigsburg ist ein ganz besonderer Ort. Es ist eine Stadt. (...) Wenn sie ausspeyen, so speyen sie einem officier in die tasche oder einem Soldaten in die Patronentasche. Si hören ohne Unterlaß auf der Gasse nichts als halt! Marche! schwenkt euch! Sie sehen nichts als Waffen, trommeln und Kriegsgeräthe.*

Der Ludwigstadt (Altstadt) wurde seit 1759/60 ein neuer Stadtteil, die Karlstadt, in südlicher Richtung angegliedert. Mehrere Kasernen sowie sonstige militärische Gebäude und Anlagen entstanden, u. a. das Arsenal. Damals wurde die Grundlage für die Entwicklung Ludwigsburgs zur Hauptgarnison Württembergs geschaffen. Als alleinige Residenz und als größte Garnison des Landes konkurrierte Ludwigsburg schon bald mit Stuttgart. Residenz und Garnison bestimmten das Leben in der Stadt. Von den im Jahre 1773 in Ludwigsburg ansässigen mehr als 11 000 Einwohnern gehörte mehr als die Hälfte der Garnison an. Damals waren alle militärischen Dienstgrade und Waffengattungen in Ludwigsburg vertreten.

Als Herzog Karl Eugen aber dann 1775 unversehens seine Residenz nach Stuttgart zurückverlegte, traf dies Ludwigsburg wiederum empfindlich; außerdem wurden mehrere Regimenter abgezogen und in Stuttgart stationiert. Die Garnison bestand jetzt nur noch aus rund 2400 Mann. Ludwigsburg wurde *durch Abzug des Hofes und eines Teils vom Militär sehr verödet*, so der Dichter Justinus Kerner (1786–1862) über den damaligen Zustand seiner Vaterstadt, die nur noch ungefähr 5500 Einwohner hatte.

1787 marschierte das in Ludwigsburg aufgestellte «Kapregiment» aus. Dem scheidenden Regiment widmete der Musiker und Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791), der damals auf dem Hohenasperg als Gefangener des Herzogs schmachtete, das bekannte Kaplied. Das von Herzog Karl Eugen an Holland verkaufte Regiment wurde fern der Heimat nahezu vollständig aufgerieben.

16 000 Württemberger zogen mit Napoleon nach Moskau

In den napoleonischen Kriegen nahmen württembergische Truppen zunächst im Bündnis mit Österreich an den Kämpfen gegen Frankreich teil. Seit



Das vierte Reiter-Regiment, um 1840.

Dragoner-Regiment Königin Olga (1. Württ). Nr. 25 in Paradeuniform, um 1890.



1800 bekam auch Ludwigsburg die Last des Krieges durch Einquartierungen sowie durch zahlreiche Durchmärsche fremder Truppen zu spüren. Seit 1805 stand Württemberg gezwungenermaßen an der Seite Frankreichs gegen den ehemaligen Verbündeten Österreich. Vorausgegangen war der von Napoleon im Herbst 1805 von Kurfürst – seit 1806 König – Friedrich (1797–1816) erpreßte Bündnisvertrag, der im Ludwigsburger Schloß zustande gekommen war.

Um den Durchmarsch französischer Soldaten durch die Stadt zu verhindern, wurde die sogenannte «Franzosenstraße» – die jetzige Martin-Luther-Straße – angelegt. Die Ludwigsburger Garnison wurde verstärkt. In großer Zahl entstanden damals weitere Kasernen und sonstige militärische Einrichtungen: Reiterkasernen am Karlsplatz und an der Wilhelmstraße, Gewehrfabrik, Geschützgießerei u. a.

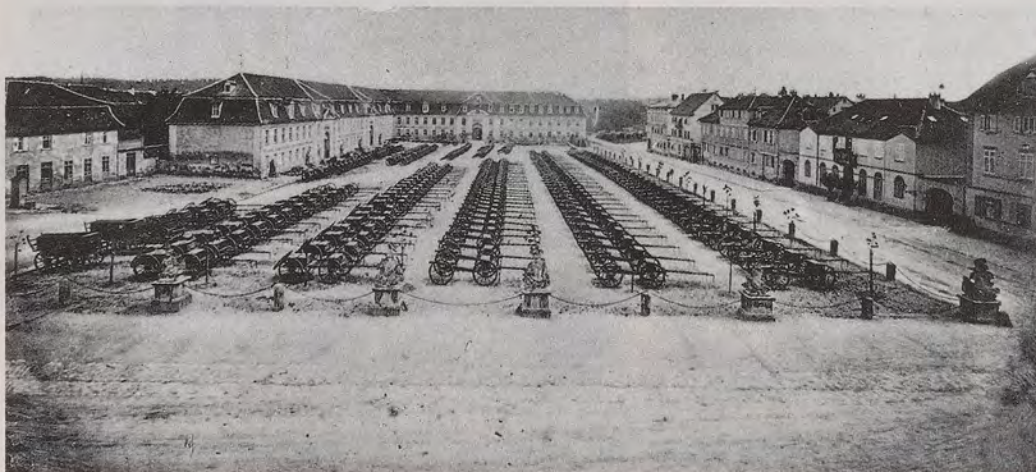
Die schwersten Verluste, die Württemberg unter Napoleon erleiden mußte, waren die des Rußlandfeldzuges von 1812. Rund 16000 Württemberger zogen mit Napoleon nach Rußland, von denen nur noch wenige hundert Mann in die Heimat zurückkehrten. Für den Feldzug gegen Rußland war das württembergische Heer zum größten Teil in Ludwigsburg aufgestellt worden. Die Stadt glich in jenen Tagen einem riesigen Heerlager.

Im Frühjahr 1813 rückte eine neu aufgestellte Armee in Ludwigsburg aus auf Napoleons Seite ins Feld. Die Württemberger hatten in diesem Feldzug wieder schwere Verluste. Noch war Württemberg an die Einhaltung seiner Verträge mit Frankreich gebunden, doch begeisterten sich, wie überall in Deutschland, auch die Württemberger für den Freiheitskampf gegen Napoleon.

Nach dem Rückzug Napoleons über den Rhein,



Französische Kriegsgefangene auf dem Ludwigsburger Karlsplatz, März 1871.



Erbeutete französische Kanonen auf dem Ludwigsburger Arsenalplatz, Frühjahr 1871.

Das Dragoner-Regiment Königin Olga (1. Württ.) Nr. 25 in der Wilhelmstraße, 1913. Rechts die Standarte des Regiments. Links die Ludwigsburger Kanzleikasernerne.



Ende 1813, trat König Friedrich schließlich an die Seite der Verbündeten Preußen, Rußland und Österreich. Württembergische Truppen zogen nunmehr gegen Frankreich. Wieder erlebte Ludwigsburg Durchmärsche fremder Soldaten.

Ludwigsburg war in diesen Kriegsjahren auch ein Sammelplatz für die württembergischen Verwundeten, die zeitweise alle Kasernen und Spitäler in der Stadt belegten und durch Seuchen, auch unter der Ludwigsburger Bevölkerung, große Opfer forderten.

Wilhelm I. machte aus Ludwigsburg eine Soldatenstadt und den Hauptwaffenplatz des Landes

Mit dem Tod König Friedrichs im Jahre 1816 verlor Ludwigsburg endgültig den Charakter als Hof- und Residenzstadt. Sein Nachfolger wurde sein Sohn, König Wilhelm I., der Ludwigsburg zum Hauptwaffenplatz des Landes und zur ausgesprochenen Soldatenstadt machte. König Wilhelms Regierungsantritt fiel mit dem Eintritt des württembergischen Heeres in die Kriegsverfassung des Deutschen Bundes zusammen. Durch die Neuordnung des Heeres im Jahre 1817 wurde dann schließlich die Grundlage für die im großen und ganzen bis zum Ende der württembergischen Armee bestehende Heeres-einteilung geschaffen. Nach dieser Heeresorganisation hatte das württembergische Militär rund 7000 Mann, von denen ungefähr 3000, nämlich zwei Rei-

ter-, zwei Infanterie-Regimenter, die gesamte Artillerie sowie der Generalquartiermeisterstab mit der Pionierkompanie, in Ludwigsburg lagen. In den 1820er Jahren gehörte ein Drittel der Ludwigsburger Einwohner dem Militär an. Ein zeitgenössischer Bericht liefert ein Bild über die damaligen Verhältnisse: *Die Stadt macht den Eindruck eines Kleides, das für den Körper, den es bedecken soll, viel zu weit ist. Ludwigsburg ist eine Soldatenstadt wie Potsdam, nur in Taschenformat. Das bürgerliche Element ist daselbst nur sehr schwach vertreten. Die Stadt gleicht einem Lager, in welchem die Zelte zu Häusern erstarrt sind. Außer Militär sieht man in den breiten, mit der Größe der Häuser in schreiendem Verhältnisse stehenden Straßen zu gewissen Tagesstunden nicht einen einzigen Civilmenschen; die paar Tausend Einwohner, die nicht dem Militärstande angehören, verlieren sich in der weitläufigen Stadt über die Gebühr.*

Bereits 1820 hatte König Wilhelm I. in Ludwigsburg eine «Offizier-Bildungs-Anstalt», später Kriegsschule genannt, gegründet. Aus ihr gingen so tüchtige Offiziere hervor wie der General der Kavallerie Graf Ferdinand von Zeppelin (1838–1917), der Erfinder des nach ihm benannten Luftschiffes. Nach Auflösung der Schule, 1874, wurden die württembergischen Offizieranwärter an den preußischen Kadettenhäusern ausgebildet.

Bereits 1817 ließ König Wilhelm I. den «Kleinen Exerzierplatz» an der Stuttgarter Straße anlegen. Neben diesem Exerzierplatz übte das Militär frei-

lich auch auf den Kasernenhöfen, den zahlreichen Plätzen in der Stadt, dem «Militärturnplatz» sowie auf dem «Polygon» am Fuße des Hohenaspergs. Außerdem standen der Garnison seit 1830 der «Große Exerzierplatz» südlich von Ludwigsburg, der im Laufe der Zeit noch wesentlich vergrößert wurde, und der 1862 bei Eglosheim angelegte Exerzierplatz zu Verfügung. Das südwestlich von Ludwigsburg gelegene «Lange Feld» war bevorzugtes Manövergelände.

Am Westende der heutigen Friedrichstraße befand sich der 1821 eingerichtete Militärschießplatz, der später aus Sicherheitsgründen auf den «Großen Exe» verlegt wurde. Seit 1871 fanden die Schießübungen dann auf dem Schießplatz bei Poppenweiler statt. Der Schießplatz im Osterholzwald wurde um 1895 angelegt. Eine «Militär-Schwimmanstalt» besaß die Garnison spätestens seit den 1860er Jahren am Neckar bei Neckarweiningen. Die Artillerie, die ursprünglich in der Nähe der Garnisonstadt übte, führte ihre Schießausbildung später bei Schwäbisch Gmünd durch, danach längere Zeit in Griesheim bei Darmstadt.

Zeughaus, Kasernen und Lazarette für das XIII. Württembergische Armeekorps

Angeregt vor allem durch die Französische Revolution des Jahres 1830, machten sich auch in Deutschland bestimmte demokratische Kreise dafür stark, die deutschen Bundesstaaten zu einer Republik zu vereinen. In diesem Zusammenhang stand auch die «Ludwigsburger Militärverschwörung» in den Jah-

ren 1831 bis 1833. Jedoch: Als in Ludwigsburg die Nachricht vom Mißlingen des «Frankfurter Hauptwachensturms» eintraf, war der geplante Aufstand fehlgeschlagen. Die Revolutionsjahre 1848/49 gingen zwar auch in Ludwigsburg nicht ohne Tumulte beim Militär vorbei, größere Ausschreitungen konnten aber verhindert werden.

Im Krieg von 1866 – Preußen gegen Österreich – standen die Württemberger im Verband des VIII. deutschen Bundesarmeekorps als Königlich Württembergische Felddivision an der Seite Österreichs gegen Preußen. Nach dem für Österreich und seine Verbündeten verlorenen Krieg schloß Württemberg mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündnis ab. Das Heer wurde nach preußischem Vorbild gegliedert und bewaffnet. Noch während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 kam es zu einer Militärkonvention mit Preußen, was die Einfügung der württembergischen Truppen in das deutsche Reichsheer als XIII. Königlich Württembergisches Armeekorps mit sich brachte. In diesem Krieg glich Ludwigsburg wieder einem großen Militärlager. Danach wurde das württembergische Armeekorps weiter ausgebaut, die Ludwigsburger Garnison wuchs auf 5000 bis 6000 Soldaten an. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs entstanden zahlreiche Kasernen und sonstige militärische Einrichtungen, vor allem auf dem Areal ostwärts der Stuttgarter und südlich der Schorndorfer Straße, das zum eigentlichen «Kasernenviertel» der Stadt wurde: Proviant- und Bekleidungsamt, Garnisonslazarett, Infanterie-, Artillerie-, Reiter- und Trainkasernen, das Zeughaus an der Mathildenstraße u. v. m.



*Dragoner bei ihren
Übungen auf dem
Kleinen Exerzierplatz
in Ludwigsburg.
Im Hintergrund das
Proviantamt,
um 1910.*

«Wo das Militär sich so großartig ausbreitet,
kann der Bürgersmann nimmermehr leben»

Eine wichtige Rolle im geselligen und außerdienstlichen Leben der Soldaten spielten die heimeligen Gastwirtschaften, von denen es schon zu herzoglicher Zeit über hundert gegeben haben soll. Das Adreßbuch von 1869 weist noch über neunzig Wirtschaften auf. Für die Offiziere waren dann nach 1871 Offizierskasinos, sog. «Offiziersspeiseanstalten», nach preußischem Vorbild aufgekommen.

Als Soldatenstadt war Ludwigsburg teilweise auch in Verruf gekommen, herrschte doch im Land die Meinung: *Wo das Militär sich so großartig ausbreitet, kann der Bürgersmann nimmermehr leben.* Es liegt auf der Hand, daß die Garnison auch Probleme mit sich brachte. Beispielsweise gehörten Schlägereien und Wirtshausraufereien zwischen Zivilisten und Soldaten auch zum militärischen Alltag. Des öfteren mußte zur Aufrechterhaltung der *militärischen Zucht und Ordnung* für Soldaten der Besuch bestimmter Wirtshäuser verboten werden.

Trotz aller größeren und kleineren Probleme mit der Garnison vermeldet die Ludwigsburger Oberamtsbeschreibung von 1859 an sich Beruhigendes: *Was die sittlichen Verhältnisse der Stadtbewohner betrifft, so verläugnen sich zwar nicht die Einwirkungen des hier garnisionierenden Militärs und des immer reger werdenden Gewerbebetriebs; gleichwohl fällt in dieser Beziehung eine Vergleichung mit andern ähnlichen Städten nicht zum Nachteil für Ludwigsburg aus.* Dies dürfte sich auch in den folgenden Jahrzehnten nicht wesentlich geändert haben. Im allgemeinen war das Verhältnis zwischen der Garnison und der Ludwigsburger Einwohnerschaft ungetrübt. Freilich, die stadtplanerischen Entfaltungsmöglichkeiten auf der ohnehin kleinen Stadtgemarkung waren wegen der starken Massierung von Kasernen seit eh und je stark eingeschränkt.

Für die negativen Begleiterscheinungen der Garnison entschädigten Paraden, Wachablösungen, militärische Feierlichkeiten u. ä., besonders aber die Militärmusik, die stets alle Bevölkerungsschichten anzog. Die Ludwigsburger Regimenter besaßen zum Teil hervorragende Kapellen und Trompeterkorps, die auch bei «zivilen» Veranstaltungen auftraten und häufig Konzerte boten. Bei allen größeren Festlichkeiten des Militärs waren die städtischen Honoratioren eingeladen und immer gern gesehene Gäste. Der Ludwigsburger Stadtchronist Christian Belschner (1854–1948) liefert hierzu folgendes Stimmungsbild über die 1880er Jahre: *In dieser Zeit, da die Truppenzahl des hiesigen Standortes 5000 bis 6000 Mann betrug, bot die Stadt ein sehr belebtes Bild. Wenn die Soldaten unter*



Jahrhundertfeier des Dragoner-Regiments Königin Olga. Kaiser Wilhelm II. und König Wilhelm II. von Württemberg beim Abschreiten der Ehrenformation im mittleren Schloßhof, 1913.

Trommelwirbel, mit Musik und Gesang durch die Stadt zogen, oder wenn gar ein abendlicher Zapfenstreich zum Schloß lockte, freute sich jung und alt über die Soldaten. Kamen dann vollends Tage, an denen der hochbetagte Kaiser Wilhelm I. oder Kronprinz Friedrich zur Heerschau auf dem Langen Feld eintraf, so waren das immer Höhepunkte im Leben der Ludwigsburger.

Im Jahre 1876 stellte König Karl von Württemberg (1864–1891) dem deutschen Kaiser zum ersten Male das XIII. (K. Württ.) Armeekorps bei einer Parade auf dem Gelände bei Pflugfelden vor. An diese Paraden auf dem Langen Feld, bei denen Kaiser Wilhelm I. und der spätere Kaiser Friedrich III. mehrmals über die württembergischen Truppen Heerschau hielten, erinnert noch der sogenannte Kaiserstein beim Römerhügel. Weitere Höhepunkte waren die Besuche Kaiser Wilhelms II. sowie der Könige von Bayern und Sachsen bei «ihren» Ludwigsburger Regimentern. Mit Recht wurde diese Stadt als das *schwäbische Potsdam* bezeichnet, waren doch nahezu alle württembergischen Truppenteile, bedingt durch den von Zeit zu Zeit stattfindenden Garnisonswechsel, irgendwann einmal hier stationiert.

Infanteristen, Kavalleristen, Trainsoldaten, Artilleristen – militärischer Alltag im «schwäbischen Potsdam»

Ludwigsburg galt aber nicht nur wegen der vielen Soldaten als «schwäbisches Potsdam» – zeitweise waren über die Hälfte der Einwohner Soldaten –, sondern auch wegen der großen wirtschaftlichen Bedeutung des Militärs für das örtliche Gewerbeleben. Viele Arbeiten und Materiallieferungen wurden nämlich an hiesige Handwerker und Händler vergeben. Landauf und landab hieß es früher: Ludwigsburg lebe nur von Soldaten. Die Besitzer vieler



Feldartillerie auf dem Großen Exerzierplatz bei Ludwigsburg, um 1910.



Militärschmiede in einer Ludwigsburger Kaserne während des Ersten Weltkriegs.



Mannschaftsstube in der Trainkaserne an der Königsallee, um 1910.

Handwerksbetriebe, zahlreicher kleiner Geschäfte und Gastwirtschaften, Weißnäherinnen, Wäscherinnen, Bäcker, Schuster, Militärdienst-Versicherungsagenten, Photographen, die sich auf die Ablichtung von Soldaten spezialisiert hatten, Militäreffekthändler und Uniformschneider – sie alle lebten mehr oder weniger gut von den Soldaten. Ihre Dienstleistungen waren auf die Bedürfnisse der Soldaten zugeschnitten, mit deren Geld bestritten sie ihren Lebensunterhalt.

Ludwigsburg war seit der Reichsgründung nach Ulm die zweitgrößte Garnison in Württemberg; 1875 hatte sie mit rund 4000 Mann einen Anteil von knapp 30 Prozent an der Gesamtbevölkerung. Ludwigsburg lag somit vor Ulm, dessen Garnison damals mit etwas mehr als 5000 Soldaten nur ca. 17 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte. Die Garnison zog auch zahlreiche Familienmitglieder der Soldaten nach sich. Ein häufiges Scherzwort war: *In Ludwigsburg ist jeder dritte Mann ein Soldat.*

Täglich sah man Infanteristen, Kavalleristen, Artilleristen, Trainsoldaten usw. beim Exerzieren oder beim Ausmarsch zu Schieß-, Felddienst- und größeren Gefechtsübungen. Kompanien, Eskadronen und Batterien zogen in ihren bis zum Ersten Weltkrieg noch bunten Uniformen durch die Straßen, häufig auch mit klingendem Spiel. Das ratternde Getöse der Geschütze und Bagagewagen, das Geklapper von Pferdehufen, das Wiehern und Schnauben der Rösser, der in den Straßen, Gassen und auf den Plätzen widerhallende Gleichschritt der schweren Soldatenstiefel, die zackigen militärischen Kommandos, die geblasenen oder geschlagenen Zapfenstreichsignale – all das war den Ludwigsburgern schon von Kindesbeinen an bestens vertraut.

Manches militärische Spektakel fand statt, wobei die schier unzähligen Aufmärsche und Paraden sicherlich dominierten. Vor dem Ersten Weltkrieg bestand die Garnison im wesentlichen aus einem Infanterie-Regiment (Nr. 121), zwei Kavallerie-Regimentern (Ulanen-Rgt. 20, Dragoner-Rgt. 25), zwei Feldartillerie-Regimentern (Nr. 29 und 65) und einem Train-Bataillon (Nr. 13). Außerdem gab es noch drei Brigadestäbe (52. Infanterie-, 27. Kavallerie-, 26. Feldartillerie-Brigade) sowie zahlreiche militärische Dienststellen wie Train- und Artilleriedepot, Bekleidungsamt, Bezirkskommando, Proviantamt, zwei Militärbauämter, Garnisonverwaltung.

Kriegsfreiwillige – Reichswehr – Wehrmacht

«Feldgrau» nahmen die Truppenteile dann am Ersten Weltkrieg teil. Neue Formationen entstanden. Tausend und abertausend Reservisten, Landwehr-

und Landsturmänner sowie Kriegsfreiwillige bevölkerten im Laufe des Krieges die Stadt. Schon bald waren die Lazarette überfüllt. Auf dem Gelände der heutigen Hirschbergsiedlung, im Ludwigsburger Stadtteil Eglosheim, damals Exerzierplatz, wurde bereits 1914/15 ein Kriegsgefangenenlager errichtet. Von 1918 bis 1920 diente dieses Barackenlager rund 18000 deutschen Soldaten als Durchgangslager vor ihrer Entlassung. Nach dem politischen und militärischen Zusammenbruch des Deutschen Kaiserreichs Ende 1918 kehrten die Truppen aus dem Feld zurück und zogen unter dem Jubel der Ludwigsburger Bevölkerung in voller Ordnung in ihre alte Garnisonstadt ein.

Der Versailler Vertrag mit seinem Verbot der allgemeinen Wehrpflicht und dem Truppenabbau auf 100000 Mann brachte dann einen grundlegenden Wandel für die Stadt. Viele militärische Gebäude standen nun leer. Teilweise wurden sie jetzt von Behörden belegt und als Wohnungen oder Fabrikgebäude verwendet. Bestand die Garnison 1914 noch aus 5000 bis 6000 Mann, so gab es nunmehr nur noch rund 1500 Soldaten. Dennoch war Ludwigsburg eine der größten Garnisonen der neuen Reichswehr. Nicht alle Truppenteile in Ludwigsburg waren württembergische, auch badische und hessische Formationen waren aufgrund des Versailler Vertrages aus der entmilitarisierten 50-km-Zone am Rhein nach Ludwigsburg verlegt worden. Württemberg besaß jetzt nur noch ein Infanterie-Regiment (IR13), das größtenteils in Ludwigsburg lag. Außerdem befanden sich hier u. a. Teile des Reiter-Regiments 18 und des Artillerie-Regiments 5.

Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Jahre 1935 veränderten sich dann wiederum die militärischen Verhältnisse. Die Wehrmacht wurde aufgebaut, und schließlich wurde die Zahl der in Ludwigsburg stationierten Soldaten verdreifacht. Dies führte zum Bau weiterer Kasernen: Osterholz- bzw. Fromann-, Eberhard-Ludwig-, Flak- und Krabbenlochkaserne. Ludwigsburg wurde wieder zu einer der größten Garnisonen des Reichs. Zu Beginn des Jahres 1939 lagen folgende Truppenteile in der Stadt: der Divisionsstab der 25. Infanterie-Division, das Infanterie-Regiment 13, das Artillerie-Regiment 25, das Flak-Regiment 25, die Sanitätsabteilung 25 (Stab) mit einer Sanitätsstaffel, ein Wehrbezirkskommando, ein Heeresnebenzeugamt sowie ein Wehrkreisferdelazarett.

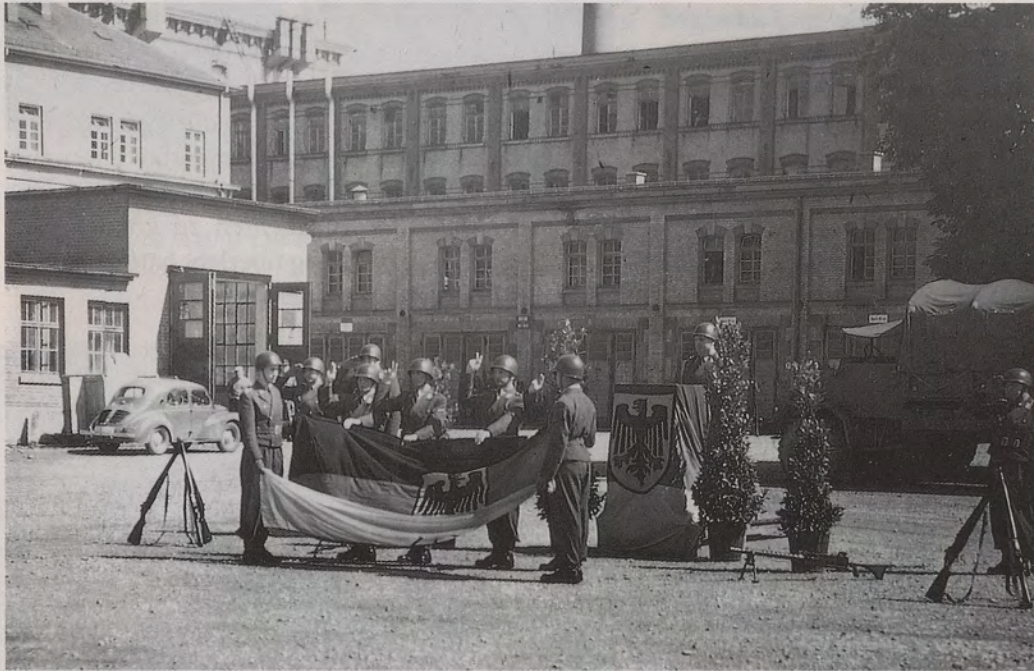
Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs waren die Ludwigsburger Soldaten zunächst am Westwall, später in Frankreich und im Osten eingesetzt. In die leeren Kasernen zogen Reserveverbände und Ersatztruppen ein. Teilweise hatten sie Kriegsgefangene aufzunehmen. Ludwigsburg gehört zu den wenigen Städten, die den zweiten Weltkrieg ohne große materielle Schäden überstanden haben. Gegen Kriegsende war es gelungen, weite Bereiche der Stadt zum Lazarettbezirk zu erklären. Am 21. April 1945 fiel Ludwigsburg kampflos in französische Hände; wenige Tage später wurde die Stadt von der US-Army übernommen. Nur wenige Soldaten aus Ludwigsburg hatten sie Kriegsende das Glück, sofort in ihre Heimat zurückkehren zu können; die meisten, sofern sie den Krieg überlebt hatten, befanden sich in Kriegsgefangenschaft.



Trompeterkorps beim «Württembergischen Artilleristentag», mittlerer Schloßhof, Ludwigsburg 1936.



Das Feldzeug-Bataillon 514 marschiert als erster Truppenteil der Bundeswehr in Ludwigsburg ein, 1956.



Vereidigung von Bundeswehrsoldaten in der Luitpoldkaserne, 1956.

Garnison der US-Army und der Bundeswehr – Käsernen und Kriegerdenkmäler bezeugen militärische Tradition

Nach dem Zweiten Weltkrieg dienten die Ludwigsburger Käsernen als Unterkünfte für Heimatvertriebene und Flüchtlinge, als Lager für Internierte und Displaced Persons, u. a. also für ehemalige Zwangsarbeiter und Staatenlose. Ein Teil der militärischen Einrichtungen wurde von der US-Army bean-

sprucht, die Ludwigsburg zu einer bedeutenden amerikanischen Garnison machte; 1993 rückten die letzten US-Soldaten ab. In den übrigen Käsernen siedelten sich schon bald Behörden sowie Gewerbe- und Industriebetriebe an.

Im Jahre 1956 zog dann das Feldzeug-Bataillon 514 als erster Ludwigsburger Truppenteil der Bundeswehr in die Luitpoldkaserne ein. In den folgenden Jahrzehnten lagen im Wechsel zahlreiche Truppen-

teile der Bundeswehr in der Stadt, nämlich ein Luftlande-Versorgungsbataillon, ein Instandsetzungs-, ein Fernmelde- und ein Feldjägerbataillon, außerdem gab es u. a. ein Feldjägerschulungszentrum, ein Verteidigungskreiskommando, das Unterstützungskommando 5 und seit 1973 das Verteidigungsbezirkskommando 51, das Mitte April 1994 von der Ludwigsburger Jägerhof- in die Theodor-Heuss-Kaserne nach Stuttgart-Bad Cannstatt verlegt wurde. Heutzutage sind viele Kasernen und sonstige militärische Anlagen aus dem Ludwigsburger Stadtbild verschwunden, sie mußten Sanierungs- und städtebaulichen Maßnahmen weichen. Auf den freien Flächen entstanden Parkplätze, Kindergärten, Schulen, Einkaufszentren, Behörden- und Wohngebäude. In einige ehemalige militärische Gebäude sind Zivilbehörden eingezogen, andere wiederum dienen als Wohnunterkünfte für Asylbewerber.

Allerdings hat die Garnison Ludwigsburg im Laufe der Zeit zu viele Spuren hinterlassen, als daß sie jemals ausgelöscht werden könnten. Sie werden auch in Zukunft sichtbar bleiben und an die militärische Vergangenheit der Stadt erinnern. Die noch vorhandenen, zum Teil unter Denkmalschutz stehenden Kasernen und die zahlreichen Kriegerdenk- und Mahnmäler sind Zeugen einer langen militärischen Tradition. Generationen von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften verbrachten hier ihre Dienstzeit. Viele von ihnen fanden in Ludwigsburg eine Heimat. Für zahllose Soldaten war die Stadt aber auch die letzte Station vor dem Ausmarsch in den Krieg, aus dem sie nicht mehr zurückkehrten.

Hohe Militärs aus dem In- und Ausland – von dem Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen (1663–1736) über den russischen General und Verteidiger Sewastopols im Krimkrieg von 1854 bis 1856, Eduard Graf von Tottleben (1818–1884), bis zu dem volkstümlichen Heerführer des Ersten Weltkriegs und preußischen Generalfeldmarschall August von Mackensen (1849–1945) – besuchten im Laufe der Zeit Ludwigsburg, das im übrigen auch selbst eine stattliche Reihe bedeutender militärischer Persönlichkeiten hervorbrachte. Genannt seien hier nur der Militärwissenschaftler und General Ferdinand Friedrich von Nicolai (1730–1814), der General, Reichsverkehrs-, Reichswehr- und Reichsinnenminister Dr. Ing. Wilhelm Groener (1867–1939) und der am Putsch gegen Hitler am 20. Juli 1944 beteiligte Oberstleutnant d. R. Dr. Caesar von Hofacker. 1896 als Sohn eines Offiziers in Ludwigsburg geboren, war Hofacker – übrigens ein Nachkomme Neidhardt von Gneisenaus und ein Vetter von Claus Schenk Graf von Stauffenberg – führender Kopf ei-

ner Gruppe oppositioneller Offiziere gegen das NS-Regime. Ende 1944 wurde er hingerichtet.

Für viele ehemalige Ludwigsburger Soldaten gilt das, was ein alter Olga-Dräger in seinen Erinnerungen festgehalten hat: *Wir Soldaten waren eng, unauflöslich mit Ludwigsburg verbunden. (...) Es war eine Stadt für Soldaten und von Soldaten. (...) Es war eben unser Ludwigsburg.*



Flakpanzer der US-Army in der Schorndorfer Straße, 1952.

Abschiedszeremonie für das 51. US-Fernmeldebataillon, März 1993.



Ulrich Müller Der Stuttgarter Waldfriedhof und das Kriegerehrenfeld des Ersten Weltkrieges

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde in der rasch wachsenden Stadt Stuttgart die Notwendigkeit eines neuen Friedhofs immer dringender. Im Oktober 1892 hatte die Friedhofsabteilung Ersatz für den Fangelsbachfriedhof angemeldet. Zunächst wurde ein «Südfriedhof» im «Eiernest» in Heslach geplant und dafür im Jahr 1900 ein Wettbewerb ausgeschrieben. Da aber die Stadt sich mittlerweile im Süden stark ausgedehnt hatte und die Grundstückspreise sehr teuer geworden waren, wurde zwei Jahre später das Projekt eines Südfriedhofes aufgegeben. Der Büsnauer Hof war neben anderen Projekten 1910 als Friedhof im Gespräch, aber 1913 beschlossen die Gemeindeglieder, zwei neue Friedhöfe anzulegen, um der immer noch wachsenden Stadt und ihrer langgestreckten Lage gerecht zu werden. Ein Hauptfriedhof sollte im Steinhaldenfeld in Bad Cannstatt angelegt werden und eben der Waldfriedhof in dem städtischen Wald «Vierei-

chenhau» und «Wesel», der von Degerloch bei der Eingemeindung eingebracht worden war.

Der Waldfriedhof wurde nach den Plänen des Hochbauamtes und der städtischen Gartenbauinspektion angelegt, wobei die vorhandenen Waldwege weitgehend benutzt wurden¹. Diese Konzeption, die bis in die Gegenwart beibehalten wurde, macht den besonderen Charakter dieses Friedhofes aus und trägt dazu bei, daß die Orientierung für den Ortsunkundigen nicht einfach ist. Von Anfang an wurde Wert darauf gelegt, daß der Waldfriedhof ein einheitliches Gepräge bekam. So wurde vorgeschrieben, daß in den Reihengräberfeldern nur liegende oder stehende Grabmäler in bestimmter Größe bzw. nur Grabmäler aus Stein, Holz oder Eisen erstellt werden durften. Auch konnten nur besondere Steine verwendet werden: Tuffsteine, Muschelkalke, Basalttuffe, grüne und gelbe Keuper-sandsteine, nicht polierte, hellfarbige Granite und



Stuttgarter Waldfriedhof: Teilansicht des Kriegerehrenfeldes des Ersten Weltkrieges.

Betonwerksteine. Schwarze Steine und weiße Marmorarten waren nicht zugelassen².

Als mit der Planung des Friedhofes 1913 begonnen wurde, waren zunächst 25 Hektar vorgesehen, von denen bis 1929 16 Hektar angelegt waren. Die Gesamtkosten der Anlage betragen bis 1915 568 504 Mark; davon entfielen auf Gebäude 306 875, auf die Gartenanlage 105 590, Wasserleitung 31 747, Straßen 115 307 und Sonstiges 8985 Mark. 1929 wurde eine Seilbahn gebaut, die vom Südheimer Platz in Heschlach den Friedhof in vier Minuten erreicht. Es war die erste Seilbahn in Deutschland, die zu einem Friedhof führt. Mitsamt den Wagen ist die Bahnanlage noch im Originalzustand erhalten und steht unter Denkmalschutz.

Betritt man den Stuttgarter Waldfriedhof vom Haupteingang aus, hat man einen weiten Blick auf eine große, von alten Bäumen umstandene Wiese, so daß man sich zunächst eher in einem Park als in einem Friedhof fühlt. Die Wiese wird durch ein monumentales Kreuz abgeschlossen, das von Max Natter entworfen und vom Verein für christliche Kunst gestiftet wurde. Auf dieser Wiese wurden nach dem Zweiten Weltkrieg vorübergehend Angehörige der französischen Besatzungsmacht bestattet; sie wurden aber bald in ihre Heimat überführt.

Beim Haupteingang liegt die 1914 erbaute Kapelle, die 1943 durch einen Luftangriff schwer beschädigt wurde. Neun Jahre nach Kriegsende konnte sie wieder eingeweiht werden. In ihrer Apsis befindet sich ein Mosaik des auferstandenen Christus, gestaltet von dem Stuttgarter Künstler Professor Rudolf Yelin. *Die unterschiedlich großen Steinstücke, aus denen das Mosaik aufgebaut ist, geben der Apsiswand eine eigenartig belebende Struktur, die sie von den indifferent bleibenden übrigen Wänden deutlich unterscheidet und zusammen mit der Farbwirkung und der den ganzen Raum umfassenden Ausdrucksgebärde der Gestalt Christi zum beherrschenden und bestimmenden Zentrum macht³.*

Das Kriegerehrenfeld des Ersten Weltkrieges

Seinen besonderen Charakter sollte der Stuttgarter Waldfriedhof dadurch bekommen, daß bei seiner Fertigstellung der Erste Weltkrieg ausbrach. Die Stadt hatte damit die Gelegenheit, ihre Gefallenen geschlossen in dem neuen Friedhof beerdigen zu können. Die zahllosen einheitlichen Steinkreuze bestimmen, zusammen mit dem 1923 errichteten Ehrenmal, einen wesentlichen Teil des Friedhofs.

Für die gefallenen Söhne der Stadt – es sollten etwa 8500 werden – wurde ein besonderes Ehrenfeld an-

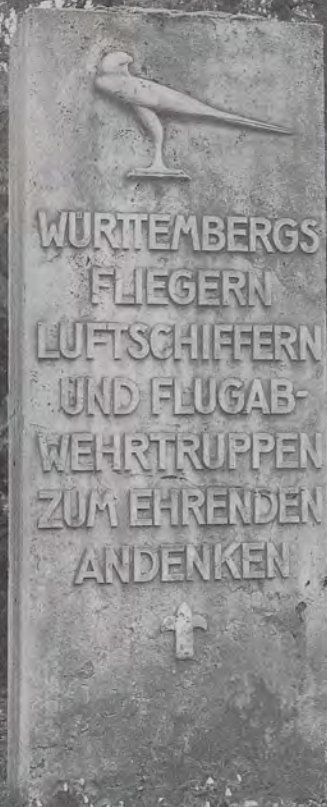


Auch im Ersten Weltkrieg hatten die Stuttgarter schon Opfer von Luftangriffen zu beklagen.

gelegt, das ursprünglich für 600 Gräber geplant war. Schließlich wurden aber 1257 Soldaten hier beigesetzt, davon 338 Stuttgarter Bürger. Sie waren entweder von der Front hierher überführt worden oder in den Lazaretten der Stadt ihren Verwundungen erlegen⁴.

Für Unteroffiziere und Mannschaften wurden die Gräber von der Stadtverwaltung unentgeltlich zur Verfügung gestellt⁵. Zuerst waren die Soldatengräber mit Holzkreuzen geschmückt, die später durch die noch heute erhaltenen gedrungenen Steinkreuze mit dem Namen des Gefallenen ersetzt wurden. Gerade in ihrer Masse wirken die halbkreisförmig angelegten Gräber auch noch heute erschütternd. Am Rande des Ehrenfeldes befinden sich zahlreiche Einzelgräber, häufig von Offizieren, deren Schmuck oft Hinweise über die militärische Funktion des Gefallenen zulassen.

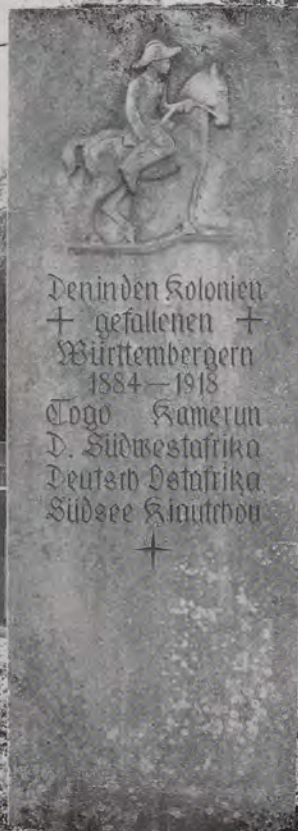
Nachdem der erste Soldat am 21. August 1914 – der seinen Wunden erlegene Oberamtmann Dr. Hory – beigesetzt worden war, riß die Bestattung von Soldaten nicht mehr ab. Da viele ohne Angehörige in



Stuttgarter Lazaretten verstorben waren, wirkte deren einsame Beisetzung besonders trostlos. Von patriotischen Bürgern wurde deshalb der vaterländische Gesangverein «Ehrenfeld» gegründet, der es sich zur Aufgabe machte, jede Beisetzung eines Soldaten musikalisch zu umrahmen. Initiator dieser Vereinsgründung war der volkstümliche Dichter Rudolf Schätzle, bekannter unter seinem Künstlernamen Raban Sylvius. Da die Absichten des «Ehrenfeldes» sozialer Art waren, wurde ihm vom Roten Kreuz gestattet, das Rote-Kreuz-Emblem als Vereinszeichen zu benutzen. Bereits im November 1914 war die Vereinsatzung fertig, in der es sich der Verein zur Aufgabe machte, nicht nur an Kriegsgräbern zu singen, sondern auch in Lazaretten und bei vaterländischen Veranstaltungen. Musikalischer Leiter wurde der Königliche Musikdirektor Julius Wengert⁶.

Da die Beerdigungen auf dem Waldfriedhof ständig zunahmen, wurde im *Neuen Tagblatt* eine Rubrik «Ehrenfeld» eingerichtet, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz und dem Roten Kreuz, aus denen die Mitglieder entnehmen konnten, zu welchen Zeiten die Bestattung eines Soldaten war, an der sie mitwirken hatten. Auch über den Krieg hinaus konnte sich der Gesangverein «Ehrenfeld» halten, zumal ihm zwei andere Vereine – «Harmonie» und «Concordia» – 1919 beitraten. Zu seinem zehnjährigen Bestehen 1924 bekam «Ehrenfeld» eine eigene Fahne. Damals sah man eine neue Aufgabe darin, deutsche Kriegsgräber im Ausland aufzusuchen, hatte aber wegen der Inflation zunächst nicht die nötigen Mittel⁷.

Die Stuttgarter Stadtverwaltung würdigte die Verdienste des Gesangvereins um die Beisetzung der Gefallenen dadurch, daß sie den verstorbenen Mitgliedern eine Vereinsgrabstätte in unmittelbarer Nähe des Kriegerehrenfeldes einrichtete. Die Anlage ist heute noch gut zu erkennen, wenn auch die ursprüngliche Geschlossenheit durch die Zulassung individueller Grabsteine in neuerer Zeit stark gelitten hat. Neben ihrem 1925 verstorbenen Dirigenten Julius Wengert, dessen mächtige Grabsäule die ganze Anlage immer noch beherrscht, ruhen etwa 50 Chormitglieder bzw. deren Nachkommen. Nur noch wenige Grabsteine haben die ursprünglich einheitliche – oben abgeschrägte – Form bewahrt.



Oben: Im Kriegerehrenfeld haben verschiedene württembergische Formationen eigene Denkmäler.

Unten: Auch die in den Kolonien gefallenen Württemberger haben im Kriegerehrenfeld ein eigenes Denkmal erhalten.



Der von Paul Bonatz gestaltete Ehrenhof auf dem Stuttgarter Waldfriedhof.

Kriegerehrenmal von Paul Bonatz für 8500 gefallene Stuttgarter

Im Juli 1923 wurde schließlich das Kriegerehrenmal für die 8500 Stuttgarter Gefallenen des Ersten Weltkrieges eingeweiht. Professor Dr. Paul Bonatz hatte den Wettbewerb gewonnen, mußte aber in die Anlage das bereits vorhandene Ehrenfeld mit einbeziehen. Halbkreisförmig waren die Soldatengräber mit ganz geringem Gefälle angelegt und Bonatz gestaltete nun den inneren Halbkreis, der – durch einen breiten Weg getrennt – sich zu einem rechteckigen Ehrenhof öffnet. Die knapp zwei Meter hohen Mauern des Ehrenhofes sind aus grob behauenen Travertinestein gefertigt. An den Innenseiten des Hofes stehen folgende Verse, die vermutlich von dem württembergischen Generalleutnant und Militärschriftsteller Otto von Moser stammen:

Tausend Söhne wir beklagen. Unsre Hoffnung, unser Glück

waren sie in frohen Tagen. Niemals kehren sie zurück.

*Tausend Väter sind gefallen. Für uns alle floß ihr Blut.
Wer wird ihren Kindern allen Führer sein und sichere Hut?*

Tausend Gatten sind gefallen. Braut und Gattin steht allein.

*Wer wird in den Nöten allen nun ihr Schutz und
Zuflucht sein?*

*Tausend liebe Freunde, Brüder. In des Vaterlandes Not
starben sie den Opfertod.*

Herr, gib Deine Gnade wieder und ein neues Morgenrot!

In einfachen, aber eindringlichen Worten findet die Trauer über die Gefallenen ihren angemessenen Ausdruck. Der Soldatentod hat überall Lücken gerissen, die nie mehr zu schließen sein werden. Der Verlust bleibt und kann nicht beschönigt werden. Allenfalls in der letzten Strophe findet die Hoffnung Ausdruck, daß das Opfer der Gefallenen nicht vergeblich war, sondern ein Neubeginn möglich sein wird.

In der Mitte des Hofes steht ein steinerner mit dem Eisernen Kreuz und den württembergischen Hirschstangen geschmückter Altar, der die Inschrift trägt:

*Den 8500 Gefallenen als Gelöbnis der Treue
die Bürger der Stadt Stuttgart zum Gedächtnis.*

Unmittelbar dahinter erhebt sich ein hohes, kupferverkleidetes Kreuz. An diesen «Altar» wurden und werden bei den alljährlichen Gedenkveranstaltungen am Volkstrauertag Kränze niedergelegt. Außerhalb des Ehrenhofes stehen Pylone, auf denen die Schlachten aufgeführt sind, bei denen württembergische Truppen beteiligt waren.

Plastik «Mutter Heimat» von Fritz von Graevenitz – Nazis lehnen sie als «untragbare christliche Pietà» ab

Solche Pylone stehen auch im Innern des Halbkreises, der ansonsten durch die Großplastik «Mutter Heimat» von Fritz von Graevenitz bestimmt wird. Graevenitz bekam erst 1931/32 von Bonatz den Auftrag zur Gestaltung der Plastik, an der er mit großer Hingabe arbeitete. *Der Kopf der Mutter Heimat und die Gesamtform der Plastik waren fertig, als sie vom neuen Regime – 1933 – für eine «untragbare christliche Pietà» erklärt wurde.* Erst nach dem Zweiten Weltkrieg – 1953 – kam sie auf den Waldfriedhof auf den für sie bestimmten Platz⁹.

Die Nähe der «Mutter Heimat» zu einer mittelalterlichen Pietà ist freilich unverkennbar. Wie die Gottesmutter auf vielen Darstellungen ihren toten Sohn in ihren Armen hält, so hält auch die Graevenitz-Schöpfung einen toten Jüngling in ihren Armen und auf ihrem Schoß. Beide Figuren sind so gestaltet, daß sie ineinander übergehen. Auf diese Weise wird dem Betrachter der Eindruck vermittelt, daß der Tote in der Mutter geborgen bleibt. Die Schönheit der übrigens erstaunlich jugendlichen Mutter, der traurige Ernst ihrer Gesichtszüge, die so wenig kriegerische Pose des Toten, all das mag dazu beigetragen haben, daß der Plastik das Heroische völlig fehlt und dem Betrachter nur die mitleidende Trauer bleibt. Kein Wunder also, daß dieser Ausdruck nicht die Zustimmung der Machthaber von 1933 finden konnte.

Am Volkstrauertag 1957 erklärte Professor Fritz von Graevenitz im Rahmen der offiziellen Feier selbst seine Plastik. Er habe von Bonatz den Auftrag bekommen, innerhalb des Ehrenfeldes ein Denkmal für das Rote Kreuz zu schaffen: *Über das Karitative hinausgehend, breite die Mutter Heimat, wie ich es nannte, ihre Arme weit, und zwischen den Zeilen ihrer aus dem Felsen herauswachsenden Formen mag man die Worte lesen:*

*In Schmerzen gabt ihr Euer Blut
Ob ihr auch draußen bleibt, Ihr ruht
Tief in der Heimat Herzen*¹⁰

Außerhalb dieses Halbkreises wurden Einzeldenkmale der württembergischen Formationen aufgestellt:

1. Gebirgstruppen
2. Schwere Artillerie
3. Marine
4. Sanitätskorps
5. Eisenbahner
6. Kolonialtruppen
7. Kraftfahrer

8. Nachrichtentruppen
9. Landsturm
10. Flieger/Luftschiffer
11. Pioniere
12. Infanterieregiment 126/Straßburg

Bei der Einweihung des Denkmals, das zum größten Teil durch Spenden finanziert worden war, ging der Stuttgarter Oberbürgermeister Karl Lautenschlager auf die Entstehung des Friedhofes ein: *Der Wald gehört den Lebenden, nicht den Toten – war ein öfters gehörter Einwand, als man sich 1911 und in den folgenden Jahren im Gemeinderat der Stadt Stuttgart mit der Frage der Anlegung eines Waldfriedhofes beschäftigte. Der Wald gehört den Lebenden und den Toten – auf diese Formel einigte man sich später, damit war das Richtige getroffen.* Lautenschlager hob in seiner Rede hervor, daß es Bonatz gelungen sei, *ein schlichtes Denkmal der Erinnerung und der Dankbarkeit zu schaffen. Paul Bonatz habe mit seinem Empfinden und treffenden Einfühlen in die Eigenart unseres Waldfriedhofs ein Meisterwerk geschaffen*¹¹. Diese Einschätzung kann auch der heutige Besucher nachvollziehen, gibt doch gerade die Einfügung des Ehrenmals in die Natur und die zurückhaltende Art der Gestaltung der Anlage ihre besondere Würde.

*Denkmal der «Heeresgruppe Herzog Albrecht»
des XIII. Armeekorps
mit ausschließlich württembergischen Soldaten*

In der Mitte der Südwand des Ehrenhofes ist das Denkmal der «Heeresgruppe Herzog Albrecht» an besonders hervorgehobener Stelle angebracht. Dazu muß man wissen, daß Württemberg neben Bayern und Sachsen in militärischer Hinsicht bis zum Ende des Ersten Weltkrieges gewisse Eigenständigkeiten bewahren konnte. Von den 25 Friedenskorps des deutschen Heeres stellte Württemberg 1914 ein Armeekorps, das XIII. Württembergische Soldaten trugen zwar die üblichen, preußischen Uniformen, waren aber an der schwarz-roten Kokarde, die sie an Helm und Mütze trugen, erkennbar¹².

Die Friedensstärke des württembergischen Armeekorps betrug etwa 30 000 Mann. Den Ersten Weltkrieg machten dann 508 500 Soldaten mit, davon waren etwa 14 000 Offiziere. Die württembergischen Verluste betragen über 80 000 Tote und etwa 191 000 Verwundete. Das württembergische Armeekorps wurde aber nicht geschlossen eingesetzt, sondern es kämpften die einzelnen Truppenteile an allen Fronten in verschiedenen, auch österreichischen, bulgarischen und türkischen Verbänden¹³. Der Militärbevollmächtigte beim großen Haupt-

Die von Fritz von Graevenitz geschaffene «Mutter Heimat», die im Nationalsozialismus nicht aufgestellt werden durfte.



quartier, Generalleutnant Fritz von Graevenitz, hatte die Aufgabe, die württembergischen Interessen zu vertreten und der Zersplitterung der württembergischen Truppen entgegenzuwirken. Das bedauert auch Otto von Moser in seiner breit angelegten Geschichte *Die Württemberger im Weltkrieg*, da eine Darstellung der württembergischen Leistungen außerordentlich erschwert sei, weil die Truppen auf ein Dutzend Armeen verstreut und auf ebensoviel Kriegsschauplätzen verteilt gewesen seien¹⁴.

Die Heeresgruppe Herzog Albrecht wurde am 5. März 1917 gebildet, als das Westheer in drei Heeresgruppen neu gegliedert wurde. Es waren dies die Heeresgruppen Kronprinz Ruprecht (von Bayern), deutscher Kronprinz und eben Herzog Albrecht von Württemberg. Seit April 1917 war ihr Hauptquartier in Straßburg. Herzog Albrecht (1865–1939) wäre Thronfolger des Königs Wilhelm II. geworden, wenn nicht 1918 die Revolution auch in Württemberg der Monarchie ein Ende bereitet hätte. Er galt als sehr fähiger Soldat und Heerführer, war seit 1908 kommandierender General des XIII. (Württ.) Armeekorps und wurde zu Beginn des Krieges Oberbefehlshaber der 4. Armee. Nach der Revolution legte er sein Kommando nicht nieder, sondern führte seine Heeresgruppe ordnungsgemäß in die Heimat zurück. Bis zu seinem Tod 1939 lebte er im Oberschwäbischen Altshausen¹⁵.

Die Kompanien der 7. Landwehrdivision drangen im Osten bis zum Don vor

An der linken Seite des Ehrenhofes auf dem Stuttgarter Waldfriedhof ist eine Gedenktafel für die Toten der 7. Landwehrdivision angebracht. In dieser Division, die im März 1915 aufgestellt wurde, dienten ältere Wehrpflichtige bis zum 39. Lebensjahr. Von 1915 bis Anfang 1917 stand die Division in den Südvogesen, seit Mai 1917 in Wolhynien, um dann im letzten Kriegsjahr noch im östlichsten Kriegsschauplatz eingesetzt zu werden. Nach dem Frieden von Brest-Litowsk im Frühjahr 1917 mit dem Zarenreich Rußland hatte die Ukraine die oberste Heeresleitung um Unterstützung gegenüber den vordringenden Bolschewisten gebeten. In dieser Unternehmung wurde auch die 7. Landwehr-Division eingesetzt, und in raschen Eisenbahnvormärschen wurde das Land ohne großen Widerstand besetzt, so daß innerhalb von zweieinhalb Monaten ein Gebiet in deutsche Hand gelangt war, das weit aus größer war als Deutschland selbst. Von Anfang an war die deutsche Seite daran interessiert, sich die Wirtschaft der Ukraine für die weitere Kriegsführung im Westen zu nutze zu machen. Mit der Ukraine wurden deshalb verschiedene Vereinbarungen über umfangreiche Lebensmittellieferungen nach Deutschland getroffen, die aber überhaupt nicht eingehalten wurden. So war rückblickend das ganze Ukraine-Unternehmen, an dem schließlich

600 000 deutsche und österreichische Soldaten beteiligt waren, wertlos. Kritische Beobachter stellten schon damals fest, daß bestenfalls die Selbstverpflegung der Besatzungstruppen durch die ukrainischen Lebensmittellieferungen erreicht wurde¹⁶. Die deutschen Truppen waren über die Ukraine hinaus bis zum Don vorgedrungen, und die württembergische Division lag seit Juni 1918 im Gebiet von Taganrog und Rostow. Dort kam es im Juni zu ernsthaften Gefechten mit bolschewistischen Truppen, die im Asowschen Meer zum Angriff auf Taganrog und Rostow gelandet waren. Durch württembergische und preußische Einheiten konnten sie von ihrem Vorhaben abgehalten werden. Versuche der Donkosaken, sich mit deutscher Hilfe gegen die Bolschewisten im Dongebiet zu wenden und alle Kosaken zu einem souveränen Südostbund zusammenzufassen, der bis Zarizyn (Stalingrad) reichen sollte, fanden in Berlin keine Unterstützung¹⁷.

Mancher württembergische Landwehrmann mag seinen Einsatz in der Ukraine und am Don als ein Abenteuer besonderer Art erlebt haben, brachte er ihn doch mit ganz fremden Menschen und Kulturen in Berührung. Sehr abenteuerlich war auch der Rückzug. Ein Teil der 7. (würtembergischen) Landwehrdivision kam noch Ende 1918 über Rumänien und Ungarn zurück in die Heimat. Der andere Teil erst im Sommer 1919 auf dem Seeweg über Odessa und Konstantinopel, nachdem er von März bis Juni 1919 bei Saloniki interniert worden war. Über Gibraltar erfolgte die Rückfahrt, und erst am 10. Juli 1919 konnten die Reste des Landwehrinfanterieregiments 121 auf dem Stuttgarter Hauptbahnhof empfangen werden¹⁸.

Am östlichen Rand des Kriegerehrenfeldes wurde von der Stadt Stuttgart die Grabanlage für die Fliegeropfer des Ersten Weltkrieges errichtet. Insgesamt wurden durch Luftangriffe 22 Menschen getötet und 78 verletzt. Der folgenschwerste Angriff, der die Stuttgarter am meisten erschütterte, ereignete sich an einem Sonntagmorgen, am 15. September 1918, durch zehn englische Flieger, bei dem in der Heusteigstraße 19 elf Menschen ums Leben kamen. Für sie wurde auf dem Waldfriedhof ein Gemeinschaftsgrab angelegt¹⁹. Auf dem Denkmal stürzt sich ein Propellerflugzeug – einem Vogel nachempfunden – mit seiner todbringenden Last auf die Erde.

Robert Bosch, Theodor Heuss, Theophil Wurm – viele Prominente sind auf dem Stuttgarter Waldfriedhof bestattet

Für die Opfer der Luftangriffe des Zweiten Weltkrieges spielt der Waldfriedhof keine große Rolle. Stuttgart hatte 4477 Luftkriegstote zu beklagen, darunter 770 Ausländer. Die Mehrzahl der Getöteten fand in Sammel- und Einzelgräbern auf dem Steinhaldenfeld die letzte Ruhe²⁰. Lediglich 482 Opfer der Luftangriffe wurden auf dem Waldfriedhof bestattet, allerdings nur bis zum 1. August 1944, denn dann war das für sie vorgesehene Feld voll belegt²¹. Schlichte Steinstele mit den Namen der Getöteten korrespondieren mit den gedrungeneren Kreuzen der Soldatengräber des Ersten Weltkrieges. Wenn in einem Haus mehrere Menschen ums Leben gekommen waren, wurde eine Steinplatte mit den Namen der Getöteten in den Boden vor der Stele eingelassen.

In ähnlicher Weise wurden die 299 Kriegsgräber des Zweiten Weltkrieges, die sich westlich des alten Kriegerehrenfeldes erstrecken, 1961 gestaltet. Jedes zweite oder dritte Grab in der Reihe erhielt ein



Bei Luftangriffen im Zweiten Weltkrieg kamen ganze Hausgemeinschaften ums Leben.



Schlichte Steinstelen erinnern auf dem Stuttgarter Waldfriedhof an die Opfer der Luftangriffe des Zweiten Weltkrieges.

Steinkreuz und jedes Grab am Fußende einen Stein aus gleichem Material mit eingehauenen Namen²². Auf diese Weise ist es gelungen, die Gräber aus dem Zweiten Weltkrieg in die Gesamtanlage zu integrieren.

Auf dem Stuttgarter Waldfriedhof haben zahlreiche bekannte Persönlichkeiten aus unserem Land ihre letzte Ruhe gefunden. Aus dem Bereich der Politik z. B. Theodor Heuss mit seiner Gemahlin, Walter Hallstein, Gebhard Müller und Erwin Schoettle. Die Stuttgarter Oberbürgermeister Karl Lautenschlager, Karl Strölin und Arnulf Klett. Bekannte Künstler wie Oskar Schlemmer, Josef Zeitler, Christian Landenberger und Adolf Hölzel. Der Opernsänger Wolfgang Windgassen, der Schauspieler Erich Ponto und die Theologen Theophil Wurm und Friedrich Rittelmeyer. Der schwäbische Dichter August Lämmle, der Architekt Paul Bonatz, der Industrielle Robert Bosch, der Japanarzt Erwin Baelz, der Journalist Klaus Mehnert und schließlich der Landeshistoriker Hans-Martin Decker-Hauff. Diese Aufzählung erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit, sie soll lediglich als Ansporn dienen, den Stuttgarter Waldfriedhof aufzusuchen, um über die Gräber einen Einblick in die Geschichte und Kultur unseres Landes zu gewinnen.

ANMERKUNGEN:

- 1 Städt. Friedhofsamt Stuttgart (Hrsg.): Die Friedhöfe und das Bestattungswesen der Stadt Stuttgart. Stuttgart 1929, S. 27–29.
- 2 Wie Anm. 1 S. 81.
- 3 Wie Anm. 1 S. 81.
- 4 Ehrenbuch der Gefallenen Stuttgarts 1914–1918. S. IX–X.
- 5 Schwäbischer Merkur vom 5. 9. 1914.
- 6 Festschrift zur Feier des zehnjährigen Bestehens des vaterländischen Gesangvereins Ehrenfeld am 11./12. 10. 1924. Stuttgart, S. 8.
- 7 Wie Anm. 6 S. 59.
- 8 Wie Anm. 6 S. 11.
- 9 Fritz von Graevenitz: Plastik, Malerei, Graphik. Stuttgart, S. 32.
- 10 Amtsblatt der Stadt Stuttgart vom 21. 11. 1957.
- 11 Wie Anm. 10.
- 12 Robert Uhland (Hrsg.): 900 Jahre Haus Württemberg. Stuttgart 1984, S. 701.
- 13 Wie Anm. 12, S. 702.
- 14 Otto von Moser: Die Württemberger im Weltkrieg. Stuttgart 1928, S. 14.
- 15 Wie Anm. 12 S. 373–377.
- 16 Winfried Baumgart: Deutsche Ostpolitik 1918. Wien und München 1966, S. 147.
- 17 Wie Anm. 16 S. 146.
- 18 Wie Anm. 14 S. 819.
- 19 Chronik der Stadt Stuttgart 1913–1918. S. 136.
- 20 Heinz Bardua: Stuttgart im Luftkrieg 1939–1945. Stuttgart 1985, S. 198.
- 21 Wie Anm. 20 S. 262.
- 22 Schreiben des Bürgermeisteramts vom 2. 4. 1964, Gemeinderatsdrucksache 144/1964.

Winfried Mönch «Es gibt keine Krüppel mehr!» – Die «Stuttgarter Verwundetenschule» in der Zeit des Ersten Weltkrieges

Es gibt keine Krüppel mehr! So verharmlosend überschrieb 1915 ein Generaloberarzt in einer in Stuttgart verlegten Illustrierten einen Aufsatz, in dem er über die Fortschritte auf dem Gebiet der Invalidenfürsorge berichtete. Er schloß den Artikel mit einem Aufruf an die Versehrten: *Es muß euch zum Bewußtsein kommen: wir waren nicht bloß Helden im Schützengraben, sondern wir sind auch Helden der Arbeit im Kampfe ums Dasein!*¹ Es war ein Appell an das individuelle Durchhaltevermögen. Indem man das persönliche, leidvolle Schicksal heroisierte, gab man ihm einen Sinn, der über den Krieg hinaus auch im Frieden und in Zivil als Ansporn für die eigene Leistungsfähigkeit dienen sollte.

Dementsprechend behandelte man zu Beginn des Ersten Weltkrieges die Kriegsversehrten – analog zu

sehrten nicht mehr beibehalten. Um das *Herabgleiten in eine niedere soziale Stufe* zu verhindern, seien besondere staatliche und gesellschaftliche Maßnahmen nötig. Die *Einbuße an körperlicher Leistungsfähigkeit* der Kriegsinvaliden solle, wie es in einer Denkschrift des Präsidenten der Königlichen Zentralstelle für Gewerbe und Handel in Stuttgart hieß, *durch weitere Ausbildung [...] auf einem für ihren Körperzustand besonders geeigneten Spezialgebiet ausgeglichen werden*³.

«*Verwundetenschulen*» im Reich und in Württemberg, um «*das Los der Kriegsbeschädigten zu verbessern*»

Zu diesem Zweck wurden «Verwundetenschulen» eingerichtet. Im Königreich Württemberg, das im Reichsverband das XIII. Armeekorps stellte, gab es solche Schulen seit dem Frühjahr 1915 in Ulm⁴ und seit Oktober 1915 in Stuttgart. Die Gewerbeschulen in Schwäbisch Gmünd, Göppingen, Heilbronn, Ravensburg, Reutlingen und Tübingen richteten spezielle Invalidenkurse ein. Im Reich gab es Verwundetenschulen oder vergleichbare Einrichtungen in Berlin, München, Braunschweig, Bielefeld, Augsburg und anderswo.

Im Kriegsjahr 1916 war man in Deutschland zuversichtlich, die anstehenden sozialen Probleme bewältigen zu können. Im Vorwort zu einem Werk, mit dem man eine erste Bestandsaufnahme des bisher im Krieg Geleisteten ziehen wollte, hieß es: *Die ganze Intelligenz des deutschen Vaterlandes ist an der Arbeit, das Los der Kriegsbeschädigten zu verbessern, ihnen möglichst vollwertigen Ersatz ihrer verlorenen oder beschädigten Gliedmaßen zu verschaffen und ihnen Arbeitsgelegenheiten in reichem Maße nachzuweisen. Es mag den Kriegsbeschädigten zum Trost gereichen, daß bei der ungeheuren Zahl der Verwundeten die Frage für deren Fürsorge schon jetzt mit allen Mitteln zu lösen versucht wird und auf breitester nationaler Grundlage Einrichtungen getroffen werden, um die Kriegsinvaliden vor Arbeitslosigkeit und Mangel zu schützen*⁵. Diese Maßnahmen wurden von einer ausgedehnten Publizistik begleitet.

Es erschienen während des Ersten Weltkrieges unzählige Broschüren, Bücher, Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, die die Rehabilitation der Verwundeten zum Thema hatten. Zielgruppen waren neben dem allgemeinen Publikum die Invaliden



Stuttgarter Verwundetenschule

Geschäftsstelle Keplerstr. 9 (Techn. Hochschule, Erdgeschoss, Saal 18)

An den Kursen in der Fachschule für das Buchdruckgewerbe Stuttgart, Tübingerstraße 77a, können Kriegsbeschädigte Setzer und Drucker aus hiesigen und auswärtigen Lazaretten sowie auch zu den Erfahtruppenteilen entlassene teilnehmen, vorausgesetzt, daß seitens des Arztes keine Bedenken gegen den Schulbesuch bestehen. Der Eintritt kann jederzeit erfolgen. Wer teilnehmen will, meldet sich bei der Stuttgarter Verwundetenschule unter Angabe seines Truppenteils oder Lazaretts. Die Anmeldung erfolgt persönlich in der Geschäftsstelle zwischen 9 und 11 Uhr vormittags, oder 2 und 4 Uhr nachmittags. Für auswärtige Setzer und Drucker, die sich schriftlich anmelden können, wird von der Geschäftsstelle die Verlegung zu einem Stuttgarter Erfahtruppenteil oder in ein Stuttgarter Lazarett beantragt. Kriegsbeschädigten, die in der Nähe von Stuttgart zu Hause sind, kann Fahrkarten-Entschädigung gewährt werden. Bereits aus dem Militärverhältnis entlassene Kriegsinvaliden können in geeigneten Fällen einen Zuschuß für Wohnung und Verpflegung erhalten.

invalidierten Opfern von Betriebsunfällen – als Einzelfälle. Dies kam auch in der therapeutischen Fachliteratur zum Ausdruck, in der man am Anfang des Krieges noch von einer Gleichstellung von Kriegs- und Unfallopfern ausging². In dem Maße aber, wie die Verluste an den Fronten immer größer wurden, konnte man eine solche individuelle Sicht ohne Betrachtung der sozialen Folgen für die Ver-

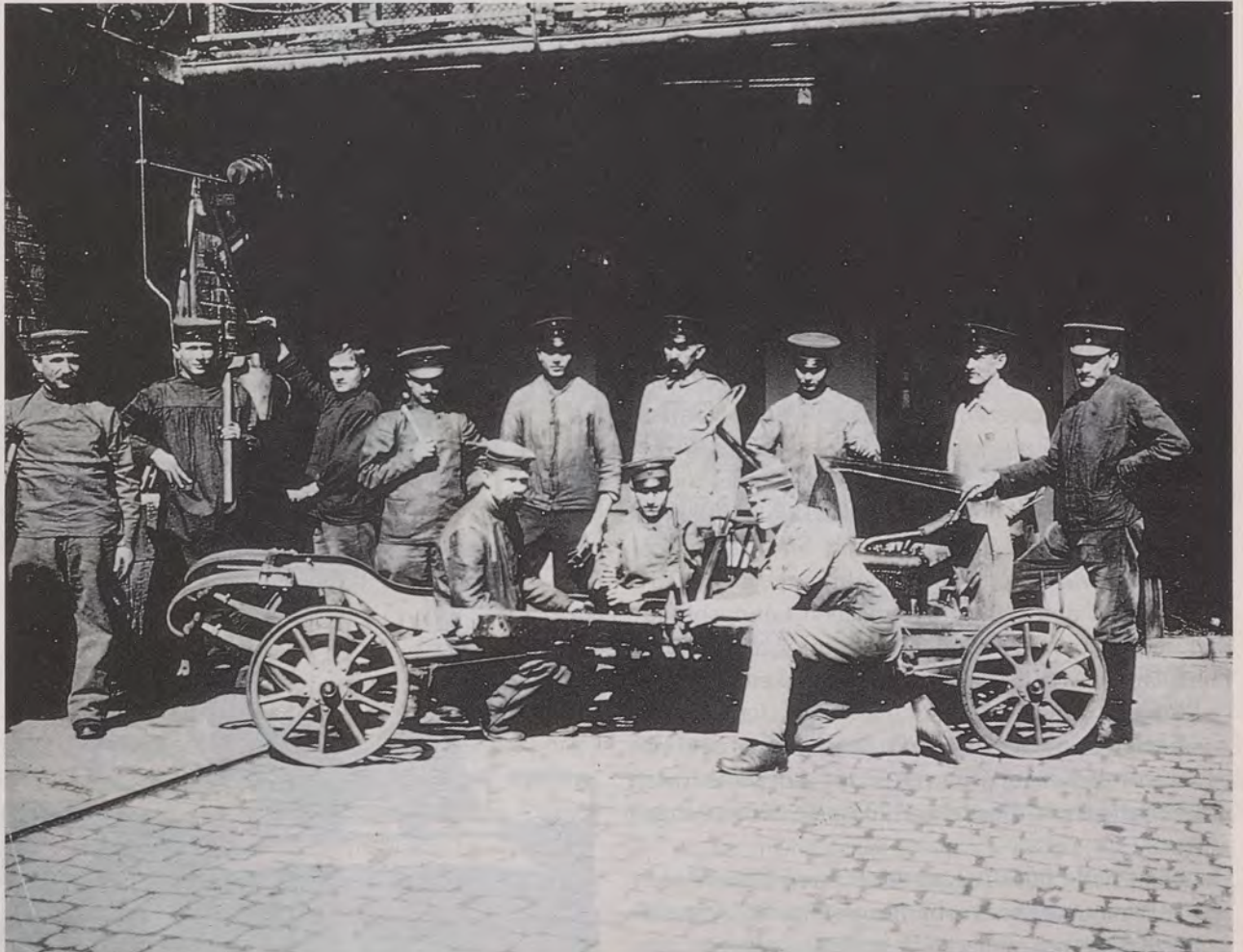
selbst, denen man mit den Schriften Rat und Trost vermitteln wollte. Neben Heften mit sachlicher Information standen solche mit dem Appell ans Heroische. So verwies z. B. Hans Würtz in seiner Schrift *Götz von Berlichingen und wir! Ein Wort an die Wetterfesten im Waffenrock* als ein Beispiel auf die «eiserne Hand» des Ritters. Der verstümmelte Recke des Bauernkrieges sollte ein moralisches Vorbild sein. Das Schlußwort des Pamphlets war ein Programm: *Deutsche Männer haltet aus, schlagt zu! Haltet durch; denn der deutsche Wille siegt*⁶.

Solche Werke richteten sich vor allem auch an die aktiven Soldaten. Denn die Invalidierung war ein Vorkommnis, das jedem widerfahren konnte und das jeder aus seiner unmittelbaren Umgebung kannte. Die Darstellung der modernen medizinischen Hilfsmittel, die es selbst dem schwer Kriegsbeschädigten ermöglichten, sein Schicksal zu meistern, mag auch einen positiven Einfluß auf die Kampfmoral der Truppe gehabt haben. Man hat die Schriften dann wohl weniger im Bewußtsein der möglichen eigenen Gefährdung gelesen als in der

Hoffnung darauf, im Falle der eigenen Verwundung auch eine angemessene Hilfe zu erhalten. Ein Arzt schilderte 1916 die Erwartungen der Verwundeten so: *Sie kehren in die Heimat zurück mit dem stolzen Bewußtsein, in schwerer Zeit ihre Pflicht erfüllt zu haben. Arbeitsfreudig wollen sie ihre Friedentätigkeit wieder beginnen. [...] Und sie fühlen sich körperlich kräftig und geistig frisch. Aber sie haben eine Hand, vielleicht sogar beide dem Vaterland geopfert, und jetzt, nachdem ihre Wunden geheilt sind, erwarten sie von uns, daß wir ihnen einen brauchbaren Ersatz schaffen*⁷.

Die «Stuttgarter Verwundetenschule» von 1915 bis 1920

Die Stuttgarter Verwundetenschule nahm im Oktober 1915 als eine besondere Art von Gewerbeschule unter der Leitung von Dr.-Ing. Alfred Barth ihre Arbeit auf. Das Lehrangebot an Theorie umfaßte fast die ganze Bandbreite beruflicher Bildung. Der Schwerpunkt der Arbeit lag allerdings im Bereich der praktischen Berufsausbildung, in den Werkstätten. Es gab Kurse für Dreher, Setzer, Mechaniker,



Die Schlosserabteilung der «Stuttgarter Verwundetenschule» posiert sich für den Fotografen um das Chassis eines Automobils.

Schreiner, Flaschner, Konditoren, Schuhmacher und vieles mehr.

Diese Schule war hauptsächlich für solche Verwundete vorgesehen, die aller Wahrscheinlichkeit nach auch nach Abschluß der medizinischen Behandlung dienstunfähig sein würden. Dazu kamen jene, von denen sicher war, daß sie in ihrem bisherigen Beruf nicht mehr würden arbeiten können. So bot die Schule den Verwundeten die Möglichkeit, sich im eigenen Beruf weiterzubilden oder einen ganz neuen Beruf zu erlernen. Im Selbstverständnis der Zeit waren diese Angebote Ausdruck eines sozialen Gewissens, das sich in den Worten von Barth 1916 so darstellte: *Die staatliche Gesamtheit sucht und vermag auch weitgehende Heilung der beruflichen und sozialen Schäden unserer Kriegsinvaliden durchzuführen. Es bildet sich immer mehr als Grundsatz heraus, daß die Pflicht der Gesamtheit erst dann erledigt ist, wenn der Invalide seine wirtschaftliche Kraft soweit als irgend möglich wieder beruflich verwerten kann*⁸.

Alfred Barth sah 1917 durchaus Erfolge in dieser Zielrichtung: *Erfreulich ist, daß die Erfahrungen immer aufs neue bestätigen, daß die Beschädigten in den meisten Fällen ihrem Beruf erhalten werden können. Aber auch dann, wenn sie ganz oder teilweise wechseln müssen, können sie dank der Bildungsfürsorge bei gutem Willen und ernstem Streben wieder eine lohnende und innerlich befriedigende Tätigkeit finden zum Nutzen der Allgemeinheit und zum Wohle des Vaterlandes*⁹.

Die Verwundetenschule war über mehr als 30 verschiedene Standorte in Stuttgart verteilt. In den Gebäuden der Technischen Hochschule waren das Rektorat und ein Drittel der Schulräume untergebracht. Die Produkte, die in den Werkstätten hergestellt wurden, verkaufte man in eigenen Läden. Einer davon befand sich in ausgezeichnete Geschäftslage in Stuttgart, Königstraße 19 a (Salamanderbau). Der Schulleiter Barth war auch Redakteur und Herausgeber der Zeitschrift der Schule, die in den eigenen Druckereien und Werkstätten hergestellt wurde. Die *Mitteilungen der Stuttgarter Verwundetenschule*, von denen die Jahrgänge 1916, 1917 und 1918 in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart vorhanden sind, informieren über Lehrpläne, Arbeitsproben, Räumlichkeiten, Ausstellungen, Finanzen und Personal der Schule. Auch nach Ende des Ersten Weltkrieges bestand die Schule noch einige Zeit weiter. Im Adreßbuch der Stadt Stuttgart für das Jahr 1920 ist sie noch nachgewiesen.

Daneben hatte in Stuttgart die Firma Robert Bosch seit 1916 eine eigene Ausbildungsstätte für Armamputierte. Die medizinische Betreuung besorgte Fritz Sippel von der orthopädischen Heilanstalt Pauli-

nenhilfe. Bei Bosch wurden die früheren Metallarbeiter wieder in ihren Beruf eingearbeitet. Auf Vermittlung der Verwundetenschule bildete man hier aber auch Invaliden aus, die keine Werksangehörigen waren¹⁰. Eine Abteilung des württembergischen Roten Kreuzes betrieb eine große Zahl von Lazarettwerkstätten in Stuttgart. Hier wurden keine Berufsbildungsmaßnahmen geboten, sondern Arbeitstherapie. Die Produkte aus diesen Werkstätten wurden in eigenen Läden in der Stadt zum Verkauf angeboten¹¹.

«Photographische Aufnahmen von Kursen und Werkstätten und besonders interessanten Einzelfällen»

Die Forschung zur Fotogeschichte des Ersten Weltkrieges hat sich bisher primär mit den Bildern beschäftigt, die das Leben und Sterben an der Front dokumentieren. Genauso interessant können aber auch Fotos sein, die man zunächst nicht gleich als «Kriegs»-Bilder im herkömmlichen Sinne identifiziert und die Themen der «Heimatfront» zum Gegenstand haben.

Bei den in diesem Artikel wiedergegebenen Fotos der Stuttgarter Verwundetenschule handelt es sich um eine Auswahl aus einer Fotoserie von 99 Schwarz-Weiß-Glas-Dias, die sich heute im Bestand des Hauptstaatsarchivs Stuttgart, Abteilung Militärarchiv, unter der Signatur M 701/1 Reihe 99 befinden. Die Fotos entstanden im Jahre 1916 in einem



Dr.-Ing. Alfred Barth leitete die «Stuttgarter Verwundetenschule» und gab von 1916 bis 1918 «Mitteilungen» heraus, die in eigenen Werkstätten hergestellt wurden.

Der Armamputierte auf dem Titelblatt schaut konzentriert auf sein Werkstück; im Hintergrund marschieren seine unversehrten Kameraden in den Kampf.

Das linke Bild zeigt einen Soldaten, der trotz des Verlustes beider Arme das Schreiben übt. Titelbild der «Mitteilungen» 1917.



Mitteilungen, Stuttgarter Verwundetenschule Jahrgang 1916.

A. Renz.

Kurs für praktische Fotografie der Stuttgarter Verwundetenschule. In einem Werkstattbericht hieß es: Der Hauptzweck war zunächst, von sämtlichen Kursen und Werkstätten und besonders interessanten Einzelfällen photographische Aufnahmen zu machen, um dieselben bei Vorträgen im Lichtbild vorzuführen oder zur Illustration von Berichten usw. zu verwenden¹².

Wie solche Fotos damals auf die Verwundeten

selbst gewirkt haben, darüber gibt es eine Notiz aus dem Jahre 1917: Früher hegte man teilweise Bedenken, den Verwundeten in den Lazaretten Bilder irgendwelcher Art zu zeigen, auf denen Kriegsbeschädigte, die mit Hilfe von Kunstgliedern arbeiteten, dargestellt waren; man befürchtete dadurch auf die Gemütsstimmung der Kranken nachteilig zu wirken. Die unterdessen gemachten Erfahrungen haben aber diese Befürchtung erfreulicher-

*weise widerlegt. Die Bilder sollen sogar stets ermutigend für die Verwundeten gewesen sein*¹³.

Im Jahr 1916 gab es an der Westfront auch die ersten großen Materialschlachten, bei denen man nur noch ein einziges Ziel verfolgte, nämlich so viele feindliche Soldaten wie möglich zu töten. Dabei kamen dann auf einen Gefallenen mehr als drei Verwundete, von denen viele invalidiert waren. Die Schlachten an der Somme und um Verdun sind seitdem zum Inbegriff einer sinnlos entfesselten Kriegsfurie geworden. Tod und Verstümmelung wurden zum Selbstzweck; Sieger war nach der Logik dieser Strategie derjenige, der das größere Potential an Leidensfähigkeit auf seiner Seite hatte. Es war ein Bankrott von Strategie und Politik, der un-absehbare soziale Konsequenzen haben sollte.

Die Strategie des «Ausblutens» spiegelte sich im Schülerstand der Stuttgarter Verwundetenschule so: von Ende Dezember 1915 bis Ende Oktober 1916 verdoppelte sich die Schülerzahl von 510 auf 943¹⁴. Vor diesem Hintergrund kann man den Fotos mit ihrem typischen Lazarettambiente allerdings einen doppelten Zweck unterstellen. Zum einen den fotografischen Nachweis der Leistungsfähigkeit der Versehrten und zum anderen die Selbstdarstellung der Schule nach dem Motto: *Wie verhelfen wir den Kriegsverstümmelten durch Ersatzglieder wieder zur Arbeitsfähigkeit und zum Eintritt in das bürgerliche Berufsleben?*¹⁵

Die Bilder sind in einem Stil aufgenommen, wie er

im Frieden vor 1914 üblich war. Die Berufstätigen und ihre Arbeitswelt sind zu einer Einheit komponiert. Der Fotograf stellte dabei die Menschen in den Mittelpunkt und gruppierte darum herum die Maschinen und Werkzeuge. Wie selbstverständlich gehören bei den vorliegenden Fotos dazu eben auch die Prothesen und die Ersatzglieder. Die Personen wurden folgerichtig als Individuen gezeichnet, was in einem eigentümlichen Kontrast zum militärischen Aufzug steht. Denn die Uniformen, die die einzelnen eigentlich zu einer Einheit formen sollten, lassen erst richtig das Individuelle der Verwundung deutlich werden.

Man könnte hier von einem fotografischen «Lazarettstil» sprechen, oder im weiteren Sinne vom «Prothesenstil». Damit wollte man einen bereits erzielten persönlichen therapeutischen Erfolg dokumentieren, der zugleich ein Beweis für die Leistung der staatlichen Fürsorge sein sollte. Einige Fotos der Reihe, die man in der Stuttgarter Verwundetenschule aufgenommen hatte, gebrauchte man zur Bebilderung des Publikationsorgans der Anstalt. Dies war ja auch eine Intention der Bilder. Das geschah auf eine auch für andere Veröffentlichungen jener Zeit typische Weise. Im Kontext dieser Schriften dienten solche Fotos als visueller Beweis für die soziale Selbstverständlichkeit des Abgebildeten. Selbstverständlich war dies aber eben nur unter den Ausnahmebedingungen des Krieges. Es war die Illustration eines publizistischen Themas, das man



Auch alltägliche Dinge wie das Radfahren – hier ein Armamputierter – mußten erst wieder geübt werden.

mit «Krieg der Krüppel» überschreiben könnte. Sei es in Form von wissenschaftlicher Dokumentation, sei es in Schriften mit erkennbarer propagandistischer Absicht, die vordergründig dem individuellen Kampf der Versehrten ums gesellschaftliche Überleben dienen und unterschwellig als Synonym fürs militärisch-politische «Durchhalten» im Ersten Weltkrieg herhalten mußten.

Solche Fotos sind somit typische Dokumente der Kulturgeschichte ihrer Zeit. Nach Ende des Krieges 1918 verloren diese Bilder ihre eigentliche politische Funktion.

Es ist bezeichnend, daß der schon genannte Hans Würtz in seiner Kulturgeschichte des Krüppels von 1932 keinerlei derartige Fotos mehr verwandte, obwohl er seine Kriegsarbeiten ausschließlich damit illustriert hatte. Anstelle der Fotos gebrauchte er nun Gemälde, Graphiken und Fotomontagen¹⁶. Statt der Fotos standen nun Gemälde und Karikaturen von George Grosz und Otto Dix aus den 1920er Jahren, die bettelnde Krüppel darstellten, als Sinnbilder für ein gesellschaftliches Massenphänomen.

Im Lichte der Erfahrungen zweier Weltkriege scheinen die vorliegenden Aufnahmen aber eine andere Kontur erhalten zu haben. Den hier suggerierten selbstverständlichen harmonischen Zusammenhang von Kriegsbeschädigten und staatlicher Fürsorge hätte es gar nicht zu geben brauchen, denn das individuelle Schicksal des einzelnen und das soziale Elend der Massen von Versehrten beruhten auf einer Politik, die eben diese Probleme selber schuf, indem sie den Krieg für unabänderlich hielt und einer Abnutzungsstrategie huldigte, die Hekatomben von Opfern forderte.

Kriegsinvaliden in Stadt und Land – Moderne Kriegsführung im «Kranz praktischer Humanität»?

Das individuelle Beispiel der «Lebenskämpfer» als tagespolitisches Vorbild sollte nur noch kurze Zeit nach Ende des Ersten Weltkrieges weiterwirken. Eine 1919 erschienene Autobiographie hatte den programmatischen Titel: *Nicht Krüppel, sondern Sieger*¹⁷.

Wenn der Krieg schon verloren war, dann sollte wenigstens der Sieg über das persönliche Schicksal darüber hinwegtrösten. Dr. Klaiber, Rektor der Ulmer Verwundetenschule, schrieb 1919 anlässlich der Auflösung seiner Anstalt: *Jedenfalls wollen wir Deutsche, wenn auch niedergeworfen, vor uns selbst kultu-*



Ein Schreiner in seiner Werkstatt. Der Beinamputierte stützt sich auf einen eisernen Hocker; die Krücken lehnen wie selbstverständlich an der Hobelbank.

*relle Sieger bleiben in der fürsorgenden Hochachtung für unsere Kriegsbeschädigten wie der fürsorgenden Wiederaufrichtung ihrer Arbeitslust und Kraft. Als dauernd zu lösende Aufgabe bleibt die Schaffung von sicherer zufriedenstellender Beschäftigungsmöglichkeit für unsere Kriegsinvaliden in Stadt und Land*¹⁸. Das war allerdings eine Aufgabe, die sich bei der horrenden Zahl von Kriegsoptionen nur im gesamtgesellschaftlichen Rahmen angehen ließ. Dies galt für Sieger wie für Besiegte.

Die Kriegsversehrten und Hinterbliebenen organisierten sich in Deutschland in Vereinen und Verbänden. Als Interessengruppen spiegelten sie die politischen Konflikte der Weimarer Republik wider. Noch bevor man allerdings eine befriedigende Lösung der sozialen Folgen des Ersten Weltkrieges erreicht hatte, brach der Zweite Weltkrieg aus. Im Jahr 1915 konnte man in Hinblick auf die Fortschritte in der Verwundetenfürsorge noch allen Ernstes behaupten, daß *die moderne Kriegsführung von einem Kranz praktischer Humanität eingerahmt ist*¹⁹. Das war danach endgültig unmöglich.



Ein Schneider mit zwei Beinprothesen bei der Arbeit an einer mechanisch betriebenen Nähmaschine.



Dieses Foto ist keineswegs zynisch gemeint: Ein Maler, der beide Hände verloren hat, hat mit einer Prothese am linken Arm dieses Schild gemacht.

ANMERKUNGEN:

- 1 Generaloberarzt Brettner: Es gibt keine Krüppel mehr! In: Über Land und Meer, 57. Jg., Bd. 114, No. 32, 1915. S. 590–592. Zur Geschichte der Prothetik im Ersten Weltkrieg allgemein. Gerd Krumeich: Verstümmelungen und Kunstglieder. Formen körperlicher Verheerungen im 1. Weltkrieg. In: Sowi. Sozialwissenschaftliche Informationen Bd. 19, Nr. 2, 1990. S. 97–102.
- 2 Bergrat E. Flemming: Wie Kriegsbeschädigte und Unfallverletzte auch bei Verstümmelung ihr Los verbessern können. Saarbrücken: Verlag der Sektion I der Knappschaftsberufsgenossenschaft, 1915.
- 3 So hieß es in der von Mosthaf unterzeichneten Denkschrift vom 23. November 1915: «Württ. Landesauschuß für Kriegsinvalidenfürsorge, Abteilung für Berufsbildung, an sämtliche Bezirksausschüsse für Kriegsinvalidenfürsorge». Akten, die allgemeine württembergische Kriegsinvalidenfürsorge und die Stuttgarter Verwundetenschule betreffend, befinden sich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Abteilung Militärarchiv, im Bestand M 1/8, Medizinalabteilung des Württ. Kriegsministeriums. Hier Bü. 83, Bl. 247 ff.
- 4 Vgl. Die Ulmer Verwundetenschule. 1914–1918. Ihre Werkstätten, Kurse und Einrichtungen der Beratungsstelle für Kriegs-Invaliden. Ulm: Verwundetenschule, 1918.
- 5 Felix Kraus (Hrsg.): Die Verwendungsmöglichkeiten der Kriegsbeschädigten in der Industrie, in Gewerbe, Handel, Handwerk, Landwirtschaft und Staatsbetrieben. Mit 360 Abbildungen und praktischen Ratschlägen. Im Auftrag des Württ. Landesausschusses für Kriegsinvaliden-Fürsorge unter Mitwirkung ärztlicher Autoritäten und der maßgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches. Stuttgart: Felix Kraus, 1916. S. 8 f.
- 6 Hans Würtz: Götz von Berlichingen und wir! Berlin: Reichs-verlag, 1916. S. 22.
- 7 William Levy: Der Verlust der Hände und ihr Ersatz. Berlin: Fischer's Medicin. Buchhandlung H. Kornfeld, 1916. S. 1.
- 8 Dr.-Ing. Barth: Die Zurückführung der Kriegsbeschädigten ins Berufsleben durch Schulung. Vgl. Nr. 5, S. 79–99, hier S. 79, Anm. 5.
- 9 Ders.: Bildungsfürsorge für Kriegsbeschädigte durch Verwundetenschulen. In: Vom Arbeitsfeld der Kriegswohlfahrts-pflege in Württemberg. Vorträge. Bd. 1. Stuttgart: Verl. des Ev. Preßverbandes für Württemberg, 1917. S. 71–85, hier S. 85. Vgl. auch die weiteren Erfahrungsberichte der führenden Vertreter der württ. Sozialeinrichtungen in Band 1 und 2.
- 10 Übergangswerkstätte für Armamputierte der Firma Robert Bosch in Stuttgart. Hrsg. von der Beratungsstelle für Kriegsinvaliden in Stuttgart. Stuttgart: Otto Kegel, 1916.
- 11 Heinrich Zwiesele (Hrsg.): Ein Gang durch die Lazarettwerkstätten der Abteilung XXIb Württ. Rotes Kreuz. Stuttgart: Lucke, 1917.
- 12 W 24. Photographen. In: Mitteilungen der Stuttgarter Verwundetenschule, Nr. 12 (Dez.), 1916. S. 92.
- 13 Prof. Dr. Dipl.-Ing. Jacobi: Die Bedeutung des Lichtbildes für unsere Kriegsbeschädigtenfürsorge. In: Zeitschrift für Krüppelfürsorge, Bd. 10, 1917. S. 117–121, hier S. 120.
- 14 Oktober 1915 bis Oktober 1916. In: Mitteilungen der Stuttgarter Verwundetenschule, Nr. 9 (Okt.), 1916. S. 42–45, hier S. 45.
- 15 So lautete der Titel einer Informationsbroschüre von Fritz Sippel (Stuttgart: J. F. Steinkopf, 1916); vgl. ders.: Wie ver helfen wir den Kriegsverstümmelten durch Ersatzglieder wieder zur Arbeitsfähigkeit? Vgl. Anm. 5, S. 33–70.
- 16 Hans Würtz: Zerbrecht die Krücken. Krüppel-Probleme der Menschheit. Schicksalsstiefkinder aller Zeiten und Völker in Wort und Bild. Leipzig: Leopold Voß, 1932.
- 17 Carl von Kugelgen: Nicht Krüppel – Sieger! Gedanken und Erfahrungen eines Einarmigen. Langensalza: Hermann Beyer & Söhne, 1919.
- 18 Die Ulmer Verwundetenschule. Bericht über das letzte 4. Schuljahr 1. Januar 1918 bis 1. April 1919. Ulm: Verwunde-tenschule, 1919. S. 26.
- 19 Albert Weidner: Die soziale Rettung der Kriegskrüppel. In: «Welt am Montag» vom 15. Januar 1915. Zit. nach Zeitschrift für Krüppelfürsorge, Bd. 8, 1915. S. 50–53, hier S. 50.

Reinhold Fülle «Wenn geschlossen, wird geschossen» – 100 Jahre Truppenübungsplatz Münsingen

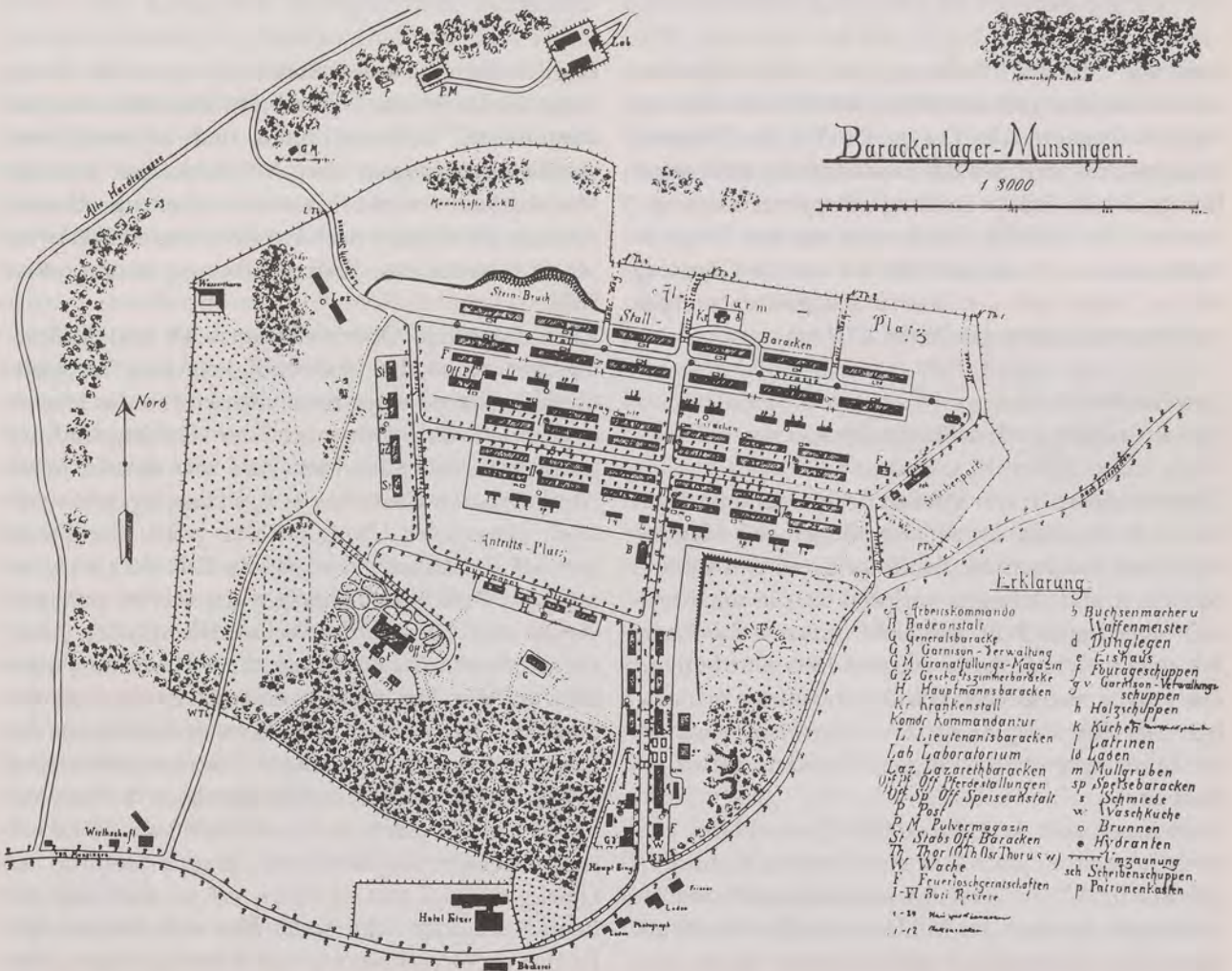
Blauer Himmel spannt sich über urwüchsiger Landschaft. Der Wald steht in vollem Laub. Auf Wiesen blühen Kamille, Ampfer, Kreuzdistel. Insekten und Käfer halten ihr Sommerfest. Grillen geigen ein wahnwitziges Konzert. Hummeln spielen den Baß dazu. Ein Grauummer klingelt dazwischen. Über hohen Bäumen segelt, ständig die Richtung wechselnd, der Rote Milan. So stellt man sich das Paradies auf Erden vor.

Doch schon in der nächsten Sekunde ist die Idylle zerstört. Auf einer nahegelegenen Schießbahn haben Soldaten ihre Gefechtspause beendet. Jetzt hallt der Wald wider von den harten Abschüssen einer Artillerie-Batterie. Mitten im Frieden wird auf der Schwäbischen Alb der Krieg geprobt. Seit hundert Jahren.

Wer von Blaubeuren auf der Bundesstraße 28 über die Schwäbische Alb nach Urach fährt, kommt durch das Dorf Feldstetten. Knapp zwei Kilometer

hinter dem Ortsende zweigt linkerhand eine Straße ab, auf welcher Zivilisten nichts zu suchen haben. Eine Tafel warnt: *Lebensgefahr. Grenze des Truppenübungsplatzes Münsingen. Ohne Genehmigung Betreten verboten!*

Nur spärlich gewährt die hohe Straßenböschung Einblick ins verbotene Land. Hinter einem Wiesenraum türmt sich Wald. Schwarz, finster, drohend. Das graue Band einer betonierten Panzerstraße windet sich daraus hervor, führt hangabwärts, dann parallel zur Bundesstraße und verschwindet wieder zwischen den Bäumen. Was sich dem neugierigen Auge des Autofahrers offenbart, sind lediglich die Ausläufer eines Waffenplatzes, der sich, 6700 Hektar oder 67 Quadratkilometer groß, über die Albhochfläche bei Münsingen ausdehnt. Die genaue geografische Lage liest sich in einer kurz angebundenen militärischen Standort-Beschreibung so: *Der Truppenübungsplatz Münsingen liegt im Landkreis*





2100 Truppenübungsplatz Münsingen

Eingang in das Barackenlager

*M. G. 04
 Von Frau Paula Prinz. Graf Ester u. d. d.
 Louis u. d. d. d. d.*

Diese Postkarte zeigt das «Alte Lager» des Truppenübungsplatzes Münsingen um die Jahrhundertwende.

Reutlingen und im Alb-Donau-Kreis, ca. 60 Kilometer südlich von Stuttgart und 40 km nördlich von Ulm auf der Schwäbischen Alb. Der größte Teil des Truppenübungsplatzes wird von der Landschaft des Münsinger Hardts, das ein Teil der Laichinger Kuppenalb ist, eingenommen. Die höchsten Erhebungen auf dem Truppenübungsplatz, der Kalksbuch (865 m) und die Gänseweg (861 m), bilden mit den anderen Hügeln einen regen Kontrast zum Münsinger Becken (707 m).

*Neue Waffentechnik
 erfordert größere Truppenübungsplätze*

Dieser Landstrich war vor hundert Jahren nur dünn besiedelt. Einsame Dörfer mit Namen wie Magolsheim und Ennabeuren, Trailfingen und Feldstetten, Böttingen und Auingen verloren sich in der Kargheit einer Landschaft, die nicht umsonst die *Rauhe Alb* genannt wird. Am 8. August 1895 wurde dann die württembergische Militärverwaltung ermächtigt, zum Zweck der Anlage eines Gefechtsschießplatzes bei Münsingen die benötigten Grundstücke zu erwerben.

Münsingen war kein Einzelfall. Deutschland entwickelte sich zu jener Zeit zur Großmacht. Im jungen Reich, 1871 in Versailles aus Blut und Eisen geschmiedet, gewann der Militarismus die Oberhand. Nicht nur Deutschland, ganz Europa rüstete auf.

Eine verhängnisvolle Entwicklung nahm ihren Lauf, die im Ersten Weltkrieg in einer Katastrophe kulminierte. Waffentechnisch und militärtaktisch eröffneten sich ganz neue Möglichkeiten. Um die Machbarkeit wirklichkeitsnah auszuprobieren, suchten die Militärs nach entsprechenden Spielwiesen. Es entstanden Truppenübungsplätze großen Stils.

Klaus Paprotka, Oberstleutnant a. D. und Militärforscher, sieht die Notwendigkeit von Truppenübungsplätzen in den neuen Strukturen des Heeres begründet, das sich nach der Reichsgründung gründlich gewandelt hatte: *Ziel war damals, jedem Armeekorps des Deutschen Heeres einen eigenen, sogenannten hauseigenen Übungsplatz zu geben. Der Grund war, daß die Armee wuchs, daß die Zahl der Geschütze wuchs, daß auch die Leistungen der Waffen gesteigert worden sind. Die einfachen kleinen Übungsplätze reichten nicht mehr. Die Forderung an die Ausbildung wurden gesteigert. Das ganze ist natürlich zu sehen vor der Situation in Europa vor 1914; es hat ja nicht alleine das Deutsche Reich gerüstet, sondern jeder der europäischen Nachbarn. Jeder meinte, er müsse den anderen Paroli bieten können. Da zählte im Grunde noch jeder Mann mit seinem Gewehr. Und diese Vorstellung verführte zu der Überlegung, daß man am besten sich schützen und militärisch reagieren kann, wenn man viele Soldaten hat. Es kam der Begriff des Millionenheeres auf. Und dafür*

brauchte man natürlich auch Plätze, um diese vielen Soldaten ausbilden zu können. Dazu gehörten auch Unterkünfte für Mannschaften; mit steigender Technisierung gehörten dazu weitläufige Magazine, Lagerung von Munition, Unterstellen von kostbarem Gerät, Geschützen, Pferdeställe und so weiter.

Im Jahr 1895 war das neue deutsche Kaiserreich 24 Jahre alt, das Vereinigungswerk von Bismarck zum größten Teil vollendet. Münzen, Maße und Gewichte waren vereinheitlicht. Auch die Soldaten.

Die deutschen Staaten hatten die Militärhoheit an das Königreich Preußen abgetreten. Die bundeseinheitliche Armee setzte sich jetzt aus den 25 Armeekorps der Einzelstaaten zusammen. Kaiserlich waren nur die Marine und die Kolonialtruppen. Die württembergischen Divisionen wurden zwar nach wie vor von einem Stuttgarter Kriegsministerium verwaltet, waren aber als XIII. Armeekorps Teil des Reichsheeres. An der Spitze stand ein preußischer General, der dafür sorgte, daß deutsches Kriegshandwerk nach einheitlichen Maßstäben ausgeübt wurde.

Die Suche nach einem Waffenplatz für das XIII. württembergische Armeekorps dauerte nicht lange. Das Königreich verfügte über genügend ländliche Gebiete, in denen sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen. Dr. Joachim Fischer, zeitweiliger Betreuer des württembergischen Militärarchivs, fand heraus, daß dem Standort Münsingen zunächst nicht erste Priorität eingeräumt worden war: *Als der Gedanke, einen Truppenübungsplatz für das württembergische Heer zu erwerben, auftauchte, da waren anfangs ganz andere Plätze im Gespräch. 1891 waren es zunächst Böhmenkirch bei Schwäbisch Gmünd und Nellingen auf den Fildern. Mehr an dritter Stelle tauchte dann auch die Überlegung auf, am Heuberg bei Ebingen einen Truppenübungsplatz einzurichten. Diese drei Plätze waren aber dann rasch aus dem Gespräch, und 1895 hat sich die Militärverwaltung für Münsingen entschieden, offensichtlich in einem sehr raschen Entscheidungsprozeß.*

Das ganze Gelände mußte angekauft werden. Im Reichsetat waren dafür ungefähr fünf Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Die Militärverwaltung mußte damit auskommen. Der Truppenübungsplatz wurde sehr rasch zusammengekauft. Etwa binnen eines halben Jahres war der Grundstock beisammen. Dabei kam zugute, daß fünf Gutsbezirke innerhalb des späteren Truppenübungsplatzes aufgekauft werden konnten. Der bedeutendste davon war das Gut Ludwigshöhe, das einst dem Freiherrn Karl von Varnbüler gehörte. Das allein hatte einen Umfang von 264 Hektar.

Insgesamt waren acht Markungen betroffen. Die bedeutendste war die Hardtmarkung, diese war schon im spä-

ten Mittelalter ein besonderer Bezirk innerhalb dieser Region. Diese Hardtmarkung war nicht Eigentum einer bestimmten Gemeinde, sondern diente als gemeinschaftliche landwirtschaftliche und forstwirtschaftliche Nutzungsfläche mehreren Orten, darunter Münsingen. Sie allein umfaßte etwa fast ein Drittel des späteren Truppenübungsplatzes. Käufe und Zwangsenteignungen waren aber zusätzlich nötig. Aber es gab nur siebzehn Zwangsenteignungen bei insgesamt dreitausend Kaufverhandlungen.

«Schleifstein Münsingen»

wird im Herbst 1895 erstmals gedreht –

Versorgung von 38 000 Mann auch wirtschaftlicher Faktor

Im Oktober des Jahres 1895 waren die Gebietserwerbungen abgeschlossen. Schon im Herbst rückten die ersten Soldaten zum Scharfschießen an. Der Uracher *Ermstalbote* berichtete dazu am 10. Oktober 1895 unter der Überschrift «Das erste Gefechtschießen»: *Heute trafen in Münsingen zwei Offiziere und 60 Mann vom Infanterieregiment «Kaiser Friedrich» ein, um die notwendigen Vorbereitungen für ein demnächst auf dem Schießplatz im Hardt stattfindendes Gefechtsschießen zu treffen. Eine Abteilung von zehn bis zwölf Mann kam mit dem Zug 9.25 Uhr in Urach an, um Scheiben und sonstiges Material, welches von hier bis auf den Schießplatz gefahren wurde, zu begleiten.*

Seitdem ist den Bewohnern der umliegenden Albdörfer Kriegslärm zur vertrauten Geräuschkulisse geworden. Im Sommer wie im Winter. Bei Tag und bei Nacht werden Schlachten mit Platzpatronen geschlagen, werden Schießscheiben mit scharfer Munition jeden Kalibers beharkt.

Am Anfang waren die Soldaten noch provisorisch in Zelten untergebracht. Doch bereits um die Jahrhundertwende stand bei Münsingen ein Barackenlager. Ein zweites folgte später. Das Militär riß die schlafmützige Oberamtsstadt Münsingen aus dem Dämmerzustand und stärkte die Wirtschaftskraft einer ganzen Region, wie Dr. Joachim Fischer bestätigt: *Es gab auch wohl Vorbehalte gegen das Militär selber. Jedenfalls die Demokratische Partei hatte eine gewisse Wählerschaft in dieser Gegend, und gerade die Demokraten hatten ja doch gewisse Vorbehalte gegen das Militär als solches oder mindestens in seiner preußischen oder quasi preußischen Ausprägung. Auf der anderen Seite gab es natürlich aber auch Zustimmung, vor allem unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Denn man darf nicht übersehen, so ein Truppenübungsplatz war natürlich auch ein riesiges wirtschaftliches Unternehmen mit positiven Auswirkungen auf die ganze Nachbarschaft. Eine Konservenfabrik in Urach hat davon profitiert, dadurch daß sie anbot, die Fleischversorgung zu überneh-*

men. Es etablierten sich auch Wirtschaften in unmittelbarer Nähe des Übungsplatzes. Selbst ein Hotel, das Hardt-Hotel, das vor allem für Besucher der Offiziere gedacht war. Eine Reihe von Einkaufsmöglichkeiten wurde ebenfalls geschaffen. In einem normalen Sommer, wenn die Truppen zur Übung auf den Militärplatz kamen, waren etwa um die 38 000 Mann zu versorgen, und die Militärverwaltung betonte damals nachdrücklich, daß die ganzen Nahrungsmittel in der Umgebung gekauft würden, und daß auch die Gemeinden erheblich von Fuhrleistungen und ähnlichem profitieren. Die Militärverwaltung hat 1911 auch festgestellt, daß der Gesamtumfang des Jahresumsatzes 1,25 Millionen Mark betrage. Das hatte positive Auswirkungen auf die Umgebung. Man hat auch darauf hingewiesen, daß manche Landwirte, die ihren Betrieb erhalten konnten, durch den Verkauf der nicht sehr ertragreichen Äcker das nötige Geld bekamen, um Kunstdünger zu kaufen, und damit die ihnen verbleibenden Äcker dann gut bewirtschaften konnten.

Durch das Militär rückte die «Rauhe Alb» ein Stück näher an die Residenzstadt Stuttgart. Am 15. Juli 1897 besuchte König Wilhelm II. seine Soldaten. Er reiste mit der Eisenbahn an, inspizierte die übende Truppe und verabschiedete sich abends wieder. Seine Besuche wiederholten sich fast jährlich. Währenddessen verwandelten sich Wald und Wiesen zunehmend in eine Monsterlandschaft mit Artillerie-Beobachtungstürmen, Unterständen und Schießbahnen. Auf einer Höhe entstand die Nachbildung einer Festung aus dem japanisch-russischen Krieg. Mit tief eingeschnittenen Betonrinnen und einem schikanös angelegten Stachelgitter, in dem ein un-

geschickter oder wenig muskelkräftiger Rekrut unter dem Hohngelächter der Kameraden zappelnd hängenblieb; notierte der ehemalige württembergische Offizier Wilhelm Kohlhaas in seinen Erinnerungen an den Truppenübungsplatz auf der Alb.

Und doch blieb Münsingen mit all seinen Schikanen nur eine harmlose Spielwiese im Vergleich zu den späteren Schlachtfeldern bei Verdun, in Flandern und an der Somme. Fast alle württembergischen Rekruten der Kaiserzeit machten Bekanntschaft mit dem «Schleifstein Münsingen», wie der Truppenübungsplatz gelegentlich von retirierten Militärs in einem Anflug von gallenbitterer Sentimentalität auch bezeichnet wurde.

Ulanen und Fußartilleristen, Pioniere und Luftschiffer vergossen Schweiß und Tränen der Erschöpfung. In heißen Sommern war schon der Hinweg zum Manöver eine Strapaze für sich. Die Infanterie marschierte mit Gewehr, Tornister, aufgeschnalltem Mantel und Zeltbahn von der Bahnausladestation Urach durchs Seeburger Tal nach «Schwäbisch Sibirien» hinauf. Natürlich mit einem Lied auf den Lippen.

Der Münsinger Truppenübungsplatz wurde indessen zu einem zuverlässigen Barometer deutscher Zeitgeschichte. Am Ausbildungsbetrieb und an der Art und Weise, wie er durchgeführt wird, lassen sich historische Entwicklungen ablesen.

1918: Mit der deutschen Militärrherrlichkeit ist es vorbei. Kaiser Wilhelm II. in Berlin hat abgedankt. Der württembergische König Wilhelm II. ist von Stuttgart nach Bebenhausen umgezogen. In Mün-



König Wilhelm II. von Württemberg – in der Bildmitte der zweite von links – besuchte regelmäßig den Truppenübungsplatz Münsingen und «seine» Soldaten; hier am 25. Juli 1907.

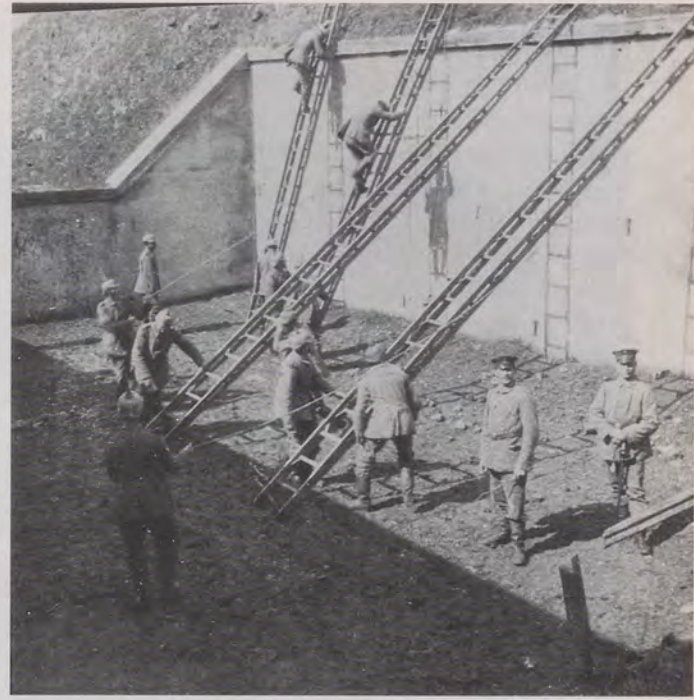
singen werden zurückkehrende Frontsoldaten demobilisiert.

1919: Deutschland im Chaos. Bürgerkrieg und Bedrohung der Reichsgrenzen im Osten. In Münsingen üben monarchistisch gesinnte Freikorpsoldaten des württembergischen Generalmajors Haas den scharfen Schuß. Die Freischärler wollen eigentlich gegen die Polen marschieren, die in Schlesien das deutsche Grenzland bedrohen. Doch dann ändert sich der Einsatzbefehl, und das Freikorps beteiligt sich an der Niederschlagung der Münchner Räterepublik.

Prinz Wilhelm von Hohenzollern besucht Manöver – Reichswehrgeneral Hans von Seeckt informiert nicht seinen Minister

In den zwanziger Jahren entwickelte sich auf dem Münsinger Truppenübungsplatz ein eher gemächlich zu nennender Ausbildungsbetrieb. Nach den Bestimmungen des Versailler Vertrags war das deutsche Heer auf hunderttausend Mann geschrumpft. Berufssoldaten waren es jetzt, die – gründlich ausgebildet – in der Reichswehr als «Staat im Staate» ein scheinbar unpolitisches Eigenleben führen. Dennoch holte sich ausgerechnet wegen eines Vorfalles auf dem Münsinger Truppenübungsplatz der mächtigste Mann der Weimarer Republik den Karriereknick fürs Leben.

Hans von Seeckt, Chef der Heeresleitung, der 1920 beim Kapp-Putsch in Berlin seiner Reichswehr den Einsatz gegen rechtsgerichtete Freischärler verboten



und als Grund angegeben hatte: *Truppe schießt nicht auf Truppe!* Dieser Hans von Seeckt also lud im September des Jahres 1926 den Kaiserenkel Prinz Wilhelm zu einer Schießübung nach Münsingen ein und begab sich nach Ansicht der Öffentlichkeit in verdächtige Nähe zum abgedankten Kaiser. Diese Eigenmächtigkeit kostete den Chef der Heeresleitung seinen Posten. Oberstleutnant a. D. Klaus Papatka erklärt die Hintergründe: *Den Eklat löste nicht der General von Seeckt durch seine Anwesenheit in*

Oben rechts: Ausbildung in der «Feste Hugo». Zu Beginn des Ersten Weltkriegs wird geübt, wie man mit Leitern Festungswälle erstürmt.



Unten rechts: Besuch mit großen politischen Auswirkungen: der Hohenzollernprinz – zweiter von rechts – beim Infanterieregiment 9 im «Alten Lager». Münsingen im September 1926.

Münsingen aus, sondern ein relativ unbekannter Hohenzollernprinz. Diese Prinzen waren wie alle Hohenzollern im Grunde von Beruf Soldaten. Jeder Hohenzollernprinz wurde in seinem zehnten Lebensjahr Leutnant der preußischen Armee und trat ein in das 1. Garderegiment zu Fuß. Er erhielt den schwarzen Adlerorden aufgrund von Geburtsrecht, das war der höchste Orden der preußischen Monarchie. So war es auch im Fall des Prinzen Wilhelm. Er war im übrigen der Sohn des letzten Kronprinzen, der erst nach dem Zweiten Weltkrieg gestorben ist.

Der Prinz wollte Uniform anziehen und bei Manövern zuschauen. Er hatte kein Kommando und keine Verantwortung, er interessierte sich nur fürs Militär. Die Uniform, die er trug, ist aus der Geschichte zu verstehen: Er trug die Uniform des Infanterie-Regiments Nr. 9 in Potsdam. Die Reichswehr war ja eine kleine Truppe, nur hunderttausend Mann, wie bekannt ist. Deshalb hatte sie die Traditionsfrage so geregelt, daß sie das alte Reichsheer, das ja 25 Armeekorps umfaßt hatte, auf Kompanie-Ebene repräsentierte. In jedem Reichswehr-Regiment war eine Kompanie auserwählt, die ein Regiment des alten Reichsheeres sozusagen traditionsgemäß vertrat. Eine Kompanie des Infanterie-Regiments Nr. 9 vertrat das ehemalige 1. Garderegiment zu Fuß, in dem der preußische Adel mit Vorliebe gedient hatte. Und so kam der Prinz Wilhelm von Preußen, der Hohenzollernprinz, eben an dieses Regiment. Bei der Übung in Münsingen hatte er nur eine Rolle als Zuschauer. Doch General von Seeckt, das war wohl der Punkt, an dem sich die Geschichte zuspitzte, hatte den Reichswehrminister Gessler über seine erteilte Manöver-Erlaubnis für den Hohenzollernprinzen nicht informiert.

Das Schlimmste war wohl, daß der Reichswehrminister von der Sache erst durch Zeitungen erfuhr. Die Sache

nahm ihren Lauf, als süddeutsche Regionalzeitungen über diese Angelegenheit berichteten. Die Nachricht kam dann auch in Berliner Zeitungen und dem Reichswehrminister zu Ohren, der einige Tage später General von Seeckt zu sich zum Gespräch bat. Es gab Kreise, die auf schleichendem Wege, wie es damals hieß, eine Monarchisierung der Reichswehr befürchteten. Dabei würden selbstverständlich die Hohenzollern wieder eine Rolle spielen. Zum Prinzen Wilhelm noch soviel: Er war nicht nur Schaulustiger, der gerne Soldat spielte, er wurde später in der Wehrmacht tatsächlich Soldat und hat seine Liebe zum Soldatenberuf und zu seinem Deutschland, für das er 1940 in den Krieg zog, mit dem Leben bezahlt. Er ist 1940 in Frankreich im Westfeldzug gefallen.

Die Nationalsozialisten rüsten auf und lassen Dorf und Gemarkung Gruorn räumen

1933 war es vorbei mit der Beschaulichkeit auf den deutschen Truppenübungsplätzen. Nachdem Hitler die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hatte, verwandelte sich das Hunderttausend-Mann-Heer der Reichswehr zur millionenstarken Wehrmacht. Neue Waffengattungen übten den Blitzkrieg. Weitreichende Artillerie benötigte lange Schußbahnen, schnelle Panzerverbände wollten sich im Gelände entfalten.

Dafür war der Truppenübungsplatz Münsingen zu klein geworden. Die Vergrößerung sei eine militärische Notwendigkeit, sagten die Generäle. Unversehens geriet so ein ganzes Dorf mit fast 700 Einwohnern ins Schußfeld. Das Dorf heißt Gruorn; dieser Name ist heute auf keinem Straßenschild und in keinem Gemeindeverzeichnis mehr zu finden. Er existiert nur noch auf militärischen Meßtischblättern.



Winter 1943.
SS-Junker der Junkerschule Bad Tölz beim Schießen mit dem L.I.G., dem leichten Infanteriegeschütz 7,5 cm, im Übungsteil von Gruorn.

Zwischen Auingen und dem «Alten Lager» des Truppenübungsplatzes Münsingen, ca. 1935: eine Kompanie Infanterie marschiert hinter dem Kompaniechef hoch zu Pferd.



Während der Kriegsjahre von 1939 bis 1945 wurde der Truppenübungsplatz Münsingen erneut zum Abziehbild der Geschichte. Im Jahr 1943 häuften sich die militärischen Katastrophen für das Dritte Reich. In Rußland kapitulierte eine Armee bei Stalingrad. Auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz ging eine ganze Heeresgruppe in Gefangenschaft. Später trat Italien gegen Deutschland in den Krieg ein. Mussolini wurde von eigenen Leuten gefangen gesetzt, von SS-Soldaten befreit und von den Deutschen als Duce in einem Rumpf-Italien wieder eingesetzt.

Der Versuch, eine neue italienische Armee aufzustellen, war von wenig Erfolg gekrönt. Immerhin bescherte er dem Truppenübungsplatz Münsingen hohen Besuch. Im Sommer 1944 inspizierte Mussolini seine kriegsmüden Soldaten, die sich oben auf der «Rauhen Alb» nicht gerade wie zu Hause fühlten. Er kam rechtzeitig, um anschließend Hitler in Ostpreußen in der Wolfsschanze zu besuchen, wo soeben das Attentat vom 20. Juli fehlgeschlagen war. Der Militärhistoriker Klaus Paprotka spürte diesem Teil deutsch-italienischer Geschichte nach: *Das Reich des Duce begann abzubreckeln, er verlor durch die amerikanische Landung in Sizilien immer mehr Territorium. Den Kampf wollte er nicht aufgeben, und so lag es eigentlich auf der Hand, daß er sich mit der Aufstellung neuer Truppen auf deutsches Territorium flüchtete. Im*

Einverständnis mit Hitler wurde in Münsingen die vierte italienische Gebirgsdivision «Monterosa» gebildet. Sie trat im Januar 1944 zusammen, wurde dort ausgebildet, und bestand aus zwei Pionierregimentern, einem Artillerieregiment und verschiedenen Divisionstruppen, die jede Division normalerweise hat. Es gab ein deutsches Verbindungskommando für die Division. Die Ausbildung und Aufstellung mußte schnell erfolgen. Diese Division wurde dann nach Italien verlegt und vermutlich in Ligurien eingesetzt. Sie war eine Division, die auf faschistischer Seite gegen die Amerikaner in Italien gekämpft hat.

Russische Soldaten in deutschen Uniformen – Wlassow-Armee wird in Münsingen aufgestellt

Je länger der Krieg dauerte, desto bizarrer wucherten seine Blüten. Anfang 1945 tauchten auf dem Münsinger Truppenübungsplatz russische Soldaten in deutschen Uniformen auf. Kommandiert wurden sie von dem russischen Generalleutnant Wlassow. Der war 1942 als Stellvertretender Oberbefehlshaber der russischen Nord-West-Front in deutsche Gefangenschaft geraten, hatte sich daraufhin zum Anti-Bolschewisten gewandelt und ein «Befreiungskomitee der Völker Rußlands» gebildet. Lange Zeit ignorierte Hitler den russischen General. Noch im Juni 1943 untersagte er ihm jede nationale



Mussolini auf dem Weg zur Ehrentribüne, um am 16. Juli 1944 die Alpini-Division «Monte Rosa» abzunehmen. Rechts der Divisions-Kommandeur Carloni.

Betätigung. Erst als den Nazis das Wasser bis zum Hals stand, besannen sie sich auf das militärische Potential, das ihnen Wlassow hätte erschließen können. Im September 1944 durfte er bei Himmler vorsprechen. Und der freundete sich jetzt mit einer Idee an, die ihm noch vor Jahren undenkbar erschienen wäre. Während sich Propagandaminister Joseph Goebbels als Einpeitscher gegen die russischen Untermenschen in immer neuen Wortschöpfungen gefiel, wurden Ende 1944 russische Kriegsgefangene in deutschen Lagern heimlich für die Wlassow-Armee rekrutiert. Ihr Aufstellungsort war Münsingen! Dazu Oberstleutnant a. D. Klaus Paprotka: *Wir wissen relativ wenig, was Einzelheiten betrifft. Fest steht aber, daß es gelungen ist, zwei russische Divisionen aufzustellen. Und zwar hießen sie offiziell 600. Infanteriedivision (russisch) und 650. Infanteriedivision (russisch). Sie wurden auch als 1. bzw. 2. russische Division angesprochen. Es gibt verschiedene Bilder, die wohl aus privatem Nachlaß sind. Es gibt ein Foto, wie General Wlassow sich in Münsingen auf dem Truppenübungsplatz mit Angehörigen seines Stabes aufhält.*

Es muß eine beklemmende Situation gewesen sein. Damals am 16. Februar 1945! Während das Deutsche Reich in seinen Fugen ächzte, während alle Fronten wankten, während die siegreiche Rote Ar-

mee zum Sturm auf Berlin ansetzte, war in Münsingen ein militärisches Schauspiel zu beobachten, das etwas Unwirkliches hatte.

Etliche tausend Russen, in deutsches Feldgrau gekleidet, waren vor ihrem ebenfalls russischen Divisionskommandeur angetreten. Ein deutscher Oberst im Generalstab, ein russischer Oberst und Generalleutnant Wlassow schritten die Formation ab. An einem Fahnenmast wurde die russische Flagge gehißt, danach die Wlassow-Hymne intoniert. Nach einem gemeinsamen «Hurra» auf Adolf Hitler spielte die Militärkapelle erst das Deutschland-Lied, dann das Horst-Wessel-Lied, zum Schluß die Wlassow-Hymne. Es gab Orden, einen Feldgottesdienst und als Punkt zehn einen Vorbeimarsch.

Die russischen Soldaten in deutschen Diensten wurden in den letzten Kriegsmonaten von den örtlichen Dienststellen mehr und mehr als Sicherheitsrisiko betrachtet. Ihre Ausrüstung war gut, ihr Kampfwert gering. Zusätzliche Sorgen bereitete den Verantwortlichen ein nicht abreißender Strom von Russen, die aus Arbeits- und Gefangenenlagern entlaufen waren und nun ebenfalls Richtung Münsingen strebten. Dem Oberkommando des Heeres wurde die Anhäufung von gut bewaffneten Wlassow-Truppen schließlich so suspekt, daß ein Befehl erging, diese Verbände nach Südmähren zu verlegen.

Am 16. April 1945 marschierte die Truppe ab. Erich Schraml schreibt dazu in seiner Dokumentation «100 Jahre Truppenübungsplatz Münsingen»: *Den Marsch dieses Wlassowkontingents kann man fast sprichwörtlich apokalyptisch bezeichnen. Die marschfähigen Truppenteile kreuzten ihren Weg mit deutschen Einheiten, die sich auf dem Rückzug befanden, außerdem begegneten ihnen Gefangenentransporte aus Konzentrationslagern, bei denen auch Russen eingegliedert waren; das führte wiederum zu Verbrüderungsszenen mit den Wlassowleuten. Nach einem Schußwechsel mit den Bewachungsmannschaften war dann das Chaos perfekt. Schließlich schaffte es das deutsche Begleitpersonal doch noch, die Wlassowtruppen in Landsberg auf Transportzüge zu verladen, die dann in Richtung Linz abfuhrten.*

Bei Kriegsende erwartete diese Soldaten ein schlimmes Schicksal. Mit General Wlassow wurde kurzer Prozeß gemacht. Von einem sowjetischen Tribunal am 31. Juli 1945 zum Tode verurteilt, starb er bereits am nächsten Tag durch den Strang. Eine große Anzahl von Wlassow-Soldaten, die in amerikanische Gefangenschaft geraten waren, wurde später an die Sowjets ausgeliefert und in Straflager geschickt. Das Hitlerreich aber hatten die gut 50 000 Russen in

deutschen Uniformen nicht vor dem Untergang bewahren können.

*Camp militaire der Franzosen
und Übungsareal der selbstbewußten Nato-Partner*

Im Juni 1945 wurde der Truppenübungsplatz Münsingen Teil der französischen Besatzungszone. Anfang 1946 nahm die «Companie Autonome Camp de Munsingen» ihre Arbeit auf, später wurde sie ersetzt durch das «Groupement de Camp», das bis 1992 bestand. In den ersten Nachkriegsjahren nutzten die französischen Besatzungssoldaten das Übungsgelände nur gelegentlich zum Scharfschießen. Ende der vierziger Jahre aber nahm der Ausbildungsbetrieb in Münsingen durch das französische Engagement in Indochina stark zu. Die Bewohner rings um den Platz mußten sich an die neuen Soldaten und ihre Welschlaute gewöhnen. Kolonialtruppen aus Nordafrika mit dunkler Haut und bunten Halstüchern befremdeten die Äbler.

Das Militär bezog die Orte außerhalb des Übungsplatzes mit großer Selbstverständlichkeit in die Kriegsspiele ein.

Für die Nachkriegsgeneration oben auf der Alb wurde das Wort «Franzos» zum Synonym für «Soldat». Egal, ob Kanadier oder Amerikaner, für die kleinen Kinder war jeder Uniformierte zunächst mal ein «Franzos».

Selbst die ersten Bundeswehrsoldaten, die nach der deutschen Wiederbewaffnung auf dem Truppenübungsplatz auftauchten, wurden von den Kindern anfänglich als «deutsche Franzosen» bezeichnet. Es dauerte seine Zeit, bis sich die Bevölkerung wieder an eigene Soldaten gewöhnte. Verbürgt ist die Geschichte eines Bauern, der seine Wiese innerhalb des Truppenübungsplatzes mähen wollte und den Wachtposten an der Straßenschranke fragte: «Heute schießen, bum, bum?» Worauf ihm der Soldat bedeutete, er gehöre zur Bundeswehr und spräche dieselbe Sprache wie der Bauer.

Verwunderlich ist die Episode im Grunde nicht,



General Wlassow bei der Abnahme der 600. Infanteriedivision (russisch) auf dem Münsinger Truppenübungsplatz am 16. Februar 1945. Von links: General Bunjatschenko, General Köstring, General Wlassow und SS-Oberführer Kröger.

wenn man bedenkt, daß seit 1945 die einzigen deutschen Bewaffneten kasernierte Bereitschaftspolizisten gewesen waren, die aus Göppingen anreisten und mit Wehrmachtstahlhelmen, Spaten, Patronentaschen, Gasmasken und leichten Infanteriewaffen feldmarschmäßig ausgerüstet die Bekämpfung von «Störern» geübt hatten.

In den Zeiten des kalten Krieges erlebte der Truppenübungsplatz Münsingen einen tollen Aufschwung. Die Nato-Partner gaben sich sozusagen die «Klinke in die Hand»! Das bekamen die Bewohner der Umgegend hautnah mit. Sie bestaunten Massenabsprünge von Fallschirmjägern. Sie warfen mitten in der Heuernte Gabel und Rechen beiseite, wenn in der Nähe neuartige Flugapparate landeten, die man Hubschrauber nannte. Sie fluchten über die Besatzungen amerikanischer M 48-Panzer, weil sie rücksichtslos Äcker und Wiesen umpflügten. Sie standen fassungslos vor dem Krater, den ein Starfighter beim Absturz zehn Kilometer außerhalb des Platzes bei Westerheim in die Erde gebohrt hatte.

In den Zeiten des kalten Krieges spiegelte Münsingen wiederum Zeitgeschichte wider. Noch von keiner Friedensbewegung behindert gingen Großmanöver von erstaunlichen Ausmaßen über die Rauhe Alb hinweg. Es war eine Zeit, in der die Generäle unverhohlen über begrenzte und unbegrenzte Atomschläge räsonierten und mit enormer Fantasie den Ernstfall in Szene setzten.

Zu jener Zeit versteckte sich das Militär nicht verschämt wie heute. Im Gegenteil. Die Nato zeigte Flagge. Endlose Panzerkolonnen rasselten, von der Autobahn her kommend, durch friedliche Albdörfer und raubten den Bewohnern den Schlaf.

Bei der Dorfjugend freilich waren sie willkommen. Und wenn in den Panzern gar noch amerikanische GIs saßen, dann fiel meist was von der Verpflegung ab. Die Buben standen schon parat, wenn die Soldaten nach getanem Manöver wieder in die Heimatstandorte zurückfuhren. Dann hagelte es von den Panzern herab: Tubenkäse und Kaugummi, Hartkekse und Schokolade. «Chocolate» war eine Vokabel, die damals fast jedes Kind am Rande des Truppenübungsplatzes kannte.

Im Geisterdorf Gruorn wurde die Stephanuskirche mit Spenden der umgesiedelten Dörfler hergestellt

Der Truppenübungsplatz heute? Es gibt ihn noch. Hausherr ist jetzt wieder ein deutscher Offizier. Es wird weiter geschossen: Mit Panzerabwehr-Lenkflugkörpern. Mit Mörsern. Mit Handwaffen. Immer noch jagen Tiefflieger über den Platz. Immer noch wühlen sich Kampfpanzer durchs Gelände. Aber ir-

gendwie scheint es, als ob der Übungsbetrieb jetzt dezenter vor sich ginge. Das Thema Umwelt ist ins Spiel gekommen. Die Kettenfahrzeuge fahren nicht mehr so oft wie früher auf den Landstraßen; sie werden mit großen Tiefladern an- und abtransportiert. Das Militär protzt nicht mehr so ungeniert wie einst.

Obwohl die Friedensbewegung den Truppenübungsplatz erst spät entdeckt hat, der Wirtschaftsfaktor Militär ist nicht zu unterschätzen. Viele Menschen haben bei der Platzkommandantur eine Anstellung gefunden. Arbeit gibts genug auf dem Truppenübungsplatz: Bei der Reparatur von Schießscheiben. Bei der Rekultivierung nach Manövern. Beim Unterhalt des eigenen Straßennetzes. In der Mehrheit haben die Äbler «ihren» Platz bisher nicht in Frage gestellt.

Vielleicht liegts an ihrer Natur, daß sie den militärischen Betrieb seit hundert Jahren aushalten. Vielleicht ist es auch Gewohnheit. Manchen ersetzt er sogar den Wetterbericht. Wie etwa jenem alten Feldstetter, der morgens zum Fenster hinaushorcht und je nachdem, ob man das Schießen laut oder gedämpft hört, die Windrichtung und damit die Wettervorhersage festlegt.

Natürlich hat der Truppenübungsplatz Münsingen im Lauf seiner Geschichte Ärger und Verdruß im Übermaß bereitet. Aber für eine richtige Protestbewegung hat's nie gereicht. Nicht einmal damals, als die Sache mit Gruorn passierte. Damals, Mitte der dreißiger Jahre.

Gruorn, dieser Name hat einmal für ein Dorf gestanden, für Wohnhäuser, Stallungen, ein Schulhaus, eine Kirche. Gruorn – dieser Name steht heute für einen geisterhaften Platz. Für eingestürzte Keller, zugewachsene Dorfstraßen, verschüttete Quellen. Wo früher Kinder lärmten und alte Männer vor den Häusern in die Sonne blinzelten, wo Schweine im Stall grunzten und Hühner gackerten, schwärmen heute Nato-Soldaten durchs Gelände, wühlen Kettenfahrzeuge Staub auf. Gruorn ist militärisches Sperrgebiet!

Das Unheil hatte in den dreißiger Jahren begonnen. Bis dahin lag das Dorf abseits des Münsinger Truppenübungsplatzes. Sozusagen weit weg vom Schuß. Und doch wie auf einem Präsentierteller, vor den weitreichenden Kanonen der neuen Wehrmacht.

Als 1935 im Dorf Gerüchte über die bevorstehende Vergrößerung des Truppenübungsplatzes bekannt wurden, glaubte zunächst keiner daran. Zwei Jahre später ist das Gerücht Wirklichkeit. Den Bewohnern wird mitgeteilt, daß sie weggehen müssen. 1939 ist Gruorn schon zum größten Teil geräumt. Einmal



Gruorn vom Flugzeug aus

Luftaufnahme des Dorfes Gruorn auf der Münsinger Alb, ca. 1935.

von ihren Besitzern verlassen, verkommen die Häuser schnell, dienen als Kulisse für Straßenkämpfe, werden als Zielscheibe mißbraucht ...

Vorbei an schweren Panzerhaubitzen, die in Feuerstellung rasseln, führt unser Weg ins ruinierte Dorf. Und bald darauf schwingt ein Ton im hellen Sonnenhimmel. Ein Ton, den man in dieser Einöde nicht erwartet. Es handelt sich eindeutig um eine Kirchenglocke. Tatsächlich, die evangelische Kirche von Gruorn steht noch. Frisch und jung reckt sie sich auf dem höchsten Punkt des Dorfes in die Höhe. Dahinter ein Gottesacker mit geschotterten Wegen und mit gepflegten Gräbern. Fast scheint es, als habe das Inferno einen Bogen um diesen Ort gemacht, fast meint man, Granaten und simulierte Häuserkämpfe hätten wenigstens diesen Platz verschont.

Das freilich ist nicht der Fall. Das vermeintliche Wunder entpuppt sich schnell als Menschenwerk, wenn die Rede auf den Erhalt der romanischen Stephanuskirche kommt. Der letzte Pfarrer von Gruorn Fritz Mack erklärt: 1968 war die 30 Jahr-Feier des Auszugs, da waren sehr viele Gruorner da, und es war die Frage: Was macht man mit der Kirche? Läßt man sie zerfallen oder nicht? Ich wurde kurzfristig gebeten, diese Versammlung zu leiten, und ich habe dann eine Volksabstimmung durchgeführt mit zwei Fragen.

Die erste Frage hieß: Wer ist damit einverstanden, daß man nichts mehr unternimmt, um diese Kirche zu erhalten? – Kein ja. Zweite Frage: Wer ist dafür, daß man alles versucht, um diese Kirche vom Zerfall zu retten? Antwort: 297 Ja-Stimmen. Und dann sind wir im nächsten Jahr zum französischen Kommandanten auf den Truppenübungsplatz gegangen und haben ihn gefragt, wie es mit einem Wiederaufbau der Kirche wäre. Und dann bekamen wir acht Tage später bereits die telefonische Zusage, das Oberkommando sei einverstanden. Nur bezahlen mußten wir selbst. Und dann haben die Gruorner gespendet. Wir haben an privaten Spenden etwa 35.000 bis 40.000 Mark im Laufe der Jahre zusammengebracht. Man bedenke, was das heißt, mehr als 30 Jahre nach dem Auszug; von einem Dorf, in dem nur knapp 700 Leute gelebt haben.

Die Einwohner von Gruorn und ihre Nachkommen leben heute in ganz Deutschland verstreut. Viele siedelten in Oberschwaben. Einzelne haben sich am Rand des Truppenübungsplatzes eine neue Heimat gesucht. Adam Goller beispielsweise ist in Münsingen geblieben. Von dort nach Gruorn sind es höchstens fünf Kilometer. Aber es könnten geradeso gut 5.000 Kilometer sein, denn der Ort ist unerreichbar. Eine Schranke verbietet den Weg nach Hause. Auf einem Blechschild ist zu lesen: Wenn geschlossen, wird geschossen!

Einmal im Jahr gibt die Schranke den Weg frei: An Pfingsten dürfen die ehemaligen Einwohner, ihre Nachkommen und Freunde auf dem Gelände des verschwundenen Dorfes Gottesdienst halten, Gräber besuchen, gemeinsam reden und feiern.

Anfang der 80er Jahre entdeckte die Friedensbewegung den Truppenübungsplatz Münsingen schließlich doch. Die Mitglieder des Wilhelm Zimmermann-Geschichtsvereins aus Dettingen im Ermstal waren es, die gegen Heimatverlust und Militarisierung zu Felde zogen. Und so bekamen die Wiedersehensfeiern in Gruorn einen politischen Anstrich. Der Ort wurde zum Ziel von Fahrrad-Demonstranten. Waren es im Jahr 1979 erst zwanzig Teilnehmer, die mit dem Fahrrad auf den Truppenübungsplatz strampelten und in Gruorn ein friedliches Fahrradklingelkonzert veranstalteten, demonstrierten fünf Jahre später bereits zweihundert Kriegsgegner für Frieden und Abrüstung, für eine atomwaffenfreie Zone Ermstal/Alb und gegen Heimatverlust.

Inzwischen stehen überall die Zeichen auf Abrüstung. Armeen werden schlanker, Garnisonen aufgelöst. Truppenübungsplätze auch? Mit der deutschen Wiedervereinigung sind in den neuen Bundesländern weite Militär-Areale frei geworden. In Zeiten schrumpfender Armeen und unscharfer

Feindbilder wird der Truppenübungsplatz Münsingen zum Objekt der Diskussion.

Unter den Bürgermeistern rund um den Platz ist eine Zukunfts-Debatte in Gang gekommen. So mancher Schultes spricht sich klar gegen das Militär aus. Sehr zur Freude der Alternativen Szene, die sich Chancen für ein Friedensdorf auf ökologischer Basis anstelle der verschwundenen Ortschaft Gruorn ausrechnet.

Auch die Denkmalschützer verfolgen die Entwicklung mit Interesse. Ihr Blick ist auf das Alte Lager aus Königs Zeiten gerichtet. Mit den Baracken aus dem Jahr 1896, mit Kantinen, Offiziers-Speiseanstalten, Wäschehaus, Munitionslager und allen anderen Einrichtungen, die zur militärischen Infrastruktur gehören, stellt es ein zeitgeschichtlich sehr interessantes Ensemble dar. Womöglich wird es in naher Zukunft ein Fall für den Denkmalschutz.

Ein Fall für den Umweltschutz ist der Truppenübungsplatz schon längst. Abgeschottet vom Straßenverkehr, verschont von Freizeitsüchtigen, haben sich Truppenübungsplätze ganz allmählich zu Rückzugsgebieten für Pflanzen und Tiere entwickelt, wie Christian Unsel, Vizepräsident des Naturschutzbundes bestätigt: *In den dicht besiedelten Bereichen ist sicher ein wichtiger Punkt, daß die Plätze für das Betreten der Öffentlichkeit gesperrt sind. Dadurch fallen Störungen, die im normalen Wald vorhanden sind, weg, und störungsempfindliche Tierarten können sich ansiedeln. Nach unseren Erfahrungen ist es aber nur ein relativ kleiner Aspekt, der in dicht besiedelten Bereichen eine Rolle spielt. Wesentlich wichtiger sind die Punkte, die den Naturhaushalt direkt betreffen. Die meisten Truppenübungsplätze sind bereits so alt, daß die Phase der intensiven Landbewirtschaftung an diesen Flächen vorbeigegangen ist. Und gerade die großen Truppenübungsplätze zeichnen sich daher dadurch aus, daß die Landschaft relativ nährstoffarm geblieben ist. Sie hat teilweise nie Dünger zu spüren bekommen, sie wurde teilweise nie mit Pestiziden behandelt, so daß wir dort Standortverhältnisse vorfinden, die in der normalen Kulturlandschaft durch intensive Nutzung verloren gegangen sind.*

Es scheint, als ob wir sie brauchten, unsere Truppenübungsplätze. Als letzte Rückzugsgebiete für Flora und Fauna. *Lebensgefahr. Grenze des Truppenübungsplatzes. Ohne Genehmigung Betreten verboten!* So paradox sich das liest: Am besten geschützt sind diese Reservate durch Tafeln, auf denen genau das zu lesen steht.

Es scheint, daß wir dem Truppenübungsplatz Münsingen zum hundertsten Geburtstag ein langes Weiterbestehen wünschen müssen. Damit wir uns ein Stück heile Welt für morgen bewahren.



Mörser 120 mm in Feuerstellung.

Christian Turrey «Ich kann den Waffendienst mit der Lehre Christi einfach nicht vereinbaren» – Zur Erinnerung an Josef Ruf

Er war der beste Schütze seiner Kompanie. Doch als die Wehrmachtsoldaten im Frühjahr 1940 in den Krieg zogen, weigerte sich Josef Ruf, den Fahneid auf Adolf Hitler zu leisten. *Ich kann den Waffendienst mit der Lehre Christi einfach nicht vereinbaren und fühle mich verpflichtet, unter allen Umständen auch danach zu handeln*, begründete Josef Ruf in einem Brief an seine Schwester seinen Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Vor 55 Jahren, am 10. Oktober 1940, ist Josef Ruf aus Hochberg bei Saulgau im heutigen Landkreis Sigmaringen dafür in Brandenburg-Görden als einer der wenigen katholischen Kriegsdienstverweigerer im Zweiten Weltkrieg hingerichtet worden.

Insgesamt sind ungefähr 300 Kriegsdienstverweigerer hingerichtet worden, weil sie den Waffendienst für Hitler verweigerten. Diese Zahl nennt Detlef Garbe, der Leiter der KZ-Gedenkstätte Neuengamme in Hamburg, in dem 1995 erschienenen Fischer-Taschenbuch *Die anderen Soldaten*, herausgegeben von Norbert Haase und Gerhard Paul. Garbe schreibt: *Die Verweigerung war in nahezu allen Fällen (rein) religiös motiviert; nur in wenigen Fällen waren die Gewissensentscheidungen auch von pazifistischen und politischen Erwägungen geprägt*. Die größte Gruppe der Kriegsdienstverweigerer bildeten die Zeugen Jehovas mit etwa 250 Hingerichteten, dazu kommen zwölf katholische, vier evangelische Verweigerer, zwei Quäker, acht Adventisten, Angehörige anderer Glaubensgemeinschaften und Personen mit unbekanntem Motiven. Sie alle waren verurteilt worden gemäß § 5 der Kriegssonderstrafrechtsverordnung vom 17. August 1938, in der wegen *Zersetzung der Wehrkraft mit der Todesstrafe bedroht wurde, wer es unternimmt, sich oder einen anderen durch Selbstverstümmelung, durch ein auf Täuschung berechnetes Mittel oder auf andere Weise der Erfüllung des Wehrdienstes ganz, teilweise oder zeitweise zu entziehen*.

Geboren in Hochberg bei Saulgau, Schneiderlehre, Bruder im Franziskanerorden, ewige Gelübde in der Christkönigsgesellschaft

Josef Ruf hatte das biblische Tötungsverbot und die Feindesliebe wörtlich genommen. Im christlichen Glauben war er aufgewachsen und erzogen worden



Josef Ruf als Franziskaner Bruder Canisius, später Bruder Maurus in der Societas Christi Regis, in der Christkönigsgesellschaft.

– geboren am 16. Dezember 1905 in Hochberg bei Saulgau als eines von sieben Kindern des Reichsbahnstationsvorstehers Johann Ruf und seiner Frau Theresia. Die Rufs lebten damals im Bahnhofsgebäude etwas außerhalb des 500-Einwohner-Dorfes Hochberg. Der Bahnhof ist inzwischen abgerissen,

doch in alten Schulbüchern und Kirchenakten finden sich noch Hinweise auf die Familie und beispielsweise das Schulabschlußzeugnis für Josef Ruf aus dem Jahre 1919. Bereits in den ersten Lebensjahren mußte der kleine «Seppele», wie Josef genannt wurde, starke Schmerzen aushalten: Im ersten Schuljahr in der Hochberger Grundschule erkrankte er an Gelenkrheumatismus. Er, der nach Aussagen von Zeitzeugen *von zarter Gesundheit* war, mußte lange unter den Schmerzen leiden.

Vielleicht hat ihn diese Erfahrung aber auch innerlich stark gemacht, um seine einsame Entscheidung gegen den Kriegsdienst durchzuhalten. Besonders mit dem Vater muß Josef Ruf gerungen haben, wie sein Brief aus dem Untersuchungsgefängnis belegt: *Ich weiß, lieber Vater, daß Du meine Handlungsweise mißbilligst, und daß ich Dir dadurch Herzeleid bereite, und Du darfst versichert sein, auch mir tut es leid, Dir diesen Schmerz zu bereiten. Doch aus diesem Grund gegen meine Überzeugung zu handeln, das darf ich nicht, wenn es sich um den Willen Gottes handelt, muß auch das Liebste zurücktreten, wenn es auch noch so*



Die Familie Ruf vor ihrem Haus in Meitingen bei Augsburg. Vorne rechts Josef Ruf, links Maria Ruf, Schwester Laurentia, an die er viele seiner Briefe richtete.

weh tut. Das Unverständnis des Vaters für Josefs Handeln wird deutlich, wenn sein Sohn im gleichen Brief hervorhebt, *daß jeder Mensch von Gott seinen Weg vorgezeichnet bekommt, den er zu gehen hat, mag er nun in seiner Handlungsweise verstanden werden oder nicht.* Danach bat er den Vater um Verzeihung für *das Leid, das ich Dir bereiten muß* (Hervorhebung im Original).

Schon als Kind hatte es der «Seppele» seinen Eltern nicht immer leicht gemacht. Er tat sich etwas schwer in der Hochberger Schule, war allerdings musisch begabt und glänzte mit einem außergewöhnlichen Gedächtnis. Die längsten Gedichte lernte er auswendig und trug sie bei Familienfeiern mit viel Humor und schauspielerischem Talent vor. Nach der Volksschule erlernte er das Schneiderhandwerk und schloß seine Lehre 1925 mit der Gesellenprüfung ab. Im selben Jahr trat er in Gorheim bei Sigmaringen in den Franziskanerorden ein.

Vier Jahre später, im Mai 1929, wurde er im Kloster Frauenberg in Fulda für den 1. Orden eingekleidet und bekam den Namen Bruder Canisius. Ein Foto aus dieser Zeit zeigt ihn, wie er in der Franziskanerkutte im Klostergarten steht. Im Kloster Frauenberg war er Pförtner und versah die Schneiderei. Ein Jahr danach legte er die zeitliche Profeseß ab und war anschließend im «Klösterle» in Saulgau und in Mannheim. Bevor er jedoch die ewigen Gelübde ablegte, trat er am 8. Mai 1933 aus dem Franziskanerorden wieder aus. Er tat dies freiwillig, weil er – wie es Bekannte von ihm ausdrücken – glaubte, *die ewige Bindung gewissenmäßig nicht auf sich nehmen zu können.* Josef Ruf war nämlich nicht nur ein fröhlicher, sondern auch ein sehr bedächtiger Mensch, der die Konsequenzen seines Tuns bis ins letzte überlegte. Später hat er dann doch noch den Mut zu ewigen Gelübden gefunden: Er legte sie Weihnachten 1939 in der Christkönigsgesellschaft ab, die er näher kennengelernt hatte, weil zwei seiner Schwestern dort Mitglied waren und die Eltern Ruf nach der Pensionierung des Vaters 1934 ein Haus neben der Zentrale der Christkönigsgesellschaft in Meitingen bei Augsburg gebaut hatten.

Die Christkönigsgesellschaft war 1919 von dem in Schopfheim geborenen Priester Max Josef Metzger als Laiengemeinschaft unter dem Namen *Missionsgesellschaft vom Weißen Kreuz* in Graz gegründet worden. Sie setzte sich vor allem für den Frieden in der Welt und die Ökumene ein. Sie ist bis heute – inzwischen als kirchliches Säkular-Institut mit dem Namen Christkönigs-Institut – wegbereitend für eine liturgische Reformbewegung: Schon 1937 feierte Max Josef Metzger die heilige Messe mit dem Gesicht hin zu Gemeinde.

Ungefähr 1935, aufgenommen vor dem Caritasheim für Lehrlinge und Obdachlose in Saarbrücken.

Von links: Bruder Adolf Haug, Bruder Maurus (Josef Ruf) und Bruder Fidelis, alle Mitglieder der Christkönigsgesellschaft.



Bruder Maurus wird zur Wehrmacht eingezogen, als bester Schütze der Kompanie lehnt er Fahneneid ab

Wegen seines konsequent pazifistischen Einsatzes für den Frieden – ob beim Völkerbund, beim *Friedensbund Deutscher Katholiken* oder mit der Bitte um ein christliches Unionskonzil an Papst Pius XII. – starb Max Josef Metzger unter dem Fallbeil der nationalsozialistischen Justiz. Max Josef Metzger und Josef Ruf hatten einige Jahre gemeinsam im Rahmen der Christkönigsgesellschaft versucht, in der Nachfolge der Bergpredigt zu leben.

Josef Ruf arbeitete in der zweiten Hälfte der 30er Jahre als «Bruder Maurus» in der Trinkerheilstätte der Laiengemeinschaft in Meitingen, kümmerte sich eine Zeitlang in Saarbrücken um Durchreisende und kam 1938 in die österreichische Niederlassung der Christkönigsgesellschaft in Ulrichsbrunn bei Graz. Dort war er in der Landwirtschaft tätig und half mit, die Wallfahrtskirche St. Ulrich zu betreuen. Zeitzeugen beschreiben ihn als ungemein fleißig, sehr gewissenhaft und auffallend gütig; die Kraft zur täglichen schweren Arbeit schöpfte er aus Eucharistie und Schriftlesung.

In Ulrichsbrunn traf Josef Ruf auf Michael Lerpcher, einen Bauernsohn aus dem Allgäu, der wie er zur Christkönigsgesellschaft gehörte und wie er den Kriegsdienst in Hitlers Armee verweigerte und wenige Wochen vor Josef Ruf, im September 1940, hingerichtet wurde. Ob Josef Ruf vom Schicksal seines Mitbruders erfahren hat, ist nicht bekannt. Ihre

Lebenswege ähneln sich in den letzten Monaten stark.

Im Frühjahr 1940 wurde der Schütze Ruf zur Grundausbildung in der Wehrmacht nach Pinkafeld im mittlerweile «angeschlossenen» Burgenland eingezogen. Als bestem Schützen der Kompanie wurde ihm die «Kordel» verliehen. Fahneneid und Kriegseinsatz lehnte er jedoch ab: *Du sollst nicht töten und Liebet eure Feinde*; er berief sich auf die Heilige Schrift. Er war zwar bereit, Verwundete aus vorderster Front zu bergen, aber nur unbewaffnet, aus *Wahrhaftigkeit*.

Seine Verweigerung brachte ihn ins Untersuchungsgefängnis in Graz. Auch die Oberin der Ulrichsbrunner Niederlassung und der Hausgeistliche konnten ihn nicht umstimmen: Bruder Maurus zeigte sich sehr gefaßt und fühlte sich berufen, *sich für die Sache zu opfern*. In einem Brief vom 20. Mai 1940 schrieb er: *Ihr kennt meine Gesinnung, und ich bin bereit, alle Folgen auf mich zu nehmen*. Wie schwer dieser Entschluß aber auch ihn belastet hat, zeigen einige Zeilen aus einem Brief an seine Mutter: *Ich weiß, wie Du immer wieder nach mir fragst, und eine Post von mir erwartest. Einmal mußt Du es ja doch erfahren. Ich habe nur solange gewartet, weil ich nicht wußte, ob Du es ertragen kannst, aber nun läßt es mir doch keine Ruhe mehr, und muß Dir einmal einen Gruß schreiben*.

Ihm war keineswegs gleichgültig und sehr bewußt, daß er allen, die ihm nahestanden, große Sorgen und schweres Leid bereitete, worunter er nach eige-

ner Aussage mehr litt als unter den anderen Folgen der Kriegsdienstverweigerung. Aber – so schrieb er an seine Schwester Maria – jeder Mensch sei verpflichtet, *nach seinem Gewissen zu handeln, falls er vor ihm bestehen will, und da muß er sich über alle irdischen und menschlichen Rücksichten hinwegsetzen, so schwer das auch für ihn fallen mag.*

*Wegen «Zersetzung der Wehrkraft»
vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt*

Von Graz wurde der Untersuchungshäftling Josef Ruf Mitte August 1940 nach Berlin-Moabit überstellt. Sein älterer Bruder Karl besuchte ihn dort, um ihn zu bewegen, seine Verweigerung aufzugeben – auch aus Rücksicht auf die Eltern. Dieses Bemühen konnte Josef Ruf, wie er im letzten Brief an seine Familie schreibt, zwar vom Standpunkt des Bruders aus *voll und ganz verstehen*, doch umstimmen ließ er sich nicht: *Ich bin klar überzeugt, daß ich so handeln muß, um dem Willen Gottes gerecht zu werden. Wäre ich auch nur im geringsten im Zweifel über meinen Weg, den ich eingeschlagen habe, so hätte ich mich der Allgemeinheit angepaßt.*

Nach der Verurteilung am 14. September 1940 durch das Reichskriegsgericht wegen *Zersetzung der Wehrkraft* wurde Bruder Maurus in die Haftanstalt Brandenburg-Görden verlegt. Einer seiner Mitgefangenen dort war Erich Honecker. Eine Straßenbahn mit verhängten Fenstern brachte die Häftlinge zu der Strafanstalt, die bei Baubeginn 1928 als eines der modernsten und größten Zuchthäuser Europas

dem humanen Strafvollzug dienen sollte. Die Nazis verkehrten diese Absichten in das grausame Gegenteil: Vom August 1940 bis zum April 1945 wurden hier 2032 Gefangene mit dem Fallbeil hingerichtet. Die meisten von ihnen starben wegen ihrer politischen oder religiösen Überzeugung.

Einen Tag vor seiner Hinrichtung schrieb Josef Ruf die letzten Briefe an seine leibliche Familie und an die «Geschwister» der Christkönigsgesellschaft in Meitingen. Er fühlte sich besonders im Gebet mit ihnen verbunden und sah – so schrieb er selbst – seiner letzten Stunde *ruhig und gefaßt* entgegen: *Nur noch eine kurze Weile, dann werde ich zum letzten Mal nach langer Entbehrung die heilige Kommunion empfangen, und werde meine letzten Lebensstunden ganz besonders dazu benützen, um den letzten Weg mit einer großen Liebe im Herzen zu Christus meinem Herrn zu gehen.*

Daß Josef Ruf fast fünf Monate auf die Kommunion verzichten mußte, erklärte er in einem Brief mit seiner Lage als Untersuchungshäftling. Andere behaupten, der Gefängnisseelsorger habe ihm als Kriegsdienstverweigerer die Sakramente verweigert, da seine Einstellung gegen den Krieg der Einstellung der katholischen Kirche widerspreche. Unvorstellbar ist dies nicht, denn irgendeine öffentliche Stellungnahme der Kirchenleitung, die Kriegsdienstverweigerer ermutigt oder sogar unterstützt hätte, gab es während des gesamten Zweiten Weltkriegs nicht. Im Gegenteil: Bereits zum Kriegsbeginn im September 1939 drückten die deutschen katholischen Bischöfe in einer Erklärung die Absicht



Strafanstalt Brandenburg-Görden. Links das Krematorium, rechts die Leichenhalle. In diesem Gefängnis wurde Josef Ruf am 10. Oktober 1940 wegen «Zersetzung der Wehrkraft» enthauptet.

aus, unsere katholischen Soldaten zu ermuntern und zu ermahnen, in Gehorsam gegen den Führer, opferwillig, unter Hingabe ihrer ganzen Persönlichkeit ihre Pflicht zu tun. Zahlreiche Hirtenbriefe und Predigten, Aufrufe in den Diözesankirchenzeitungen, Ansprachen in Gottesdiensten und Gebetsstunden, ein katholisches Feldgesangbuch mit dem Gebet für Führer, Volk und Wehrmacht appellierten an Opferbereitschaft und Einsatzwillen der katholischen Soldaten, die damit nicht nur den Erwartungen der Nazi-Führung, sondern auch denen der geistlichen Oberhirten ausgesetzt waren.

Josef Ruf stirbt am 10. Oktober 1940 unterm Fallbeil – Gedenkstein für den «Märtyrer der Gewaltlosigkeit»

Um so schwerer war es für den einzelnen, hier auszuscheren, das eigene Gewissen über die Meinung so vieler anderer zu stellen. Josef Ruf bezahlte dafür mit dem Leben. Er starb am 10. Oktober 1940 um 6 Uhr morgens unter dem Fallbeil in Brandenburg-Görden – in der Hoffnung, daß wir uns alle einst im Himmel wiedersehen werden, wo es dann keine Trennung mehr gibt, und auch kein Mißverständnis mehr. Und weiter schrieb er im Abschiedsbrief an die «Geschwister» der Christkönigsgesellschaft: *Auch der Tod kann uns Christen nicht trennen, da wir ja einer Kirche angehören, die eine dreifache ist: eine Lei-*



Katholische Kirche «Mariä Geburt» in Hochberg bei Saulgau, neben der heute ein Gedenkstein für Josef Ruf, den «Märtyrer der Gewaltlosigkeit», aufgestellt ist.

dende, – eine Streitende, – und eine Triumphierende. In diesem Sinne werden wir uns alle immer nahe sein, und einmal hoffen wir uns alle wiederzusehen in der ewigen Heimat, wo es keine Trennung gibt und keine Schmerzen mehr. Nach der Hinrichtung wurde die Leiche im Gördenener Krematorium verbrannt. Es kamen lange Jahre des Schweigens über den Mut des Schneiders aus Hochberg. Erst vor wenigen Jahren stieß ein Lehrer aus dem Allgäu auf die Spuren der beiden Kriegsdienstverweigerer Josef Ruf und Michael Lepscher. Zusammen mit einem Freund und Regionalhistoriker veröffentlichte er inzwischen ein kleines Buch über Michael Lepscher. Zum 50. Todestag von Josef Ruf erinnerten die katholische Kirchengemeinde Hochberg und die katholische Friedensbewegung Pax Christi der Diözese Rottenburg-Stuttgart mit einem Gedenkgottesdienst in Hochberg an ihn. Inzwischen ist auf dem Hochberger Friedhof auch ein Gedenkstein für Josef Ruf aufgestellt worden, und in St. Ulrich bei Graz erinnert eine Gedenktafel an Lepscher und Ruf, diese *Märtyrer der Gewaltlosigkeit*, wie Pax Christi die Kriegsdienstverweigerer des Zweiten Weltkriegs nennt.



Zunehmender Gedenkstein für Josef Ruf, geb. 1905 für seinen Widerstand gegen die NS-Militärmacht am 10.10.1940

Heinz Sperlich Die «Württembergische Weinprobe»

Vor dreihundert Jahren erkannte ein Ulmer Arzt, daß eine seit Römerzeiten in Europa immer wieder grassierende Krankheit durch den Genuß bleihaltigen Weins verursacht wurde. Bald darauf fand man in Tübingen eine Methode, diese jahrhundertlang praktizierte, als Weinverbesserung geltende Verfälschung objektiv nachzuweisen und dadurch für dauernd zu unterbinden.

Es war Weihnachten 1694. Unmittelbar nach den Feiertagen erkrankten im Deutschordenshaus zu Ulm¹ der Sekretär des Klosters, der Kaplan, der Kammerdiener und schließlich auch der Komtur, ein Graf von Leibelfingen, an fortdauerndem Erbrechen, Lähmungserscheinungen, schneidenden Leibschmerzen und heftigen Kolikanfällen. Sie wurden nicht mehr gesund; nach langer Leidenszeit starben alle vier. Auch im Augustiner-Chorherrenstift St. Michael zu den Wengen¹ erkrankten der Prälat und fast alle Patres mit den gleichen Symptomen. Und damit nicht genug; an vielen anderen Stellen in Schwaben, in *Stätten, Clöstern und Schlössern, auch hin und wieder auf dem Land*, brach die *neue, vormahls unerhörte* Krankheit aus.

Der Ulmer Arzt Eberhard Gockel erkennt 1695 die Ursache der «Weinkrankheit»

Die ärztliche Betreuung der beiden Klöster oblag dem Ulmer Stadtphysikus Eberhard Gockel. Der damals achtundfünfzigjährige, in seiner Stadt hoch angesehene Arzt war einer jener widersprüchlichen Charaktere, die man wohl nur aus ihrer Zeit heraus begreifen kann. Josef Eisinger, der ihm eine eingehende Studie gewidmet hat, bescheinigt ihm einerseits gesunden Menschenverstand und beträchtliche Breite des Wissens und der Interessen, andererseits ungewöhnliche Leichtgläubigkeit und Abhängigkeit von abergläubischen Vorurteilen. Als Arzt war er aber vor allem Praktiker mit fast vierzigjähriger Berufserfahrung.

Mit der Erforschung der Krankheitsursachen beauftragt, überprüfte er die Brunnen und die Klosterküchen, konnte aber an den Speisen und am Geschirr nichts Verdächtiges finden. Schließlich stellte er fest, daß alle Erkrankten Wein getrunken hatten, daß aber niemand erkrankt war, der keinen genossen hatte. Das war bereits eine wichtige Feststellung, doch entscheidend war, daß Gockel eine 1656 veröffentlichte Arbeit eines Kollegen kannte, des Fürstlich Braunschweigischen und Lüneburgischen

Bergarztes und Stadtphysikus von Goslar, Samuel Stockhausen. Dieser hatte entdeckt und bewiesen, daß die «Hüttenkatze»², eine Berufskrankheit der Bergleute und Hüttenarbeiter, allein durch die Einwirkung von Bleiglätte (Bleioxyd, Lithargyrum, auch Silber- oder Goldglätte genannt) verursacht wird. Und die Symptome der Hüttenkatze stimmten genau mit denen überein, die Gockel an seinen Patienten beobachtet hatte.

Bald schloß sich die Beweiskette. Der Lieferant des Weins, der Küfer Hans Jörg Steltzer in Göppingen, gestand, ihn geschönt zu haben, weil er zu sauer gewesen war, und er gab auch das Rezept dazu an. Es war eine Abkochung von Bleiglätte mit Weinessig, also Bleiessig. Gockel probierte es sogleich an dem schlechtesten und sauersten Wein aus, den er bekommen konnte, und erhielt nach Zusatz von zehn bis fünfzehn Tropfen zu einem Glas den *allerbesten und lieblichsten Wein*; so in seinem Bericht über die «Weinkrankheit», deren Ursache nun erwiesen war. Da diese im Wein lag, war auch erklärlich, warum die Krankheit besonders Klöster und Schlösser heimgesucht hatte.

Griechen und Römer verwendeten Bleikessel zur Weinbereitung

Der Brauch, sauren Wein mit Bleiessig zu «verbessern», muß schon lange üblich gewesen sein. Man kann das daraus schließen, daß die bei Überdosierung auftretende akute Bleivergiftung, die Bleikolik, seit vielen Jahrhunderten in Europa immer wieder beobachtet und beschrieben worden ist, wie Josef Eisinger gezeigt hat. Ihre Ursache wurde jedoch nie erkannt. Das blieb dem Stadtphysikus von Ulm vorbehalten.

Wahrscheinlich geht diese Art der Weinschönung auf gewisse Praktiken der Griechen und Römer bei der Weinbereitung zurück. Wie wir aus den Schriften römischer Autoren wissen, pflegte man damals dem fertigen Wein ein Konzentrat (*sapa, defrutum*) zuzusetzen, das durch Einkochen des Traubenmosts um ein Drittel bis zur Hälfte bereitet wurde. Das geschah in bronzenen oder bleiernen Kesseln, doch wurden die letzteren besonders dafür empfohlen. Man erhielt dann ein angenehm süß schmeckendes Produkt, das überdies die Haltbarkeit des Weins verbesserte. Den Grund dafür kennen wir heute: Das Blei des Kessels wird beim Einkochen des Mosts von den darin enthaltenen orga-

Eine curiose Beschreibung
Des An. 1694. 95. und 96. durch das Silberglett
verfälschten sauren Weins/und der davon entstande-
nen neuen/ und vermahlts uner-
hörten

Wein = Kranckheit /
Welche in Stätten/ Clösiern und Schlö-
ßern/ auch hin und wieder auf dem Land viel graus-
ame Symptomata nach sich gezogen / wordurch viel hohe
und niedere Stands-Personen entweder eine lange Zeit heff-
tig angefochten worden/ oder gar das Leben
engebüßet haben.

Samt

Denen Artzney-Mitteln / welche hierwi-
der fruchtbarlich zu gebrauchen seyn.

Mit angehencktem Bericht /

Wie der durch schädliche Mittel gestrichene und ver-
fälschte Wein zu probiren und zu erkennen seye.
Worbey auch

Zweyer berühmter Medicorum von dieser materä
habende Nennungen beygefüget werden.

Kürzlich entworfen / und nach denen Lehrsäßen
*Imperialis Academiae, Casareo-Leopoldinae Natura-
Curiosorum* an- und aufgeführt

Von

Eberhardo Gockelio, Med. D. Hoch-Fürstl.
Würtemb. Weilttingis. Leib-Medico, auch der Reichs-
Freyen Stadt Ulm / und anderer Ständen des Reichs
Physico Ordinario, & Illustr. Collegii Leopoldi-
no-Curiosi Collega, dicto
ALECTORE.

HM/verlegt Georg Wilhelm Kühn/ An. 1697.

«Wein-Kranckheit» – Bericht des Ulmer Mediziners Eberhard Gockel, verlegt 1697.

nischen Säuren angegriffen; diese werden zum Teil in Form von Bleisalzen ausgeschieden, zum Teil bleiben die süß schmeckenden Verbindungen (Bleizucker) im Wein zurück und verhindern dessen Sauerwerden durch Hemmung des Hefen- und Bakterienwachstums.

Diese auf Schädigung der Enzyme beruhende spezifische Wirkung des Bleis ist aber auch der Grund für seine Giftwirkung auf den Menschen. Daher müssen solche *bleiernnen Weine*³ bei ständigem Genuß eine chronische Bleivergiftung verursacht haben, wie Josef Eisinger in seiner durch Versuche gestützten Untersuchung nachgewiesen hat. Man hat sogar die Ansicht vertreten, daß der Niedergang der römischen Führungsschichten, die mehr Wein konsumierten als die Plebejer und die Sklaven, und damit der Untergang des Römischen Reiches darauf zurückzuführen gewesen sei, eine Hypothese, die allerdings umstritten ist.

Die empirisch erworbene Kenntnis von der besonderen Wirkung des Bleis auf den Geschmack und die Haltbarkeit des Weins ist offenbar nie verlorengegangen. In dem 1595 erschienenen Buch *Kunst-kammer* von Andreas Jeßner konnte man die Empfehlung lesen: *Ein Wein bey seiner süßen zu behalten. Lege darein bey drey oder vier Pfund Bley, so bleibet er bey seinem Geschmack.* Noch zweihundert Jahre später taucht dieses Rezept in fast gleichem Wortlaut in einer für Weinschenker bestimmten Schrift wieder auf.

Bleiglätte wird am 10. März 1696 durch ein herzoglich württembergisches Generalreskript verboten

Irgendwann muß jemand darauf gekommen sein, statt des langsam wirkenden metallischen Bleis lösliche und daher schneller wirkende Bleiverbindungen zu benutzen, wie man sie leicht aus Bleiglätte oder Bleiweiß (basisches Bleikarbonat) bereiten kann. So findet man im *Wankelbuch* der Stadt Eßlingen, einer handgeschriebenen Sammlung von Verordnungen und berufsständischen Satzungen aus den Jahren 1448 bis 1510, unter dem Datum *Samstag nach Egidy* (2. September) 1475 eine Verordnung gegen Weinfälschungen, die mit dem Mißbrauch von *kalg, rennmagn* (= Kälbermagen), *blywyß* und anderen *schädlichen sachen* begründet wird. Seitdem hat es in Deutschland immer wieder Verordnungen gegen Weinfälschungen gegeben, jedoch nennen diese weder Bleiweiß noch Bleiglätte, was auch mit dem Fehlen von Nachweisverfahren erklärt werden kann. Zum ersten Mal wird Bleiglätte in dem württembergischen Generalreskript vom 10. 3. 1696 erwähnt, in dem es heißt, daß der Neckarwein *mit dem Lithargyro, teutsch Silber-Klett, oder einer anderen gefährlichen Materi tingiert* worden sei. Denn seit 1695 wußte man dank Eberhard Gockel, welcher Stoff die Vergiftungen verursacht.

Das gehäufte Auftreten dieser Verfälschungen in den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts hatte dem Ruf des Neckarweins schwer geschadet. Vorbei waren die Zeiten, da man sich im Lande des unverfälschten württembergischen Weins rühmen durfte⁴. Herzog Eberhard Ludwig drohte nun den Weinfälschern schwere Strafen an. Im Jahre 1706 wurde sogar der Esslinger Küfer Hans Jakob Erni deswegen öffentlich hingerichtet.

Verbote haben jedoch nur dann einen Sinn, wenn man Verstöße dagegen beweisen kann. Obwohl Bleiessig schon lange zur Weinschönung verwendet wurde, kannte man während des Mittelalters in Deutschland kein Nachweisverfahren dafür. Allerdings wußten die Araber längst, wie man Bleiessig

**Auch wie man die gute Weine wol erhalten/
vnd den Wandelbaren ihren Schmach vnd Farben
wieder geben möge / vnd andere nützliche
erfabrne Künste mehr.**

**Durch
Andream Jeshner von Wittenberg.**

**Ein Wein bey seiner süßheit zu
behalten.**

**Legt darein bey drey oder vier Pfund
Bley/so bleibet er bey seinem Geschmach.**

*Rezept für die Weinschönung mit Blei aus Andreas Jeshners
«Kunstkammer» von 1595.*

zwar nicht im Wein, aber in Rohrzuckersirupen erkennen konnte, wenn diese von betrügerischen Händlern damit geklärt worden waren, um eine schlechte Qualität zu verdecken. Al-Nabarawi, ein Schriftsteller aus dem 12. Jahrhundert, berichtet, daß die Marktaufseher in Kairo bei einem solchen Verdacht den mit Wasser verdünnten Sirup den Dünsten von Fäkalien aussetzen, indem sie ihn in die Mitte eines Aborts stellten, damals natürlich ein Trockenabort. Wenn er sich dabei schwarz verfärbte, weil nämlich durch den dort stets vorhandenen Schwefelwasserstoff Bleisulfid ausgefällt wurde, so galt das als Beweis für die Verfälschung. Eine primitive, aber durchaus sinnvolle Methode, die vielleicht auf Kenntnisse zurückgeht, welche die Araber nach der Eroberung Ägyptens von den Alchimisten Alexandrias übernommen hatten. Doch in Europa wußte man davon nichts.

*Um das Blei im Wein nachzuweisen, entwickelt
J. B. Mögling die «Württembergische Weinprobe»*

Hier hatte erst im 17. Jahrhundert das Aufblühen der Naturwissenschaften den Gelehrten das Rüstzeug verschafft, mit Aussicht auf Erfolg an das Problem des Bleinachweises im Wein heranzugehen. Eberhard Gockel hatte schon selbst einen einfachen Test angegeben: Nach Zusatz von einigen Tropfen Vitriol-Öl, d. h. Schwefelsäure, wird ein Wein, wenn er mit Blei verfälscht ist, *gantz trüb und weiß wie eine Buttermilch*.

Bald wird das Problem des Bleinachweises in Wein zum Thema einer Doktorarbeit. Im Jahre 1707 promoviert Immanuel Weißmann aus Waiblingen bei dem Tübinger Professor Johannes Zeller mit einer Arbeit über die Prüfung des mit Bleiglätte verfälschten Weins, wohl die erste Dissertation über ein toxikologisch-analytisches Thema. Hier werden die bis dahin bekannten Nachweisverfahren gesich-

tet, darunter auch das von Eberhard Gockel angegebene.

Als empfindlichstes Verfahren erwies sich eines, das bereits im Herzogtum Württemberg im Gebrauch war. Es war von dem herzoglichen Leibarzt Johann Burkhard Mögling empfohlen worden und ging zurück auf ein Rezept für eine sympathetische Tinte, die ein französischer Apotheker namens Brosson aus Montpellier um 1650 erfunden hatte. Sie war eine Mixtur aus Auripigment (Arsensulfid) und gebranntem Kalk und diente dazu, unsichtbare, mit Bleiessig geschriebene Schriftzüge sichtbar zu machen. Vom Erfinder wurde sie als *magnetisches Wasser, welches in die Ferne wirkt*, ausgegeben, so wie man damals manches, was man nicht verstand, mit Magnetismus oder Sympathie erklärte. Richtiger und ohne Magnetismus deutete schon 1669 der Arzt und Chemiker Otto Tachenius⁵ die Wirkungsweise dieser Flüssigkeit, nämlich als die Schwärzung des «sal saturni», des Bleisalzes, durch den «odor sulphureus» aus dem Auripigment, den Schwefelwasserstoff. Nachdem dies einmal erkannt war, lag es nahe, die sympathetische Tinte auch zur Erkennung des Bleigehaltes im Wein zu verwenden. Auf diesen Gedanken kam Johann Burkhard Mögling und schuf damit die «Württembergische Weinprobe», Liquor probatorius wirtenbergicus, die durch die Dissertation von Johannes Zeller und Immanuel Weißmann gewissermaßen legitimiert wurde.

Im Grunde beruhte diese Probe auf dem gleichen Prinzip, nach dem fünfhundert Jahre zuvor die Araber in Ägypten Blei in Sirupen nachgewiesen hatten. Mit dem Unterschied, daß dort das erforderliche Reagens, der Schwefelwasserstoff, gleichsam als Naturprodukt verwendet, hier aber aus dem Auripigment künstlich hergestellt wurde.

Schwarzer Niederschlag zeigte Blei an

Mit der «Württembergischen Weinprobe» hatte man nun ein Mittel zur Hand, die gesundheits-schädliche Schönung des Weins mit Blei auf einfache Weise zu erkennen. Wenn man dieses Reagens einem Wein zusetzte, so zeigte eine Schwarzfärbung oder ein schwarzer Niederschlag an, daß er Blei enthielt. Die Probe verbreitete sich rasch und wurde in mehreren Ländern amtlich eingeführt. Später erwies es sich als nötig, die Rezeptur etwas abzuändern, um die Nachweissicherheit zu verbessern. Die bekannteste dieser Modifikationen stammt von Samuel Hahnemann, dem Begründer der Homöopathie. Er ersetzte auch das giftige Auripigment durch eine andere Schwefelverbindung. In

DOCIMASIAM, SIGNA, CAUSAS, & NOXAM
VINI LITHARGYRO MANGONISATI

Des mit Silberglätte verfälschten Weins.

Variis Experimentis Illustratam,

LOCO DISSERTATIONIS INAUGURALIS

DEO T. O. M. SUPREMO AUSPICE,

Ex Decreto & Jussu Amplissimi Collegij Medici.

PRÆSIDE

VIRO Nobilissimo, Amplissimo, Excellentissimo atque
Experientissimo

DN. JOHANNE ZELLERO.

Med. Doct. Præceos, Anatomiz & Chirurgiz Prof.

Publ. Ord. Serenissimorum Würtemb. & Oeting. PRINCIPUM

Consiliario & Archiatro, Facult. Med. h. t. DECANO

Speciatissimo.

DOMINO SUO PATRONO, PRÆCEPTORE, PROMOTORE
& COGNATO PERENNI PIETATE DEVENERANDO,

PRO LICENTIA

Ad SUMMOS in MEDICINA Honores & Privilegia DO-
CTORIS legitime adspirandi,

IN AULA NOVA

Die XXIII. April. Anno MDCCLVII.

Solenni & placido Eruditorum Examini
subjiciet

**M. IMMANUEL Weißmann/
Waiblingensis.**

TÜBINGÆ,

Typis JOHANN-CONRADI REISII.

ANMERKUNGEN:

- 1 Das 1183 gegründete Augustiner-Chorherrenstift St. Michael, das 1215 auf die Blauinsel («zu den Wengen») und 1377 in die Stadt verlegt wurde, gehört zu den ältesten Ordensniederlassungen in Ulm. Das Deutschordenshaus wurde 1226 errichtet. Beide Ordensniederlassungen bestanden über die Reformation der Reichsstadt hinaus bis zum Ende der Reichsstadtzeit und wurden 1803 aufgehoben. Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. Gebhard Weig, Stadtarchiv Ulm.
- 2 So benannt wegen der reisenden, durch die Krankheit verursachten Leibscherzen, «als wenn eine lebendige Katz in dem Leib verschlossen wäre, welche mit ihren Klauen und Zähnen alles Eingeweid zerbiß». Eberhard Gockel, siehe Literatur, S. 13.
- 3 «Wer wünscht bleiernen Wein in Goldpokalen?» (Quisquam plumbea vina vult in auro?) Martial, Epigramme X 49. Übersetzung von Rudolf Helm, Zürich und Stuttgart 1957. Das hier in der übertragenen Bedeutung «schlecht» gebrauchte «plumbeus» könnte man wegen der bei den Römern üblichen Art der Weinbereitung durchaus auch wörtlich verstehen.
- 4 «Trias wirtenbergica. Drei Ding loben Wirtenberg: Ungefälschter Wein, Gutes Korn, Sichere Straßen.» (Nach einem um 1580 verfaßten Manuskript.) – Karl Pfaff: Miscellen aus der wirtenbergischen Geschichte. Stuttgart 1824, S. 120.
- 5 Otto Tachenius, geb. in Herford, Apotheker in Kiel, Danzig und Königsberg, 1652 Doktor der Medizin in Padua, Arzt in Venedig, gest. etwa 1670. Letzter namhafter Vertreter der Iatrochemie, welche die Herstellung von Arzneien als Hauptaufgabe der Chemie ansah. Allg. dt. Biographie 37, 340; 1894; Dictionary of scientific biography 13, 234; 1976.

Dissertation von Immanuel Weißmann über den mit Silberglätte (Bleiglätte) verfälschten Wein.

dieser Form wurde die «Württembergische Weinprobe» noch am Anfang des 19. Jahrhunderts angewandt, bis sie durch die dann entwickelten modernen Analyseverfahren ersetzt werden konnte.

Die Schönung des Weins mit Blei wurde im Lauf des 18. Jahrhunderts nach und nach ungebrauchlich. Zwar glaubte noch im Jahre 1835 der Dichter Franz Freiherr Gaudy, in den Weinstuben Roms mit Bleiglätte geschwängerten Wein ausgemacht zu haben, ohne jedoch angeben zu können, wie er zu diesem Verdacht gekommen war. Es traf aber wohl schon damals zu, was man im Jahre 1860 feststellte, daß nämlich Bleizucker nicht mehr zur Weinverbesserung angewandt würde, weil man einerseits über bessere Mittel disponiere, andererseits Bleizucker leichter als alle anderen Dinge nachgewiesen werden kann. Unter den besseren Mitteln verstand man vor allem die inzwischen eingeführte Zuckering.

Zwar hat es seitdem immer wieder einmal Wein-fälschungen gegeben, aber doch keine mehr, die der menschlichen Gesundheit so gefährlich und zugleich so sehr gebräuchlich gewesen ist wie die Verfälschung mit Blei. Daß diese schon lange der Vergangenheit angehört, hat vor allem die «Württembergische Weinprobe» bewirkt.

LITERATUR:

- Eberhard Gockel: Eine curiöse Beschreibung deß An. 1694, 95 und 96 durch das Silberglätt versüßten sauren Weins und der davon entstandenen neuen und vormahls unerhörten Weinkrankheit usw. Ulm 1697.
- Johannes Zeller, Immanuel Weißmann: Docimasiam, signa, causas et noxam vini lithargyro mangonisati Des mit Silberglätte verfälschten Weins etc. Tübingen 1707, S. 10 f.
- Otto Tachenius: Hippocraticae medicinae clavis. Frankfurt 1669, S. 236.
- Plinius: Historia naturalis 14, 21.
- Columella: De re rustica 12, 19, 20.
- Josef Eisinger: Lead and wine. Eberhard Gockel and the colica Pictonum. Medical History 26, 279–302; 1982.
- Koelsch: Samuel Stockhausens Schrift über die «Hüttenkatze» (1656). Zentralblatt für Gewerbehygiene 1924, S. 41–43; 76–77; 101–103.
- Christian Friedrich Sattler: Geschichte des Herzogthums Württemberg. 12. Teil, Tübingen 1782, S. 82 f.
- Wankelbuch, Bl. 15. Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B. 169, Bd. 27.
- Johann Beckmann: Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. Bd. 1, Leipzig 1783, S. 179–203; 446–451. Ndr. Hildesheim 1965.
- A. L. Reyscher (Hrsg.): Sammlung der württembergischen Gesetze. Bd. 6, Tübingen 1853, S. 195–198.
- Eilhard Wiedemann: Aufsätze zur arabischen Wissenschaftsgeschichte. Bd. 2 S. 103, 109. Hildesheim und New York, 1970.
- E. O. von Lippmann: Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik. Berlin 1923, S. 262, 263.
- S. Hahnemann: Über die Weinprobe auf Eisen und Blei. Crell's Chemische Annalen 1788, S. 291–305.
- Franz Freiherr Gaudy: Poetische und prosaische Werke: Bd. 3, Berlin 1853, S. 42.
- H. Sperlich: Toxikologische Analyse einst und jetzt. Deutsche Apotheker-Zeitung 102, 1641–1650; 1962.
- Weitere Literatur bei J. Eisinger und H. Sperlich a. a. O.

Carlheinz Gräter Beethoven in Mergentheim – Das musikalische Deutschland wird auf den jungen Musiker aufmerksam

Am 16. Dezember 1770, vor nun 225 Jahren, kam Ludwig van Beethoven in Bonn zur Welt. *Olympieren wird die Parze nicht verderblich, / Wer göttlich schafft, ist Göttern gleich unsterblich.* Schon viele Besucher Bad Mergentheims, der kleinen Kurstadt an der Tauber, haben diese Verse kopfschüttelnd auf der Gedenktafel eines grauen Rokokohauses am Platz vor dem Deutschordensschloß buchstabiert und erfahren, daß Beethoven 1791 in diesem Haus musiziert haben soll.

Beethoven in Mergentheim? Bonn, Wien, Karlsbad, Heiligenstadt, diese Orte sind einem aus der Biographie des Komponisten geläufig. Aber wie kam der 21 Jahre alte, unbekannte kurkölnische Hofmusikus Beethoven vom Rhein an die Tauber?

Damals regierte im Kurfürstentum Köln der Habsburger Maximilian Franz; er war zugleich Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ordens, dessen oberste Repräsentanten seit 1526 in Mergentheim ihre Residenz hatten. So pendelte der Fürst zwischen dem kurkölnischen Bonn und dem Ordenssitz Mergentheim hin und her. Als im Herbst 1791 ein Generalkapitel der Ordensritter an die Tauber einberufen wurde, hieß es für den Bonner Hofstaat wieder einmal, die Koffer packen. Wie fast alle Habsburger jener Zeit war Maximilian Franz, der jüngste Sohn der Kaiserin Maria Theresia, der selbst mit dem Donnerblitzbub Wolfgang Amadeus Mozart in der Hofburg vierhändig gespielt hatte, ein Musikharr. Ohne Hofkapelle konnte er nicht leben, und in dieser Kapelle spielte der junge Beethoven die Bratsche.

Eine Zufallsreise also, der Laune eines aufgeklärt absolutistischen Fürsten entsprungen und für Beethoven nur ein Intermezzo zwischen Bonn und Wien, wo er sich wenig später als freier Komponist einen Namen machen sollte? Nein, denn anlässlich des Mergentheimer Aufenthalts wurde das musikalische Deutschland erstmals auf den vielversprechenden Komponisten aufmerksam.

*Mit der Kurkölnischen Hofkapelle
in die Deutschordens-Residenz*

In Bonn gab Beethoven den Kindern der Hofrätin Helen von Breuning Klavierstunden. Im Salon dieser früh verwitweten, mütterlichen Frau, erwarb



Maximilian Franz, der jüngste Sohn der Kaiserin Maria Theresia. Der Habsburger war zugleich Kurfürst und Erzbischof von Köln sowie Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim.

sich der ungebärdige junge Musiker seine literarische Bildung. Hier wurde er, ohne adelige Vorurteile, als Mensch und als Künstler gefördert, geachtet, mehr noch, geliebt. Hier fühlte sich Beethoven nach schwerer Kindheit und Jugend zu Haus; und im Breuningschen Salon fand er auch seinen ersten bedeutenden Gönner, den Deutschordenskavalier Ferdinand Ernst Gabriel von Waldstein.

Graf Waldstein galt als der engste Freund des Kurfürsten und Hochmeisters Maximilian Franz. Selbst musikalisch hochbegabt, verwies er Beethoven aufs Phantasieren, aufs Spielen aus dem Stegreif. Der

Ordensritter Waldstein ermöglichte Beethoven die erste Reise nach Wien. Ein paar Jahre später, 1804, hat der Komponist seinem Gönner die große C-Dur-Klaviersonate op. 53 gewidmet.

Anfang September 1791 fuhr die Hofkapelle auf zwei Segelschiffen von Bonn aus erst den Rhein, dann den Main aufwärts. Man kann sich das ausgelassene Treiben der rheinischen Musiker während dieser Flußpartie vorstellen, und Beethoven hat nach den Berichten, die wir kennen, herzlich mitgemacht. In Miltenberg verließ die Gesellschaft die Schiffe. Ein paar Kutschen beförderten die Hofkapelle über den Odenwald und durch das Bauland nach Mergentheim.

In der Hochmeisterresidenz ging es schon hoch her. Das Generalkapitel führte hunderte vornehmer Gäste zusammen. Die Anordnungen der Ordensregierung werfen einige Schlaglichter auf das Alltagsbild der Kleinstadt. So wurde den Bürgern während der Dauer des Kapitels eine ordentliche Beleuchtung ihrer Häuser zur Nachtzeit befohlen. Die Metzger durften ihre Hunde tagsüber nur mit Maulkörben herumlaufen lassen. Nächtliches Lärmen in Wirtshäusern und auf den Gassen war strikt verboten, tägliche Reinigung der Straßen wurde eingeschärft. Eine verspätete Sommerfrische war der Mergentheimer Aufenthalt für die Hofmusiker nicht. Alle Tage wurde geprobt und musiziert. Die meisten Konzerte fanden in der sala terrena, einem heiteren Gartensaal im äußeren Schloßhof, statt, der nach der Annektion des Hochmeistertums an der Tauber durch das Königreich Württemberg 1809 abgebrochen wurde.

Der in Kirchberg an der Jagst ansässige Musikschriftsteller Carl Ludwig Junker schrieb im November 1791 in der angesehenen Zeitschrift *Boslers Musikalische Korrespondenz* über die kurkölnische Hofkapelle und ihren Herrn, den Erzherzog Maximilian Franz: *Die Musiker dieser Kapelle befinden sich fast alle, ohne Ausnahme, noch in den besten jugendlichen Jahren und in dem Zustand einer blühenden Gesundheit, sind wohlgebildet und gut gewachsen. Ein frappanter Anblick, wenn man die prächtige Uniform noch dazu nimmt, in welche sie ihr Fürst kleiden ließ. Diese ist rot, reich mit Gold besetzt. Man war vielleicht bisher gewohnt, unter dem Kurfürstentum Köln sich ein Land der Finsternis zu denken, in welchem die Aufklärung noch keinen Fuß gefaßt. Man wird aber ganz anderer Meinung, wenn man an den Hof des Kurfürsten kommt. Besonders in der Hofkapelle fand ich ganz aufgeklärte, gesund denkende Männer. Der Kurfürst, dieser menschliche und beste aller Fürsten, ist nicht nur, wie bekannt, selbst Spieler, sondern auch enthusiastischer Liebhaber der Tonkunst. Es scheint, als könnte er sich*

nicht satt hören. Im Konzert, dem ich beiwohnte, war er der aufmerksamste Zuhörer.

Der Hofmusikus Beethoven, Bratschist, phantasiert revolutionär auf dem Klavier

Beethoven als Hofmusikus des ancien regime, in Uniform, mit Zopf und Galanteredegen an der Seite, diese Vorstellung paßt schlecht in unser Klischee vom trotzköpfigen Genie, das dem jungen General Bonaparte seine «Eroica» widmete und die Widmung grimmig tilgte, als er von der Kaiserkrönung in Paris erfuhr. Man muß beides sehen und anerkennen: den vom Mäzenatentum und der seren Herrschaft einiger Reichsfürsten überglänzten Spätherbst der alten Adelswelt und das von der Aufklärung inspirierte Selbstbewußtsein des Bürgers und Künstlers Beethoven. Ein Jahr zuvor, 1790,



Lieber Carl! Sie!

Sie reisen itzt nach Wien zur Erfüllung ihrer so lange bestrittenen Wünsche. Mozart's Genius trauert noch und beweinet den Tod seines Zöglinges. Bey dem unerschöpflichen Hayden fand er Zuflucht, aber keine Beschäftigung; durch ihn wünscht er noch einmal mit jemandem vereinigt zu werden. Durch ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie: Mozart's Geist aus Haydens Händen.

Bonn d. 29. Okt. 1792. Ihr wahrer Freund Ernst Ferdinand Graf Waldstein

Silhouette und Eintrag von Ernst Ferdinand Graf Waldstein, Ordo Teutonicus, im Stammbuch Beethovens, Bonn, den 29. Oktober 1792:

«Lieber Beethoven! Sie reisen itzt nach Wien zur Erfüllung ihrer so lange bestrittenen Wünsche. Mozart's Genius trauert noch und beweinet den Tod seines Zöglinges. Bey dem unerschöpflichen Hayden fand er Zuflucht, aber keine Beschäftigung; durch ihn wünscht er noch einmal mit jemandem vereinigt zu werden. Durch ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie: Mozart's Geist aus Haydens Händen.»

hatte er einen Gedichtband seines Bonner Professors Eulogius Schneider subskribiert, der die französische Revolution emphatisch begrüßte, und gleichzeitig komponierte er aus Überzeugung eine Trauerkantate auf den Tod Kaiser Josephs II. Als diese Kantate übrigens in Mergentheim uraufgeführt werden sollte, streikten die Bläser der Hofkapelle mit der Begründung, einige Passagen seien einfach zu schwierig. Beethoven hat seine Trauerkantate niemals gehört.

Nicht nur Ludwig van Beethoven, noch ein anderer berühmter Komponist, hat sich in diesem Herbst 1791 in Mergentheim aufgehalten. Die Schauspielgruppe, die anlässlich des Generalkapitels auftrat, hatte einen Herrn von Weber als Direktor. Und der wunderte sich, daß sein fünf Jahre alter Sohn, der kleine Carl Maria, gebannt den Proben der Hofmusiker in der sala terrena lauschte.

In Mergentheim hatte Beethoven beim Schwager seiner Gönnerin Helen von Breuning, einem hohen Ordensbeamten, in der Nonnengasse ein behagliches Quartier gefunden. Leider wurde das charaktervolle alte Haus vor ein paar Jahren zugunsten eines Neubaus abgebrochen. Als Klaviervirtuose öffentlich aufzutreten, hatte Beethoven sich damals geweigert, weil ihm der Steinsche Flügel fehlte, mit dem er von Bonn her vertraut war. Im privaten Kreis erregte er dafür am Klavier um so mehr Aufsehen. In Paris war damals König Ludwig XVI. schon ein Gefangener der Revolution, und revolutionär phantasierte der junge Beethoven in dem Rokokohaus am Burgplatz, daß Bürger und Ordensgäste erstaunt, ja erschrocken stehen blieben, wenn aus den kerzenerhellten offenen Fenstern die Akkorde klangen.

Einer der Zuhörer, der schon erwähnte Musikschriftsteller Carl Ludwig Junker, schrieb in der Boßlerschen Korrespondenz über Beethovens Spiel: *Ich hörte ihn phantasieren, ja, ich wurde sogar selbst aufgefordert, ihm ein Thema zu Veränderungen aufzugeben. Man kann die Virtuosengröße dieses lieben, leise gestimmten Mannes, wie ich glaube, sicher berechnen, nach dem beinahe unerschöpflichen Reichtum seiner Ideen, nach der ganz eigenen Manier des Ausdrucks seines Spiels und nach der Fertigkeit, mit welcher er spielt. Ich wüßte also nicht, was ihm zur Größe des Künstlers noch fehlen sollte. Selbst die sämtlichen vortrefflichen Spieler dieser Kapelle sind seine Bewunderer, und ganz Ohr, wenn er spielt.*

Sein Spiel unterscheidet sich auch so sehr von der gewöhnlichen Art, das Klavier zu behandeln, daß es scheint, als habe er sich einen ganz eigenen Weg bahnen wollen, um zu dem Ziel der Vollendung zu kommen, an welchem er jetzt steht.

Der Deutschordensritter Graf Waldstein konnte mit seinem Schützling zufrieden sein. Er war's wohl auch, der Maximilian Franz bewog, Beethoven nach Wien zu schicken, um ihn beim Altmeister Haydn studieren zu lassen. Mozarts Tod hatte wenige Monate zuvor die Freunde erschüttert. In Beethovens Stammbuch schrieb Waldstein damals: *Sie reisen jetzt nach Wien zur Erfüllung Ihrer so lang bestrittenen Wünsche. Mozarts Genius trauert noch und beweinet den Tod seines Zöglings. Bei dem unerschöpflichen Haydn fand der Genius Zuflucht aber keine Beschäftigung; durch ihn wünscht er noch einmal mit jemandem vereinigt zu werden. Durch ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie, lieber Beethoven, Mozarts Geist aus Haydns Händen.*



14. Travog. Beethoven ein Sohn
 sub Beethoven sub N. 8. Ich
 zwar kein Orgel, Ich aber
 während der abwesenheit des
 Kapellen Meisters Luchesi die
 Orgel versehen; ist von guter
 Fähigkeit, noch jung, von guter
 stiller Aufführung, und arm.

Silhouette Ludwig van Beethovens von 1786. Zwei Jahre älter ist die Beurteilung für Kurfürst Maximilian Franz: «Ludwig Beethoven ein Sohn des Beethoven sub N. 8 hat zwar kein Orgel, hat aber während der abwesenheit des Kapellen Meisters Luchesi die Orgel versehen; ist von guter Fähigkeit, noch jung, von guter stiller Aufführung, und arm.»

Hermann Bausinger Das Schwäbische bei Ludwig Uhland*

Uhland – das geht einem leicht über die Lippen. Man trifft sich am *Uhlandplatz*, besucht Bekannte in der *Uhlandstraße*, geht in den *Uhlandsaal*, wo die Gesangsvereine des *Uhlandgaus* auftreten, erholt sich in der *Uhlandstube* des renommierten Hotels und fährt anschließend mit dem zuschlagspflichtigen *Inter-city Ludwig Uhland* weg. «Ludwig Uhland hat ein Restaurant und ein Telefon», verkündet der Zugführer, – und man stellt sich unwillkürlich vor, wie Ludwig Uhland seiner Frau Emma den automatischen Anrufbeantworter auszureden versucht. Je näher man der Heimat Uhlands kommt, umso inflationärer wird die Etikettierung – in Tübingen gibt es ein *Uhlandgymnasium*, ein universitäres *Uhland-Institut*, ein *Uhlandbad*, eine *Uhland-Apotheke*, und die Polizeifahrzeuge hören auf den Funkrufnamen *Uhland*. Über solche Bezeichnungen wurde und wird gelegentlich in Gemeinderäten und anderen Gremien gestritten, aber ihre tiefe oder höhere Bedeutung wird absorbiert im täglichen Gebrauch. Kaum anzunehmen, daß die in der Uhland-Apotheke Wartenden im stillen *Des Sängers Fluch* memorieren oder das Kapellenlied vor sich hinsummen.

Die Stiftung eines *Uhland-Preises* erweitert zwar diese Serie, aber sie setzt sich auch davon ab. Der Name Ludwig Uhlands ist hier, deutlicher als anderswo, Programm, und die Gefahr ist gering, daß er zum nichtssagenden Etikett wird. Der Preis ist

dem Andenken Ludwig Uhlands gewidmet; er soll, wie ich es verstanden habe, Arbeiten in den Mittelpunkt rücken, die sich entweder mit Uhland selbst beschäftigen oder die in der von ihm mitbegründeten Tradition einer weitgefaßten Geistesgeschichte stehen, die man mit einigen Unschärfen und mit einiger Vorsicht als «schwäbisch» bezeichnen kann. Ich will versuchen, diese beiden Seiten zu verbinden und in einer kurzen Skizze etwas über das Schwäbische bei Uhland zu sagen.

Schwäbische Landschaft bestimmt Uhlands Poesie – und umgekehrt: seine lyrische Poesie hat die Landschaft geprägt

Das Schwäbische bei Uhland – das ist nicht der Versuch, Uhland auf ein handliches regionales Format herunterzudividieren. War Uhland ein Heimatdichter? Die Antwort muß wohl lauten: Das war er *auch* – vorausgesetzt, man versteht unter Heimatdichtung nicht nur das biedere poetische Abschreiten des engsten Reviers. Uhlands Dichtung ist über weite Strecken verknüpft mit schwäbischer Landschaft und schwäbischer Geschichte; aber wie er sie

* Ansprache anlässlich der Verleihung des von Carl Herzog von Württemberg gestifteten Ludwig-Uhland-Preises am 26. April 1995 im Schloß Monrepos bei Ludwigsburg.

Ludwig Uhland als Namensgeber: das Tübinger Uhland-Gymnasium in einer Aufnahme von 1910.



gestaltete und was er daran zeigte, läßt sich nicht geographisch eingrenzen: Uhland gehört zu den bekanntesten deutschen Dichtern, und sein Ruhm drang auch über die deutschen Grenzen; in Frankreich wurde – und wird teilweise – Uhland in einem Atem mit Goethe und Schiller genannt. Das gleiche Verhältnis von Wirken in der Nähe und Wirkung in die Ferne darf auch für den Forscher und den Politiker Ludwig Uhland in Anspruch genommen werden. Er schrieb viel über die sagenhaften Überlieferungen der schwäbischen Vorzeit; aber er war zusammen mit Jacob Grimm ein Begründer der umfassenderen germanistischen Wissenschaft. Und er kämpfte lange Jahre in Württemberg zäh und energisch um das «alte gute Recht» und um humane politische Verhältnisse; aber er wurde auch zur Symbolgestalt nationaler Einigung im Zeichen demokratischer Verfassung. Das Schwäbische bei Uhland – es bestimmt nicht das ganze Bild. Aber es ist gewissermaßen ein Lebensnerv, dessen Verzweigungen in viele Facetten seines Charakters hineinreichen.

Uhland und die schwäbische Landschaft – in vielen Nachrufen, Würdigungen und Biographien wurde diese Beziehung in den Mittelpunkt gerückt. *Auch ich*, schrieb Friedrich Theodor Vischer, *wenn ich mein Vaterland besuchte, wenn der Dampfwagen von der Albhöhe zu Tale gerollt war, wenn die Berge, Burgen, Wälder und Auen nun vor den Augen sich aufstauten, habe mir mehr als einmal gesagt: dies ist nun doch recht natürlich die Heimat Uhlands*. In der Tat: die Wurmlinger Kapelle, die Achalm, das Kloster Hirsau mit der alten Ulme, das Uracher Singental – all das lebt in seinen Gedichten, und er selbst hat sich ausdrücklich zur Poesie der Nähe bekannt:

*Reisen soll ich, Freunde! Reisen,
Lüften soll ich mir die Brust?
Aus des Tagwerks engen Gleisen
Lockt ihr mich zu Wanderlust?*

*Und doch hab ich tiefer eben
In die Heimat mich versenkt,
Fühle mich, ihr hingeeben,
Freier, reicher, als ihr denkt.*

Das Gedicht endet zwar dann doch mit einer Mahnung zum Aufbruch, weil *in der Heimat stillen Kreisen* das Herz allzuviel schwärmt; aber wenn Uhland reiste, blieb ein Teil seiner Gedanken zurück. In Paris, wo sich der junge Jurist statt dem Code Napoléon den Schätzen der Nationalbibliothek zuwandte, schrieb er beispielsweise am Abend in einem Café das Gedicht auf den Weißdorn, den nach der Überlieferung Graf Eberhard im Bart aus Palästina mitbrachte und im Schönbuch pflanzte.

Die schwäbische Landschaft, daran ist kein Zweifel, hat Uhlands lyrische Poesie geprägt – und wahrscheinlich ist es sogar korrekt, diese Feststellung umzukehren: Uhlands Poesie hat die schwäbische Landschaft geprägt. Der Wurmlinger Kapellenberg war vorher Ziel von Wallfahrern, Kirchgängern, Trauergästen, für einzelne wohl auch ein schöner Aussichtspunkt – aber erst seit Uhland und durch Uhland verbindet sich mit dem Bild des Berges der Gedanke vom Kreislauf des Lebens, die süße Melancholie der Vergänglichkeit.

Mit der schwäbischen Historie verhält es sich ähnlich. Uhland hat sie durchforscht und etliche wichtige Episoden zum Vorwurf für seine Balladen und Romanzen genommen. Aber er hat diesen Episoden auch eine besondere Wendung gegeben, hat das Bild der schwäbischen Geschichte in seinem Sinne ausgemalt. Mit schönen und außerordentlich haltbaren Farben. Generationen nüchterner Historiker haben an der einen oder anderen Stelle ihre Korrekturen angebracht und doch kaum etwas daran än-



Uhlands Geburtshaus – in der Bildmitte – in der Tübinger Neckarhalde um 1900.

dern können, daß die historischen Kreuzzüge den Rahmen für populäre «Schwabenstreiche» abgeben, daß die Schlegler von Heimsheim vom falschen Eberhard (dem «Greiner» und nicht dem «Milden») besiegt werden und daß eben dieser Graf durch einen Hirten vor seinen Feinden gerettet wird. Uhland läßt den Grafen nach seiner Rettung sagen:

*In Fährden und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt,
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht.*

Das ist ein politisches Bekenntnis im historischen Gewand; was Uhland – in raffiniert-biederer Attitüde – dem regierenden Herrn Württembergs des ausgehenden 14. Jahrhunderts in den Mund legt, war die brandaktuelle Forderung der von Uhland angeführten Vertreter des Bürgertums, die auf dem Vertragscharakter der Verfassung für das neue Königreich bestanden. Zur gleichen Zeit wie diese Balladen schrieb Uhland, noch keine dreißig Jahre alt, seine «Vaterländischen Gedichte», die alle um die Bewahrung alter Volksrechte kreisen:

*Und wo bei altem, gutem Wein
Der Württemberger zecht,
Soll stets der erste Trinkspruch sein:
Das alte, gute Recht!*

*Schwäbische Mundart verwendet Ludwig Uhland nie –
Schlichtheit, Ehrlichkeit und «Sparsamkeit der Form».*

Schwäbische Landschaft, schwäbische Geschichte, schwäbische Politik – all das gehört zum festen inhaltlichen Gefüge von Uhlands Dichtung. Schwieriger ist der Nachweis, daß sich auch in die Form, in die Machart spürbar Schwäbisches mischt. Wenn mit «schwäbischer Dichtung» in erster Linie Mundartpoesie gemeint ist, dann gilt für Uhland eindeutig: Fehlanzeige. Er schrieb meines Wissens keine Zeile auf Schwäbisch – vermutlich, weil ihm das der Würde und Wirkungskraft seiner Dichtung abträglich schien. Ja, das Schreiben im Dialekt scheint ihm überhaupt nicht zum Problem geworden zu sein: Selbst nachdem er die Bekanntschaft des wackeren Alemannendichters Hebel gemacht hat, lobt er dessen *schelmische, gutmütige Laune*, nennt ihn einen *trefflichen Commentator* seiner Lieder und verteidigt ihn auch gegenüber Kerner, aber er verliert kein Wort über das Dichten im Dialekt.

Nein, das Schwäbische in der dichterischen Gestaltung Uhlands liegt nicht im Gebrauch der Mundart. Vielleicht – und ich möchte das Vorläufige, Hypothetische solcher Überlegungen betonen – vielleicht liegt es in der *Sparsamkeit der Form*, die wiederum



Emilie und Ludwig Uhland, aufgenommen 1846. Reproduktion nach einer verschollenen Talbotypie, Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar.

Friedrich Theodor Vischer lobt. Er nennt sie *klassisch*, aber mir scheint, die bei aller zeitbedingten Gefühllichkeit fast ängstliche Vermeidung von falschem Pathos, der Widerwille gegen das demonstrative Ausspielen von Subjektivität, der Rückzug auf klare und einfache Konturen – all das mag auch ein wenig mit Eigenheiten zu tun haben, die zwar von den Schwaben nicht gepachtet sind, die aber bei ihnen offensichtlich besonders gut gedeihen. Es gibt Gedichte bei Uhland, in denen die Entscheidung für das Einfache, Unpräntöse nicht nur in der formalen Gestaltung deutlich wird, sondern in denen er sich auch inhaltlich gegen pathetische Gebärden und große Worte wendet – manchmal sogar gegen Worte überhaupt wie in dem hübschen Gedicht mit dem Titel *Lauf der Welt*:

*An jedem Abend geh ich aus,
Hinauf den Wiesensteg.
Sie schaut aus ihrem Gartenhaus,
Es stehet hart am Weg.
Wir haben uns noch nie bestellt,
Es ist nur so der Lauf der Welt.*

*Ich weiß nicht, wie es so geschah,
Seit lange küß ich sie.
Ich bitte nicht, sie sagt nicht: ja!
Doch sagt sie: nein! auch nie.
Wenn Lippe gern auf Lippe ruht,
Wir hindern's nicht, uns dünkt es gut.*

*Das Lüftchen mit der Rose spielt,
Es fragt nicht: hast mich lieb?
Das Röschen sich am Tau kühl't,
Es sagt nicht lange: gib!
Ich liebe sie, sie liebet mich,
Doch keines sagt: Ich liebe dich!*

Und es gibt andere Gedichte, bei denen man verfolgen kann, wie Uhland sich um Einfachheit müht. Als der achtzehnjährige Uhland *Schäfers Sonntagslied* schreibt – das Lied, das einsetzt: *Das ist der Tag des Herrn* und das noch immer gesungen wird –, da bosselt er lange an der drittletzten Zeile herum. Die dritte Strophe beginnt: *Der Himmel nah und fern*. Für die nächste Verszeile probiert Uhland sechs Fassungen:

- *Der Himmel blau und feierlich*
- *Er schweigt so blau und feierlich*
- *Umwölbt mich blau und feierlich*
- *Umfängt so blau und feierlich*
- *Er ruht so blau und feierlich*
- *Umgibt mich blau und feierlich.*

Alle verwirft er und entscheidet sich für die siebte: *Er ist so klar und feierlich* – formuliert in aller Schlichtheit. Die Sentimentalität und die Wehleidigkeit mancher Dichter machen ihn mißtrauisch: *Die Biene stirbt*, schreibt er in den Notizen zu dem an der Universität Tübingen abgehaltenen *Stilisticum*, *wenn sie gestochen hat, die Lyriker stechen immerfort und sterben niemals*.

Scheue Bescheidenheit – ein schwäbischer Charakterzug?

Die Ehrlichkeit und Direktheit, die man von Uhland lernen kann, verlangen es, daß die schwäbische Kehrseite seiner Einfachheit nicht ausgespart wird: Es ist eine gewisse Enge, eine eigensinnige Pendantserie, die man wohl *auch* als schwäbisch bezeichnen kann, vor allem wenn man den kräftigen altwürttembergisch-pietistischen Einschlag in den schwäbischen Charakter in Rechnung stellt. Ein volles Jahrzehnt hat Uhland ein Tagebuch geführt. Unter dem Datum 26. April findet sich dabei fast nur die karge Notiz: *Mein Geburtstag*, ergänzt einmal durch *Schirmkauf* und andere, wenig festliche Einträge. Bekannt und wahrscheinlich leider wahr ist der Bericht über den Ablauf seines Hochzeitstags, an dem er in Stuttgart lediglich für die Trauung eine Sitzung unterbrach, um alsbald ins Parlament zurückzukehren. Ein Vorbild an Pflichterfüllung – ja; aber doch wohl auch ein Zeichen kleinkariierter Geradlinigkeit, die auch die kleinsten Eskapaden scheut. Eines freilich kann man Uhland nicht nachsagen:

*Dieses Haus an der
Tübinger Neckar-
brücke ließ Ludwig
Uhland bauen.
Zustand um die
Jahrhundertwende.
Das Anwesen wurde
1944 durch einen
Luftangriff zerstört.*



den von Vischer als pietistisches Erbeil gegeißelten *Egoismus, der sich den Schweiß abwischt, damit die Leute es sehen und sagen sollen: da seht, wie er schwitzt, im Dienste der Kirche*. Nein, Uhland schwitzte nicht, damit es die anderen sehen und rühmen. Alle Zeitgenossen, die ihm begegneten, berichteten von seiner fast ängstlichen Bescheidenheit in der Aufmachung und im Auftreten: Für einen reisenden Uhrmacher hielt man ihn; ein *gutes, schüchternes Männchen* nannte ihn die Droste, den *entschlossensten, hartnäckigsten Schweiger* Varnhagen van Ense. Und da es ein altbewährtes Spiel ist, erfreuliche Eigenschaften als Gemeingut dem eigenen Volksschlag zuzurechnen, will ich auch diese scheue Bescheidenheit als *schwäbisch* bezeichnen.

Zu dieser Bescheidenheit gehörte auch Uhlands Skepsis gegenüber allen Ehrungen seiner Person. Als bei einer Naturforscherversammlung ein Hoch auf ihn ausgebracht werden sollte, protestierte er energisch – einer der Anwesenden, der ihn nicht persönlich kannte, quittierte das mit der Aufforderung: *Werft den Kerl hinaus!* Uhland lehnte staatliche Orden ab, mit denen er seine Unabhängigkeit gefährdet glaubte, und als ihm Stuttgarter Freunde bei seinem Wegzug nach Tübingen einen Lorbeerkranz aufsetzten, nahm er ihn an und dankte dafür, sagte aber später: *Ich kann doch nicht mit einem Lorbeerkranz in Tübingen ankommen* und hängte ihn im ersten Waldstück, durch das der Weg führte, an eine Eiche; wobei er sich ausmalte, wie sich wohl die nächsten Wanderer über den Blätterschmuck wundern würden.

Für den Uhlandpreis wäre dies wohl schon aus ökologischen Rücksichten nicht die richtige Entsorgung. Mit der Annahme des Preises habe ich mich, obwohl er seinen Namen trägt, möglicherweise ein Stück weit von Ludwig Uhland entfernt; nachgeschobene BescheidungsDemonstrationen wirkten wahrscheinlich nicht sehr glaubhaft. In einem Punkt allerdings liegt mir daran, das Lob, das in einer solchen Ehrung steckt, ein wenig zurückzuschrauben und vor allem zu verteilen.

An der Universität Tübingen wurde dem Institut für Volkskunde nach dem Zweiten Weltkrieg der Name Ludwig Uhland vorangestellt. Dies war einerseits wohl der Versuch, ein schwer belastetes Fach in eine unverfängliche Tradition zu stellen. Andererseits knüpfte diese Namengebung an Überlegungen an, in Tübingen ein «Schwäbisches Institut» mit einem umfassenden landeskundlichen Auftrag zu gründen. Jedenfalls trägt das Institut zuzätzlich zu seiner Fachbezeichnung – seit nunmehr einem Vierteljahrhundert heißt sie Empirische Kulturwissenschaft – den Namen Ludwig Uhlands.

Ich selbst arbeite, forschend und lehrend, seit mehr als vier Jahrzehnten in diesem Ludwig-Uhland-Institut – im allgemeinen respektlos-liebevoll als LUI abgekürzt. Ich habe mich bemüht und wohl auch dazu beigetragen, daß dieses Institut seinem Namenspatron Ehre macht; aber viele andere haben dabei mitgewirkt, und ich selbst habe Nutzen gezogen aus der Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen, Studentinnen und Studenten. Ich schließe sie ausdrücklich ein in meinen Dank.

Vor allem gilt dieser Dank dem Stifter des Preises, Carl Herzog von Württemberg. Geschult an Uhlands Schlichtheit verbiete ich mir Epitheta wie hochherzig oder verantwortungsbewußt. Aber ich will doch sagen, daß ich die Überzeugung gewonnen habe, daß dieser Preis nicht primär zur höheren Ehre des Hauses Württemberg gestiftet wurde und schon gar nicht als Werbung für die Hofkammerweine, die vermutlich keine Werbung brauchen – daß der Stifter mit dem Preis vielmehr einen höchst ansehnlichen indirekten Beitrag zur Landeskultur leisten möchte.

Das Schloß im Walde

Tief im Walde steht ein Schloß;
Ist es gleich verfallen,
Wachsen gleich Gebüsch drauf,
Lieb ich's doch vor allen.

Aus den Fenstern seh ich dort
Holde Fräulein blicken,
Wilde Röslein, weiß und rot,
Die im Winde nicken.

Minnesänger lassen sich
Hören durch die Hallen,
Drosseln, Amseln, meisterlich,
Süße Nachtigallen.

Schwarze Ritter sind ins Feld
Rauschend ausgezogen,
Jenes laute Dohlenheer,
Das vom Turm geflogen.

Ludwig Uhland

Wilfried Setzler Über das Jubiläum*

Bei jedem Jubiläum und jeder Jubiläumsansprache steht selbstverständlich der Jubilar im Mittelpunkt, seine Vergangenheit wird beschrieben, sein Werdegang wird dargelegt, seiner Verdienste wird gedacht. Und kaum jemand denkt darüber nach, warum denn Geburtstage immer wieder, jährlich, gefeiert werden und wieso wir uns offensichtlich alle darauf verständigt haben, daß es in der Zahl unserer Geburtstage welche gibt, die zu besonderem Jubel Anlaß bieten, die als Jubiläum gefeiert werden: der 40., der 50., der 60., der 70., der 75.

Auf besonderen Wunsch des Jubilars soll dieses Wissens-Defizit aufgearbeitet werden und sollen nicht er und seine Geschichte im Mittelpunkt unserer Betrachtungen stehen, sondern die beiden Fragen: «Wie kommt es zum Brauch jährlicher Geburtstagsfeiern» und «wieso erliegen wir alle der Faszination von der «runden» Zahl?»

*«Nach Christi Geburt» –
kirchliche und weltliche Feiern der Geburtstage*

Blieben wir zunächst bei der Frage, warum wir die Geburt auch noch Jahre nach dem Ereignis feiern und nicht, wie andere Kulturen, das Zur-Schau-Stellen des Älterwerdens vermeiden. Dabei wirkt sicherlich eine ganze Reihe von Faktoren mit. Die wichtigste Grundlage bildet das Erleben des Zeitablaufs als zyklisch, die Erkenntnis, daß der Lebensrhythmus des Menschen sich am Jahresrhythmus der Natur orientiert. Nach einem Sonnendurchgang beginnt der von der Abfolge der Jahreszeiten – Frühling, Sommer, Herbst und Winter – bestimmte menschliche Alltag von vorne. Auf diesen immer wiederkehrenden und überschaubaren Jahresablauf war das ganze Leben ausgerichtet, ihm war alles untergeordnet: die Arbeit, die Ruhezeiten, aber auch die Feste und Feiern. Von einer aufs Jahr bezogenen Festordnung hören wir erstmals in den Gesetzen Moses auf dem Berge Sinai, wo es heißt: *Dreimal im Jahr sollst du mir Feste feiern: das Fest der ungesäuerten Brote, das Fest der Aussaat und das Fest der Ernte.* Bald traten beim Volk Israel neue religiöse Feste hinzu. Nicht anders war es im Christentum:

Der festliche Jahreszyklus war geprägt von Weihnachten, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten. Die Tage dazwischen wurden besetzt von den Heiligen und den Märtyrern der Kirche, von deren Lebensdaten, sei es Tod oder Geburt. Wie von allein fügten sich in diese jährliche Wiederkehr individuelle Daten ein, der eigene Geburtstag eben. Dabei bedurfte es keiner Alterszählung, man konnte ihn begehen, ohne ihn zu zählen.

Daß der eigene Geburtstag nicht nur einen Platz im Jahresablauf erhielt, sondern gar gefeiert wurde, hat – vermutlich – einen weiteren, eher magischen Ursprung. Darin verbergen sich uralte menschliche Vorstellungen, mythische Gedanken vom Leben, vom Alltag, von der Welt, vom steten Kampf des Guten mit dem Bösen. Der Geburtstag galt als ein Tag zwischen den Zeiten, zwischen den Jahren, gewissermaßen als Stunde Null, in der man, weit weniger geschützt als sonst, den bösen Mächten gegenüber steht, die gerade an diesem Tag versuchen, Einfluß auf den Menschen zu bekommen. Deshalb lädt man an diesem Tage auch Bekannte, Freunde und Verwandte zu sich, die sich dann zum Schutz um das Geburtstagskind scharen. Auffallend ist jedenfalls, daß bei all jenen ersten Nachrichten in Epen, Liedern, religiösen Schriften oder Chroniken, die wir von Geburtstagsfeiern haben, Reigentänze und Kreisspiele vorkommen, die offensichtlich den Kampf zwischen Gut und Böse wiederholten, das Böse verwirren sollten und zum Schutz des Geburtstagskindes dienten. Zu diesen Vorstellungen gehörte auch der Gedanke – dies versteht sich fast von selbst –, daß Geschenke die gute Wirkung ungeheuer multiplizieren. Natürlich waren derart inszenierte Geburtstagsfeiern ursprünglich nur bei Königen und Hochgestellten angebracht; schließlich aber wurde der Gedanke des Feierns, der Einladung, der Geschenke, des Tanzes Allgemeingut. Daß der Geburtstag besonders im Christentum eine Rolle spielt, ist evident, schließlich beginnt die gesamte christliche Zeitrechnung mit einer Geburt, der incarnationis, der Fleischwerdung, Christi.

Vom jüdischen Jubeljahr zum Jubiläum – Die Päpste rufen «Heilige Jahre» in stets kürzeren Intervallen aus

Dies führt uns zum zweiten Phänomen, dem Jubiläum, und zunächst zu dessen Voraussetzung: der Jahreszählung, der Aneinanderreihung von Jahren, der Chronologie. Doch selbst dies, eine stete Durch-

* Ansprache beim Empfang des Schwäbischen Heimatbundes beim Schießhaus im Stuttgarter Rotwildpark aus Anlaß des 60. Geburtstags von Martin Blümcke. Auf das Thema gebracht hat mich mein Institutsfreund Prof. Dr. Franz Quarthal, dem ich dafür danke.



Papst Bonifaz VIII. verkündet am 22. Februar 1300 das erste Heilige Jahr und bestimmt, daß dieses Jubeljahr von nun an alle hundert Jahre gefeiert werden soll. Fresko von Giotto im Lateran.

numerierung der Jahre von einem Ereignis an, etwa ab urbe condita – wie bei den Römern – oder seit Christi Geburt, erklärt noch nicht, warum wir Jubiläen feiern, der Meinung sind, ein 50. oder 60. Geburtstag sei «feierwürdiger» als ein 51. oder 63., obwohl diese doch den größeren Zeitraum umspannen.

Manche Wissenschaftler verweisen nun auf das Erlaßjahr der Juden, das nach 3. Mose 25 alle 50 Jahre gefeiert werden soll: *Und ihr sollt das 50. Jahr heiligen und sollt ein Freijahr ausrufen im Lande allen, die darin*

wohnen (...), denn das 50. Jahr ist euer Halljahr, so übersetzt Luther. Im Original heißt dieses Jahr Jobel-Jahr, wohl nach Jobel, dem «hallenden» Widderhorn, das zu Beginn dieses Erlaßjahres geblasen wurde. Und aus eben diesem Jobeljahr wurde in der lateinischen Übersetzung der annus jubilaeus oder schlicht das Jubiläum. So kann dieser Begriff als eine Wurzel des bei uns heute gebräuchlichen Wortes Jubel und Jubiläum gelten, zumal der Ausdruck «alle Jubeljahre einmal» in den Schatz unserer Redewendungen eingegangen ist. Doch ob das



Grabplatte mit dem Widderhorn, das zu jedem jüdischen Hall- oder Jubel-Jahr geblasen wurde. Jüdischer Friedhof Wankheim bei Tübingen.

jüdische Erlaßjahr als Anfang des modernen Jubiläums bezeichnet werden kann, scheint doch eher zweifelhaft.

Für den Historiker ist dagegen sicher: Die Geburtsstunde des neuzeitlichen Jubiläums liegt im Jahr 1300 und vollzog sich wie folgt: Gegen Ende des Jahres 1299 versammelten sich in Rom mehr und mehr Pilger, die am Grab des großen Apostels Petrus den Übergang von einem Jahrhundert zum anderen, den Anbruch des neuen Jahrhunderts erwarten wollten. Unter ihnen verbreitete sich das Gerücht, der Papst als Nachfolger des Apostels werde von seiner Schlüsselgewalt Gebrauch machen und zu Beginn des neuen Jahrhunderts einen Erlaß der Sündenstrafen, einen vollkommenen Ablass verkünden, wie ihn bislang nur die Teilnehmer eines Kreuzzugs erhalten hatten. Als dann gar ein angeblich 107 Jahre alter Mann behauptete, sein Vater habe vor hundert Jahren beim Wechsel vom Jahr 1199 auf 1200 einen derartigen Ablass erhalten, geriet der Pilgerstrom zu einer religiösen Volksbewegung. Zunächst zögerte Papst Bonifaz VIII., zumal

Nachforschungen in den Archiven des Vatikans ergebnislos blieben und keine Urkunde die Behauptung des 107jährigen bestätigte. Doch schließlich nahm er diese spontane Bewegung auf und lenkte sie – nicht zuletzt aus politischen Gründen und zum Segen der eigenen Kasse – in kirchliche Bahnen. In seiner auf das Petrusgrab gelegten Bulle *Antiquorum habet fida relatio* erklärte er am 22. Februar, dem Festtag der Kathedra Petri, das Jahr 1300 zum Heiligen Jahr. Zu einem Jahr, an dem jedem Rompilger, sofern er die Hauptkirchen fünfzehnmal andächtig besucht, ein vollkommener Ablass, *volle und ganze, ja übergroße Verzeihung seiner Sünden*, gewährt wird.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht in Europa. *Wer konnte, ließ Haus und Hof im Stich und eilte nach Rom, selbst auf die Gefahr, unterwegs überfallen, ausgeplündert, ermordet zu werden oder den Anstrengungen und Entbehrungen zu erliegen*, heißt es in einer zeitgenössischen Schrift. Die Menschen glaubten, am Beginn einer neuen Epoche der Weltgeschichte zu stehen. Schriftsteller nahmen das Jahr zum Ausgangspunkt ihrer Chroniken, und noch Dante legte die Handlung seiner *Göttlichen Komödie* auf die Karwoche des Jahres 1300. Der Erfolg also war gewaltig, Rom wurde für ein Jahr wieder zum Zentrum des Abendlandes, zum Brennpunkt der christlichen Welt. Für den Jubiläumsgedanken wurde jedoch die auf die Behauptung des 107jährigen gestützte Bestimmung des Papstes wichtig, das Heilige Jahr von nun an alle hundert Jahre zu wiederholen. Die hundert als Jubiläumzahl war geboren.

Der Erfolg, der dem Papst und der Stadt Rom zugute gekommen war, veranlaßte Clemens VI. am 27. Januar 1343, gerade Papst geworden, in der Bulle *Unigenitus* mit Hinweis auf das alttestamentliche Jubeljahr, die Frist auf fünfzig Jahre herabzusetzen. So feierte man 1350 das zweite Jubelfest.

In Anbetracht dessen, daß die meisten Menschen dieses 50. Jahr nicht erleben können, und den Wunsch hegend, möglichst viele dieser Indulgenz teilhaftig werden zu lassen, verkürzte dann der 71jährige Papst Urban VI. am 16. April 1389, wohl nicht ganz uneigennützig, auf 40 Jahre und erklärte 1390 zum Jubeljahr. Zudem setzte er mit Hinweis auf das Lebensalter Christi fest, daß danach die Zeitspanne von 33 Jahren gelten solle. Ihm hat dies alles nichts mehr genützt: Er starb im Oktober 1389, noch bevor er das Heilige Jahr ausrufen konnte.

Da mit dem neuen 33jährigen Jubelrhythmus auf die Dauer nun wahrlich schwer zu rechnen war, bestimmte Papst Paul II. am 19. April 1470, auch *wegen der Kürze des menschlichen Seins* und in der Hoff-

nung, 1475 noch zu erleben, daß das Heilige Jahr alle 25 Jahre gefeiert werden solle. Auch ihn täuschte die Hoffnung, er starb 1471; doch nun war auch die 25 eine Jubiläumzahl. Sein Nachfolger feierte 1475. – Man merkt: Seit seiner Entstehung im Jahr 1300 blieb das Jubiläum noch lange eine kirchlich-kultische Angelegenheit, war noch fest eingebunden in die von der Geburt Christi an zählende Chronologie.

*Luthers Thesenanschlag in Wittenberg 1517 –
protestantische Jubiläen, losgelöst von den runden Zahlen*

Erst die Reformation hat dies verändert. Daß der sprachgewaltige Martin Luther, so gut es ging, in seiner Bibelübersetzung das päpstlich besetzte Wort *jubilus* und *jubilieren* vermied und dafür das wurzelverwandte Wort *jauchzen* benutzte, sei nur am Rande vermerkt. Luthers Thesenanschlag 1517 oder sein Todesjahr 1546 schufen für protestantische Jubiläen andere Basisdaten als bisher, losgelöst von den runden Zahlen des Kalenders. Nun konnte die protestantische Universität Tübingen 1577 ihr einhundertjähriges Jubiläum feiern, 1596 konnte man Luthers 50. Todestags gedenken, 1617 wurde die 100. Wiederkehr des Thesenanschlags zur großen

Demonstration, zum riesigen Jubelfest des «wahren Glaubens».

Solchen aus der Reihe tanzenden protestantischen Jubelfesten galt es dann in der katholischen Kirche Paroli zu bieten, etwa 1584 mit 50 Jahren Jesuitenorden oder 1671 mit dem hundertjährigen Jubiläum der Schlacht von Lepanto oder der Einrichtung von Jubiläen für fünfzigjährige Zugehörigkeit zu einem Orden oder für fünfzigjährige Ausübung des Priesteramtes. Was die Protestanten dann veranlaßte, 25 oder 50 Jahre Eheschließung, die silberne und goldene Hochzeit, dagegen zu setzen.

In diesem Spannungsfeld zwischen den beiden großen Konfessionen begann sich das Jubiläum von der Kirche zu emanzipieren, zu verweltlichen. Die Buchdrucker etwa feierten 1740 die dreihundertjährige Erfindung der Schwarzen Kunst durch Johannes Gutenberg. Zudem wurden nun die runden magischen Jubiläumzahlen Bestandteil der persönlichen Biographie.

Ja und heute? Wir feiern Vereins-, Alters-, Betriebs- oder Revolutionsjubiläen, wir begehen den zehnjährigen Hochzeitstag, das 25jährige Arbeitsjubiläum, den 40. Gründungstag des Landes Baden-Württemberg, wir erinnern an 50 Jahre Kriegsende und feiern 60. Geburtstage.



Papst Urban VI., der das Jahr 1390 zum Jubeljahr erklärte und die Jubiläumszeitspanne auf 33 Jahre festlegte. Relief vom Sarkophag im Vatikan.



Auf der Talstrecke zwischen Schorndorf und Rudersberg begleiten im Sommerhalbjahr saftige Wiesen das Bähnle.

Bärbel Steinmetz/ Wandern mit der Wieslauftalbahn *Manfred Steinmetz*

Am 1. Januar 1995 beginnt ein neues Eisenbahn-Zeitalter – spektakuläre Schlagzeilen wie diese rückten das «Wieslaufbähnle» genau 90 Jahre nach Genehmigung der Bahnlinie Schorndorf–Welzheim durch den Württembergischen Landtag erneut ins Rampenlicht. Mit Recht, wie man ein halbes Jahr später bereits feststellen kann, denn wahrhaft Revolutionäres hat sich um die beinahe stillgelegte Nebenbahnstrecke ereignet.

Doch der Reihe nach. Noch Ende des vorigen Jahrhunderts war der Welzheimer Wald für den Verkehr schlecht erschlossen, die Oberamtsstadt Welzheim die einzige im Königreich Württemberg ohne Bahnanschluß. Bereits 1861 war die «Remstalbahn» von Cannstatt über Schorndorf nach Wasseralfingen dem Verkehr übergeben worden, 1876 die Strecke Waiblingen–Backnang und zwei Jahre später die Verlängerung Backnang–Murrhardt. Welzheim fand sich mit seiner Umgebung im toten Winkel wieder; der Fortschritt zog in den großen Durchgangstälern am «Wald» vorbei. Kein Wunder,

daß die Welzheimer – aber auch die Nachbarstädte – Erschließungspläne vorlegten, erhofften sie sich doch alle von neuen Bahnverbindungen wirtschaftlichen Aufschwung: Statt der mit solchen Erwartungen verbundenen Trassenführungen Backnang–Welzheim, Lorch–Welzheim oder Schwäbisch Gmünd–Welzheim sowie verschiedenen Varianten und Optionen (Murrhardt–Welzheim u. a.) wurde schließlich die von Regierungsseite favorisierte heutige Linienführung von Schorndorf durchs Wieslauftal hinauf auf die Hochfläche in zwei Etappen realisiert, wobei einer normalspurigen Adhäsionsbahn der Vorzug vor einer zeitweilig ebenfalls diskutierten Schmalspurbahn mit eingelegter Zahnradstange vom Bahnhof Laufenmühle bis Welzheim gegeben wurde. Bauausführung und Betrieb hatte man zunächst der Württembergischen Eisenbahngesellschaft als privater Betreiberin überlassen wollen, der Landtag genehmigte schließlich aber doch den Betrieb unter Regie der Königlich-Württembergischen Staatseisenbahn.

*1908: Eröffnung der «Tälesbahn» bis Rudersberg –
Problemabschnitt bis heute: Bergstrecke nach Welzheim*

Im breiten, landschaftlich reizvollen Tal der Wieslauf bereitete der sofort begonnene Bahnbau keine Schwierigkeiten, zumal die Anliegergemeinden Grund und Boden unentgeltlich zur Verfügung stellten. Die eingleisige Trasse verläuft weitgehend im Gipskeuper oberhalb der Grenze zur alluvialen Talfüllung; Rems, Wieslauf und ihre Zuflüsse werden von eisernen Brücken als einzigen Kunstbauten gequert. Auf wenig über zehn Kilometer Streckenlänge beträgt der Höhenunterschied zwischen den Stationen Schorndorf und Rudersberg nur 26,75 m, und so konnte bereits nach drei Jahren Bauzeit 1908 das erste Teilstück, die «Tälesbahn», in Betrieb genommen werden. Sogleich entwickelte sich ein lebhafter Verkehr, was als gutes Vorzeichen für die Vollendung auch des Teilstücks Rudersberg-Welzheim angesehen wurde.

Dort dauerten die Arbeiten noch bis 1911 an, denn ab Rudersberg wird aus der Wieslaftalbahn eine Mittelgebirgsbahn, deren Bau auf alle Schwierigkeiten traf, die der geologische Untergrund und das Relief im Keuperbergland für die Ingenieure bereithalten: Tief eingeschnittene Klingen mußten ge-

quert und überbrückt, Rampen und Dämme aufgeschüttet oder Hänge angeschnitten werden, Rutschungen mittels Stützmauern abgefangen und Hangschutt stabilisiert werden. Eine Siedlung wurde durchschnitten sowie Straßen und Gebäude verlegt. Steilrampen mit Steigungen von 1:40 (Geislinger Steige zum Vergleich: nur 1:43 bis 1:44) waren nötig, um 228 m Höhenunterschied von Rudersberg bis Welzheim (505 m NN) zu überwinden. Material dafür konnte teils vor Ort gewonnen, teils mußte es von eigens angelegten Steinbrüchen (meist Fleinstein) herantransportiert werden. Ungewöhnlich ergiebige Regenfälle durchweichten im Jahre 1910 die natürlichen Verwitterungs- und Hangschuttdecken wie auch die künstlichen Dämme, ließen diese instabil werden oder verwandelten besonders die durch Rampenschüttungen und Stützbauten zusätzlich belasteten Tonsteine der Unteren Bunten Mergel bzw. des Knollenmergels in schmierige Gleitflächen, so daß wiederholt riesige Erdmassen und fast fertige Streckenabschnitte abrutschten und später aufwendige Wasserführungen notwendig machten. Gründungen der Großbauwerke mußten jeweils unter die Lettenschichten abgeteuft werden; Igelsbach-, Strümpfelbach- und Laufmühlviadukt sind heute noch imposante Kunstbauten.



Unter gewaltigen Anstrengungen wurde die Bergstrecke nach Welzheim gebaut. Sollte das heute alles nutzlos sein?



Alte und neue Zeit begegnen sich: oben die Eisenbahn, unten die Postkutsche. Aufnahme aus der Zeit des Bahnbaus. Heute wartet der Viadukt beim Bahnhof Laufenmühle auf seine Sanierung.

Wie hochgesteckt die Erwartungen der «Wäldler» an «ihre» Bahn waren, mögen einige wenige Zeilen aus einem der zahlreichen, beim Festessen anlässlich der Bahneröffnung am 24. November 1911 in Welzheim vorgetragenen Gedichte ausdrücken:

Nun sollen große Zeiten kommen:

Ich fordere von der Zukunft Glück:

Die Bahn bringt Gold aus allen Ländern;

Bald wird die stille Stadt sich ändern,

Es wird gebaut nach allen Winden (...)

*Fabriken entstehen von heute auf morgen
und werden die ganze Welt versorgen.*

Die Eisenbahn bringt Reichtum täglich (...)

Die Zukunft kommt per Eisenbahn!

Die Bahn gibt sich selbst auf –

1984 Antrag: auch Güterverkehr einstellen

Gleich nach der Einweihungsfeier wurde bereits bemängelt, daß der Fahrplan der beiden täglichen Zugpaare nicht auf die Bedürfnisse der Benutzer zugeschnitten sei; ein Vorwurf übrigens, der den

staatlichen Bahnbetrieb auch in Reichs- und Bundesbahnzeiten stets begleitete, denn er nahm auch später weder auf Arbeitszeiten der Pendler noch auf Anschlüsse zu und von den Eilzügen in Schorndorf Rücksicht. Schon seit 1929 betrieb deshalb ein privater Busunternehmer die erste bahnparallele Buslinie von Schorndorf nach Miedelsbach!

War auch eine Belebung des Ausflugsverkehrs zu den Luftkurorten auf der Höhe und zu den Naturschönheiten des Welzheimer Waldes spürbar geworden, so ließ doch der erhoffte wirtschaftliche Aufschwung bis kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs auf sich warten. Dann spielte der bescheidene Güterverkehr die Hauptrolle, wurde doch die kriegs- und nachkriegsbedingte Verkehrsbelebung auf der Bahnstrecke – u. a. Ausflugssonderzüge Stuttgart–Welzheim – ein Opfer der bald einsetzenden individuellen Motorisierung. Dem Verkehrsrückgang begegnete die Deutsche Bundesbahn mit einem Leistungsabbau auf der Bergstrecke: Seit Mai 1954 vereinfachter Nebenbahnbetrieb, 1960 Umwandlung des Bahnhofs Oberndorf in eine unbe-

setzte Haltestelle, 1962 Stilllegung weiterer Stationen, Reduzierung des werktäglichen Personenverkehrs auf ein Zugpaar Mitte der sechziger Jahre, 1966 Einstellung der werktäglichen Personenzüge zwischen Rudersberg und Welzheim aufgrund vorangegangener Wirtschaftlichkeitsuntersuchungen – Reisende mußten nun in Bahnbusse umsteigen –, seit 1. Juni 1980 Einstellung des Personenverkehrs auf der Bergstrecke überhaupt, nachdem zuvor alle Haltepunkte zwischen Rudersberg und Welzheim aufgehoben wurden und der Personenverkehr mit dem vormittäglichen Gütertransport vereinigt worden war. 1984 folgte als letzter Rationalisierungsschritt der Antrag der DB auf Einstellung des nur noch dreimal pro Woche durchgeführten Gütertransports. Begründet war dies nicht ausschließlich mit der Transportleistung von rd. 10 000 t/Jahr (die zu 80 % ab/bis Welzheim erfolgte) und dem wirtschaftlichen Abmangel von rd. 30 000 DM/Jahr, sondern vor allem mit anstehenden Sanierungsarbeiten an der Bergstrecke in Höhe von 2 Millionen DM. Tatsächlich bereitete dann 1988 ein Erdbeben beim Grauhaldenhof – an einer Stelle, an der es schon beim Bahnbau Schwierigkeiten gegeben hatte – dem Zugverkehr Rudersberg–Welzheim ein technisch bedingtes Ende.

Die starren Rationalisierungsabsichten der Deutschen Bundesbahn – sie wollte endlich auch die Talstrecke stilllegen – verstellten ihr aber auch den Blick auf künftige Entwicklungen: So konnte und wollte die DB auf die Einrichtung der S-Bahn-Endhaltestelle Schorndorf Anfang der achtziger Jahre weder mit einem verbesserten und abgestimmten

Zubringerangebot auf der verbliebenen Teilstrecke Schorndorf-Rudersberg noch mit ausreichendem rollenden Material reagieren; ebenso wurde der bis Rudersberg linienparallele Bahnbusverkehr beibehalten und die Chance, die der tägliche Verkehrskollaps auf der B29-Engstelle Schorndorf bot, ebenfalls nicht ergriffen.

Erfolg durch Kundenorientierung – seit Anfang des Jahres fährt das «Wiesel»

Schon im Vorfeld des Stilllegungsantrags hatten Politiker, Gemeindeverwaltungen und Bürger wiederholt versucht, die Strecken zu beleben. Der Stadt Welzheim war es gelungen, das Güteraufkommen zu steigern, ein *Verein zur Erhaltung der Wieslaufalbahn* rührte die Werbetrommel, und zur Sanierung der Bergstrecke wurde ein Kostenträgermodell zwischen dem Land Baden-Württemberg, dem Rems-Murr-Kreis und der Stadt Welzheim erarbeitet; geschätzte Kosten: 2 bis 3,5 Mio. DM. Aber betriebswirtschaftliche Berechnungen auf der Grundlage eines 1987 vorgelegten und – unter bestimmten Voraussetzungen – für die Talstrecke positiven Gutachtens des Verkehrswissenschaftlichen Instituts der Universität Stuttgart bestärkten die Bundesbahn nur in der Absicht der Teilstilllegung. Dem kam der vorhin angeführte Bergrutsch dann zuvor, und Innenministerium und DB einigten sich 1989 darauf, das Stilllegungsverfahren ruhen zu lassen.

Im Jahr 1991 trat der Landkreis in Kontakt mit der Deutschen Eisenbahngesellschaft, einer Trägerorga-



Bahnhof Haubersbronn, eines der denkmalgeschützten Bahnhofsgebäude entlang der Strecke Schorndorf–Welzheim, die alle gleich gestaltet sind.



Stahlgitterbogenbrücke aus der Entstehungszeit der Bahnlinie. Mit ihr wird nordöstlich von Schorndorf im Naturschutzgebiet Morgensand-Seelachen die Rems überquert.

nisation nichtbundeseigener Eisenbahnen, zu der auch die Württembergische Eisenbahngesellschaft (WEG) gehört, um die Chancen für eine Privatisierung der Wieslaufalbahn auszuloten. Die WEG bekundete Interesse an der Strecke, die sie zu Beginn des Jahrhunderts beinahe schon einmal übernommen hätte, riet aber zu einem umfassenden Gutachten bezüglich bautechnischer Prüfung der Strecke, Ermittlung des Investitions- und des Fehlbedarfs,

Erstellung eines Betriebskonzepts mit Fahrplan und nötigem Stellenplan sowie eines Wirtschaftsplans. Unter Berücksichtigung von Zuschüssen aus dem Gemeinde-Verkehrsfinanzierungs-Gesetz (GVFG) eröffnete das Gutachten realisierbare Chancen zum Erhalt der Wieslaufalbahn – allerdings nur für die Talstrecke Schorndorf–Rudersberg. Der Rems-Murr-Kreis, die Stadt Schorndorf und die Gemeinde Rudersberg gründeten daraufhin im De-



Sehenswürdigkeit direkt an der Strecke: die Ölmühle bei Schlechtbach.

zember 1992 einen *Zweckverband Verkehrsverband Wieslaufftalbahn* zur Übernahme der Bahn; die Stadt Welzheim erhielt eine Beitrittsoption.

Im Mai 1993 wurde die Gesamtstrecke zum symbolischen Preis von 1,- DM plus MwSt. übernommen, gleichzeitig eine Anschubfinanzierung durch die Bundesbahn von rd. 6,5 Millionen DM gesichert und mit dem Verkehrsministerium wegen der Gewährung von Zuschüssen verhandelt; anschließend wurden drei neue Trieb- und zwei Steuerwagen vom Typ NE 81/4 der Firma ABB Henschel Waggon Union GmbH Berlin bestellt und der WEG «vermietet» sowie die Württembergische Eisenbahngesellschaft vertraglich mit Durchführung der Sanierungs- und Modernisierungsarbeiten an der Strecke und dem künftigen Betrieb der Bahn beauftragt. Für den Abmangel muß der Zweckverband aufkommen. Drei neue Haltestellen wurden eingerichtet, um der veränderten Siedlungsstruktur bzw. Schul- und Arbeitsstätten gerecht zu werden, Bahnübergänge mußten gesichert und Signaleinrichtungen erneuert werden, erhöhte Bahnsteige entstanden sowie eine Ausweichstelle in Miedelsbach und eine Fahrzeughalle in Rudersberg. Insgesamt wurden über 20 Millionen DM investiert, die nach dem GVFG zu 85 % von Land und Bund bezuschußt werden. Der Fahrplan wurde auf die S-Bahn Schorndorf-Flughafen und die Regionalzüge abgestimmt, die Taktfrequenz mit 23/24 Verbindungen täglich gegenüber früher (9/10) mehr als verdoppelt. Für nicht direkt an der Bahnlinie liegende Teilorte wie Asperglen, Krehwinkel, Lindental oder Steinenberg wurde ein Buszubringersystem zu den Haltestellen eingerichtet (Regional Bus Stuttgart GmbH); so erhielt z. B. Steinenberg statt früher 50 nun 76 Verbindungen mit nur wenigen Minuten Anschlußwartezeit. Alle Linien im Wieslaufftal sind in den Gemeinschaftstarif des Verkehrsverbunds Stuttgart (VVS) einbezogen.

Seit 1. Januar 1995 fährt nun das «Wiesel», wie das Bähnchen inzwischen genannt wird, mit großem Erfolg zwischen Schorndorf und Rudersberg in privater Regie: Statt der prognostizierten 2300 Fahrgäste beförderte es nach zwei Monaten schon über 4500 täglich und übertraf damit die früheren DB-Fahrgastzahlen um das Dreifache. In den Stoßzeiten verkehrt die Wieslaufftalbahn in Dreifachtraktion und hat doch schon die Kapazitätsgrenze erreicht, so daß die Anschaffung eines weiteren Triebwagens für 2,2 Mio. DM nötig ist, zumal wenn man den Wünschen der Bahnreisenden gerecht werden will: Die fänden nämlich nicht nur morgens, sondern auch mittags und zu den Ladenschlußzeiten mehr Platz und Halbstundentakte angebracht sowie bes-



Die Klingenmühle tief unterhalb der Bahn im Naturschutzgebiet Wieslauffschlucht. Diese Mühle inspirierte Justinus Kerner, damals Oberamtsarzt in Welzheim, zu seinem Gedicht: «Der Wanderer in der Sägmühle».

sere Anschlüsse zu den Regionalzügen. Die Betreiberin zeigte sich schon erfreulich flexibel: Zwischen Haubersbronn-Mitte und Schorndorf wurde morgens bereits ein weiterer Schülerzug eingeschoben, und weil alle WEG-Triebwagen auch güterwagentauglich sind, werden die Bahnhöfe der Talstrecke für den sogenannten Wagenladungsverkehr nachgerüstet mit dem Ziel, mindestens den Kostendeckungsbeitrag zu erwirtschaften.

Gute Argumente für die Reaktivierung der Bergstrecke

Zwar hat der Welzheimer Gemeinderat die Beitrittsoption zum Zweckverband Verkehrsverband Wieslaufftalbahn 1993 erst einmal mit der knappen Mehrheit von 10:9 Stimmen wegen Finanzierungsrisiken abgelehnt und anschließend einen Bürgerantrag zur erneuten Verhandlung des Themas zurückgewiesen. Da aber Rathauspitze und Bürgerinitiative nicht aufgeben wollen, entschied man sich, einen Bürgerentscheid durchzuführen. Ein erneutes Gutachten der WEG korrigierte aber inzwi-

schen den Sanierungs- und Investitionsbedarf (inkl. rollendes Material) mit 10 bis 12 Mio. DM stark nach oben – bei leerer Kasse der Kommune und allenfalls 2 Mio. DM Beitrag vom Land derzeit nicht finanzierbar. So verständigten sich der Welzheimer Bürgermeister und der Verkehrsminister Baden-Württembergs auf einen «Beobachtungszeitraum» von fünf Jahren bis 1998, um dann aufgrund bis dahin gewonnener Erfahrungen erneut über eine Reaktivierung der Bergstrecke für den Personen- und Güterverkehr zu verhandeln.

Die stark gestiegenen Fahrgastzahlen auf der Talstrecke werden dabei ein gewichtiges Argument für den Wiederanschluß Welzheims ans Schienennetz sein, stellen doch die rd. 18000 Einwohner im Welzheimer Einzugsbereich ein noch größeres Potential an Bähnlesbenutzern dar als die rd. 14000 Bewohner der Wieslauftalgemeinden. Darüber hinaus eröffnet der überraschende Erfolg der Tälesbahn aber auch Finanzierungsmöglichkeiten, denn bei gesamtwirtschaftlich positiver Bewertung des Vorhabens stehen Mittel aus dem GVFG zur Verfügung. Daß die Fahrzeit der Bahn von Welzheim nach Schorndorf etwas länger als die des gegenwärtig über Breitenfürst und Haubersbronn verkehrenden Omnibusses sein wird, mag zwar auf dem Papier richtig sein, wird jedoch durch unkalkulierbare Verspätungen und Streß im Stau relativiert; ja, der Schienenverkehr wird sogar nach Fertigstellung der B29-Umgehung im Norden Schorndorfs attraktiv bleiben, weil über 60% des stauverursachenden Individualverkehrs dem Zielverkehr nach Schorndorf zuzuschreiben ist.

Die neue Wieslauftalbahn ist – noch – eine reine Schüler- und Arbeitspendlerbahn. Mit Wiederinbetriebnahme der Bergstrecke wird sie sicher erneut zu einer Ausflugsbahn, denn ein insgesamt höheres Fahrgastaufkommen könnte eine Ausdehnung der Bahnfahrten aufs Wochenende rechtfertigen: Schon bei einigen wenigen Zugpaaren morgens und abends kämen gewiß wieder viele Erholungssuchende aus Stuttgart mit der Bahn angereist, um die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten des Welzheimer Waldes wandernd zu genießen und bequem von einer der zahlreichen Stationen – unter Umgehung endloser Autoschlangen am Sonntagabend – in die Stadt zurückzukehren. Abgesehen davon wäre die Bahn als umweltfreundliches Aushängeschild des Naturparks Schwäbisch-Fränkischer Wald ein nicht zu unterschätzender Werbeeffekt.

1992 stellte das Landesdenkmalamt die Wieslauftalbahn als die *am aufwendigsten gebaute Nebenbahn mit dem Charakter einer Bergbahn, welche derart komplett überliefert ist mit sämtlichen Bauten der Strecke wie Stationsgebäuden mit allen Nebengebäuden und betriebstechnischem Zubehör, Viadukten und Brücken, Signalanlagen usw.* mit Ausnahme der Bahnhofsbauten Rudersberg und Welzheim unter Denkmalschutz. Beeinträchtigungen des Fahrbetriebs sind daraus nicht zu erwarten; dafür werden die Freunde historischer Eisenbahnen auf dieser romantischen Strecke, die auch württembergische Eisenbahngeschichte verkörpert, weiter auf ihre Kosten kommen.



Das «Wiesel» rollt durch Rudersberg. Nur durch schnellen Taktverkehr mit hohen Zugfolgen kann öffentlicher Personennahverkehr erfolgreich sein.

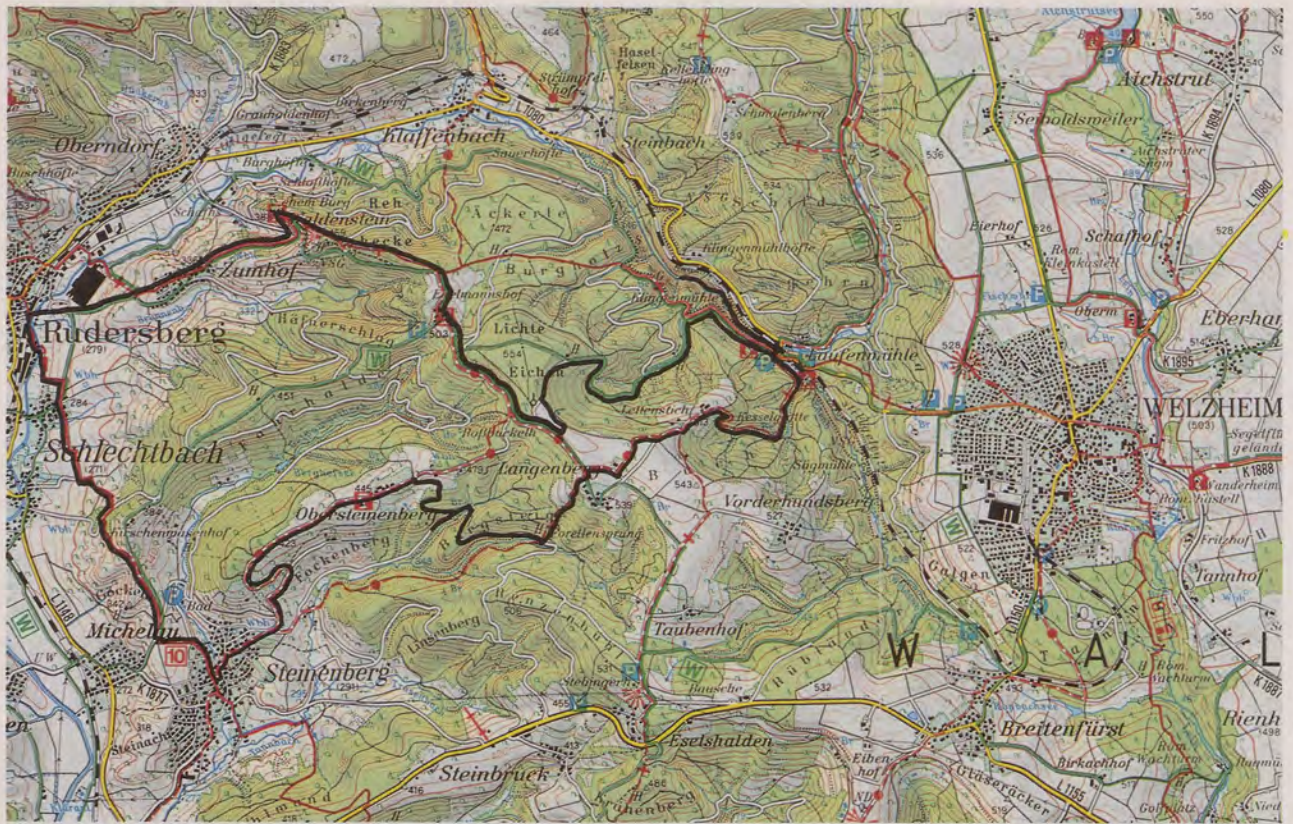


Burg Waldenstein hoch über dem Wieslaufstal ist Ziel und Ausgangspunkt zahlreicher Rundwanderungen.

*Immer eine Bahnreise wert: Schorndorf
sowie der Naturpark Schwäbisch-Fränkischer Wald*

An Ausflugszielen im Umkreis der Wieslaufalbahn mangelt es wahrlich nicht: Bereits der Ausgangspunkt Schorndorf ist mit Stadtkirche und Heimatmuseum, den Fachwerkhäusern am Marktplatz und in der Altstadt, dem Burgschloß und Gottlieb-Daimler-Geburtshaus einen Ausflug wert, und im Welzheimer Wald verbinden sich kulturelle Sehenswürdigkeiten und landschaftliche Schönheit zu einem Gesamterlebnis: Tief eingeschnittene, bewaldete Schluchten mit Höhlen, Wasserfällen und grandiosen Felspartien im Stubensandstein wechseln mit Verebnungen der Lias-Auflage bzw. an den Hängen größerer Täler mit ebenen Kieselsteinungen; ausgedehnten Wäldern mit einsamen, vereinzelt Rodungsinseln stehen offene, landwirtschaftlich genutzte Hochflächen gegenüber. Überreste der Scheiterholzflößerei wie Schlittenwege, Schwellseen (Ebnisee, Bärenbachsee) bzw. deren zerstörte Dämme, Sägewerke und sogar Ortsnamen wie Althütte und Schöllhütte weisen auf die ehemalige Waldwirtschaft hin. Wassergetrieben waren die zahlreichen Säg- und Mahlmühlen, die heute durch

den Mühlenwanderweg im wohl schönsten und romantischsten Teil des Schwäbisch-Fränkischen Waldes miteinander verbunden sind. Historisch Interessierte zieht es sicherlich zu einer Etappe des Limes-Wanderwegs mit z. T. gut erhaltenen Resten von Wall und Graben, Wachturmfundamenten und Kastellen (archäologischer Park Welzheim mit Kleinkastell Rötelsee, Ostkastell mit rekonstruiertem Torbau, Funde im Museum Welzheim), und Sterngucker können montags bis donnerstags sowie samstags östlich Langenberg den Blick gen Himmel richten. Der aufmerksame Wanderer wird je nach Jahreszeit nicht nur in den zahlreichen Naturschutzgebieten und Naturdenkmalen, sondern im gesamten Naturpark aufgrund unterschiedlicher Gesteinsschichten, Exposition und Höhenlage eine vielfältige Pflanzenwelt beobachten können: In feuchten Klingen und Schluchten gedeihen Farne und Moose; Heidekraut und Heidelbeeren finden sich auf sauren, armen Keuper sandböden, und auf Naßstandorten über Tonböden aus Keuper mergeln. Sogar im Winter lockt der «Wald», denn wenn unten in den weinbauklimatisch geprägten Tälern der Schnee längst geschmolzen ist, kann man dort oben immer noch die Langlaufskier anschnallen.



Unser Wandertip: Geologischer Pfad Welzheimer Wald

Der abgebildete Kartenausschnitt zeigt ein dichtes Wanderwegenetz, dessen erlebnisreiche Punkte hier nicht alle angesprochen werden können. Lediglich auf einen geologischen Pfad mit Erläuterungstafeln, der in der Wanderkarte nicht verzeichnet ist und der hier schwarz markiert wurde, soll hingewiesen werden. Er verbindet sehr anschaulich die Schichtenfolge von den Unteren Bunten Mergeln bis zur Schwarzjura-Auflage mit Gestalt und Ausprägung der umliegenden Landschaft.

Weil das «Wiesel» sonntags leider noch nicht fährt – mit Wiedereröffnung der Bergstrecke Rudersberg–Welzheim wird der Fahrplan sicherlich entsprechend gestaltet –, reisen wir mit dem Wieslauf-tal-Express an, einer Zugkombination aus Dampflok und Wagengarnitur der frühen 50er Jahre. Termine der von der Dampfbahn Kochertal e. V. veranstalteten Fahrten sind 1995 noch der 2. und 3. Dezember. Ab 9.15 Uhr verkehrt der Dampfexpress im Zwei-Stunden-Takt zwischen Schorndorf und dem rund elf Kilometer entfernten Rudersberg und bietet selbstverständlich an allen Haltestellen Zustiegmöglichkeiten. 18.05 Uhr geht der letzte Zug zurück; genügend Zeit also für eine ausgedehnte Wanderung oder Radtour; Fahrräder werden im Gepäckwagen befördert.

In Rudersberg beginnt unsere Wanderung beim Bahnübergang nördlich der neuen Bahnfahrzeug-halle. Wir folgen einem markierten Wanderweg (HW 10) in südsüdöstlicher Richtung über Ober-schlechtbach und unterhalb des Kirschenwasenhofs bis Steinberg (Fachwerkpfarrhaus von 1461). Von der Ortsmitte führt die Obersteinenberger Straße dann auf die Stubensandsteinhöhe (herrliche Aus-sicht über das Wieslauf-tal, die Berglen, den Schur-wald). Wir durchqueren den Weiler Obersteinen-berg und finden bei der «Großen Buche» einen er-sten Aufschluß im Mittleren Stubensandstein (Na-turdenkmal).

Dann nehmen wir den Renzenbühlweg nach rechts abwärts und treffen auf den Glasklingenbach, der rd. 200 m unterhalb dieser Stelle (Abstecher) mächt-ige Kieselsandsteinblöcke freigelegt hat. Zurück auf dem Renzenbühlweg passieren wir eine Fleins-teinwand; dieser widerstandsfähige, durch Kalk-spat gebundene Sandstein bildet oft die Grundlage von Verebnungen und wurde wegen seiner Härte als Gleisschotter beim Bau der Wieslauf-talbahn ver-wendet. Der Burgsteigklingenbach überwindet das harte Gestein mit einem Wasserfall im Naturdenk-mal «Forellensprung».

Von dort steigen wir über den Stubensandstein und die teils aufgeforstete, teils als Viehweide genutzte Knollenmergelschicht hinauf auf die Lias-Hoch-

fläche bei Langenberg (schöne Aussicht). Wir queren das Plateau und haben beim Aussichtspunkt Lettenstich nochmals einen herrlichen Ausblick, bevor wir wieder den Knollenmergelhang (Ortsname Lettenstich!) hinabsteigen und den Oberen Stubensandstein erreichen. Es geht weiter steil bergab zur Kesselgrotte, einer typischen Bildung im grobkörnigen, sogenannten «Höhlensandstein». Seine Zerfallsprodukte (grobe Quarzitsande) waren übrigens in Verbindung mit der Pottaschegewinnung aus den Wäldern die Grundlage für zahlreiche Glashütten im Keuperbergland.

Vom Wanderparkplatz Laufenmühle gelangt man schließlich zu den Wasserfällen des Edenbachs und der Wieslauf, die hier über die Fleinsschichten (Unterer Stubensandstein) 10 m tief abstürzen. Steigt man zur Klingenmühle hinunter, so sieht man unter einem Steg in der Kieselsandsteinplatte, die einen weiteren Wasserfall bildet, Vertiefungen, die von der Scheiterholzflößerei des 18. Jahrhunderts herühren. Schluchtabwärts unterhalb der Klingenmühle erreicht man mit dem Aufschluß der «Roten Wand» in den Unteren Bunten Mergeln den tiefsten Punkt des geologischen Pfades.

Man wandert wieder zurück bis zum Hohereuteweg, dann den Hansdobelweg hinauf an den Fischteichen und einem Aufschluß im Oberen Stubensandstein vorbei, biegt in einer Kurve in den Dreibirkenweg ein und folgt ihm – nun wieder im Knollenmergel – bis zur Weggabelung bei einer Hütte. Dort hat man wieder die Lias-Auflage erreicht, hält sich nun links und tritt beim Wasserturm aus dem Wald auf die Rodungsinsel hinaus. Links am Waldrand erreichen wir als letzte Station die «Liaskante beim Langenberger Wasserturm». Dann überquert man die Freifläche, um am jenseitigen Waldrand rechts auf den Wanderweg zum Edelmannshof einzuschwenken (Rodungsinsel, Luftmeßstation). Von dort geht es am Naturschutzgebiet Jägerhölzle vorbei zur Burg Waldenstein (ehemaliger Sitz staufischer Ministerialen, Buckelquadermauerwerk aus dem 13. Jahrhundert, Aussicht) und von dort über Zumhof zurück zum Bahnhof Rudersberg.

Mit sechs Stunden Wanderzeit ist die Strecke reichlich bemessen (Abkürzung um fast eine Stunde durch Start am Haltepunkt Michelau); Einkehrmöglichkeiten bieten sich in Rudersberg, Steinenberg, Edelmannshof und Burg Waldenstein.

LITERATUR:

Anonymus (1961): 50 Jahre Eisenbahn nach Welzheim. In: Bl. d. Welzheimer Wald-Vereins 40, 1961, S. 316–319 u. 41, 1961, S. 326–328.
Kircher, G. (1911): Die Welzheimer Bahn 1911. 11 S., Welzheim. (Neudruck in: Jahresheft Hist. Ver. Welzheimer Wald 10, 1994, S. 4–9.)

Knupfer, H.J. (1995): Bahn-Regionalisierung: Einmalige Chance im Wieslaufftal genutzt. – In: ECOregio 2, 1995, S. 9.
Rogoll, V. (1994): Die Welzheimer Bahn. Betrachtungen zu Geschichte und neuerer Entwicklung der Wieslaufftalbahn. In: Jahresheft Hist. Ver. Welzheimer Wald 10, 1994, S. 30–43.
Zweckverband Verkehrsverband Wieslaufftalbahn (1994; Hrsg.): 1. Januar 1995 – Ein neuer Zug im Wieslaufftal. – Beilage d. Schorndorfer Nachrichten v. 30. 12. 1994, 8 S.

Anschriften der Autoren

Hermann Bausinger, Prof. Dr., Biesinger Straße 26, 72070 Tübingen
Reinhold Fülle, Neckarstraße 246, 70190 Stuttgart
Carlheinz Gräter, Dr., Spartaweg 35, 97084 Würzburg
Roland Irlinger, Prof., Nonnenwaldstraße 14, 72108 Rottenburg a. N.
Wolfgang Läßle, Lehenstraße 18/1, 71679 Asperg
Jörg Mauk, Bezirksstelle für Naturschutz, Ruppmanstraße 21, 70565 Stuttgart
Werner Mezger, Priv.-Doz. Dr., Zundelbergstraße 12, 78628 Rottweil
Winfried Mönch, Schurwaldstraße 76, 70186 Stuttgart
Ulrich Müller, Dr., Danziger Straße 6, 73550 Waldstetten
Wilfried Setzler, Prof. Dr., Zwehrenbühlstraße 11, 72070 Tübingen
Bärbel und Manfred Steinmetz, Traubenweg 15, 73635 Rudersberg-Steinenberg
Klaus Thinius-Hüser, Prof. Dr.-Ing., Hohentwielweg 6, 76337 Waldbronn
Heinz Sperlich, Prof. Dr., Durlacher Straße 18, 76229 Karlsruhe
Christian Turrey, Bergstraße 43, 74321 Bietigheim-Bissingen

Bildnachweis

Titelbild: Stadtarchiv Ludwigsburg; S. 331: Projektphoto Sach und Schnetzer, Marbach a.N., aufgenommen am 20. Mai 1992; S. 332 f.: Prof. Klaus Thinius-Hüser, Waldbronn; S. 335–346: Süddeutscher Rundfunk, Fernsehen, die Grafiken auf den Seiten 340 und 342: Süddeutscher Rundfunk, Medienreferat; S. 347–357 oben: Stadtarchiv Ludwigsburg; S. 357 unten: Richard P. Zeller, Ludwigsburg; S. 358–365: Stadtarchiv Stuttgart; S. 366 f., S. 370–372: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 1/8, Bü 83 und M 701/1, Reihe 99; S. 368 f.: Württembergische Landesbibliothek; S. 373: Hauptstaatsarchiv, Militärarchiv, M 321 Bü 9 Münsingen; S. 374–384: Sammlung Erich Schraml, 95697 Nagel-Reichenbach; S. 385–388: Privatbesitz; S. 389: Christian Turrey, Bietigheim-Bissingen; S. 397–400: Stadtarchiv Tübingen; S. 403–405: Stadtarchiv Tübingen; S. 406, 409 f., 412 f.: Manfred Steinmetz, Rudersberg-Steinenberg; S. 407: Archiv K. Katz, Welzheim: Aufnahme von H. Bilfinger; S. 408: Archiv J. Fuchs, Althütte; S. 411: Reinhard Wolf, Marbach a.N.; S. 414: Darstellung auf der Grundlage der topographischen Karte 1 : 50 000, Ausschnitt aus Blatt L 7122; mit Erlaubnis des Landesvermessungsamts vom 31. 10. 1995, AZ 5.11/1158; S. 427 f.: Schwäbischer Heimatbund; S. 454: Manfred Grohe, Kirchentellinsfurt.

Petrus de Ebulo: Liber ad honorem Augusti sive de rebus Siculis. Codex 120 II der Burgerbibliothek Bern. **Eine Bilderchronik der Stauferzeit.** Herausgegeben von THEO KÖLZER und MARLIS STÄHLI. Textrevision und Übersetzung von Gereon Becht-Jördens. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 304 Seiten mit 106 ganzseitigen Farbtafeln und 32 Textabbildungen. Leinen DM 168,-

Im Jahr 1194 gelang es dem staufischen Kaiser Heinrich VI., das Königreich Sizilien, das Erbe seiner Ehefrau Konstanze, zu erobern und mit dem Kaisertum zu vereinigen. Damit war die Voraussetzung weiterer staufischer Machtentfaltung geschaffen, die ja dann unter Heinrichs Sohn Friedrich II. seine höchste Blüte erreichte. Damit war aber auch der Grundstock zur Gegnerschaft und feindseligen Auseinandersetzung mit dem Papsttum gelegt, das sich mit allen Mitteln gegen seine territoriale Umklammerung wehrte.

Dem Eroberungsfeldzug ging die Lösegeldaffäre um den englischen König Richard Löwenherz voran, der von Herzog Leopold von Österreich in der Nähe von Wien auf seiner Rückkehr aus dem unglücklich verlaufenen Kreuzzug gefangen genommen und an Heinrich VI. «weiterverkauft» worden war. Mit dem zu seiner Befreiung schließlich von England aufgebrachtten Lösegeld konnte Heinrich seine Truppen finanzieren und 1194 ein zweites Mal, nach einer äußerst verlustreichen Niederlage drei Jahre zuvor, die Eroberung Siziliens versuchen. Überraschend schnell und weitgehend kampfflos vollzog sich der Marsch des Heeres durch Italien. Mitte Mai war Heinrich in Schwaben aufgebrochen, bereits Ende Oktober konnte sich das Landheer mit der Flotte in Messina vereinigen. Überraschend und fast kampfflos geschah dann auch die Eroberung der Insel. Am 20. November ritt der Kaiser im Triumphzug in der Hauptstadt Palermo ein. Mit der Geburt des Thronfolgers am 26. Dezember, der – gewissermaßen als politisches Programm – auf die Namen seiner beiden staufischen und normannisch-sizilischen Großväter Friedrich und Roger getauft wurde, erhielt die Eroberung eine neue Dimension, denn jetzt galt es dem Staufer, die Verbindung Siziliens mit dem Reich auf Dauer zu sichern.

Über dieses Geschehen schrieb in unmittelbarer zeitlicher Nähe ein Magister Petrus de Ebulo ein 1670 Distichen umfassendes, stauferverherrlichendes lateinisches Versespos, das in 52 *particulae* und in drei Bücher gegliedert ist. Das Werk gleicht einer politischen Propagandaschrift und steht wegen dieser einseitigen Absicht an Bedeutung hinter manch anderer historischer Quelle zurück. Doch

einzigartig und von höchstem historischem und vor allem kulturgeschichtlichem Wert sind die jeder *particula* zugeordneten ganzseitigen kolorierten Federzeichnungen, die den Text illustrieren, kommentieren oder ergänzen. Die Zeichnungen geben Aufschluß über Alltag und Krieg, über Belagerungstechnik, Hofzeremoniell und Brauchtum, über das Aussehen von sizilianischen Burgen, das mittelalterliche Palermo und vieles mehr.

Diese Bilderchronik der Stauferzeit, eine der wertvollsten Handschriften aus der berühmten Sammlung Bongarsiana in Bern, wurde hier nun erstmals vollständig ediert. Alle Text- und Bildseiten sind in Originalgröße und in Farbe abgebildet: ein hervorragendes Faksimile der Handschrift, des Textes und der Zeichnungen, versehen mit einer Einführung in die Zeit und das zeitliche Geschehen, mehreren Aufsätzen über die Entstehung der Handschrift, über die Materialien und die Maltechnik, über den Dichter und seinen Text sowie über Rätsel um die Handschrift. Da der Text sehr sorgfältig übersetzt und die Bilder sachkundig fundiert erläutert werden – nur bei der «Königskrönung» Heinrichs zu Weihnachten 1194 irrt der Kommentator –, wurde mit dieser Edition die einzige – neben dem Teppich von Bayeux – erhaltene mittelalterliche Bildfolge mit zeitgenössischen Ereignissen einem größeren, historisch interessierten Publikum zugänglich gemacht. Mit diesem Band wurde zudem ein Werk vorgelegt für alle, die schöne Bücher lieben: eine Großtat der Herausgeber und des Verlags, eine Hommage an Friedrich II., ein würdiges Geschenk zu dessen 800. Geburtstag.

Wilfried Setzler

Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg. Im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst herausgegeben von den Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg. 30. Band. Deutscher Kunstverlag München und Berlin 1993. 228 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Leinen DM 60,-

Dieses Jahrbuch ist wie seine Vorgänger zweigeteilt, enthält zum einen Aufsätze, die sich mit verschiedenen kunsthistorischen Themen beschäftigen, und zum anderen die Berichte der Staatlichen Kunstsammlungen – Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Staatsgalerie Stuttgart, Württembergisches Landesmuseum Stuttgart und Lindenmuseum Stuttgart – über die Neuerwerbungen des vergangenen Jahres. Zusätzlich verfügt dieser Jahrgang über ein Verzeichnis und Register zu den Bänden 21 bis 30.

Im Aufsatzteil beschäftigt sich zunächst Barbara Rommé mit Jörg Syrlin und der Ausstattung des Ulmer Münsters am Ende des 15. Jahrhunderts, wobei sie sich drei Fragen stellt: War Jörg Syrlin ein Bildschnitzer? Wieweit war Michel Ehrhart an den Holzschnitten des frühen Ulmer Buchdrucks beteiligt? Wer stiftete und wer entwarf das ikonographische Programm des Ulmer Dreisitzes? Diesem Aufsatz folgt eine Untersuchung von Günter Irmischer über ein Blatt des Straßburger Stechers Matthäus Greuter, eine *Kombination von Kupferstich und Radierung*, die er als Bildprophetie auf Kaiser Rudolf II. entschlüsselt.

Danach geht Elisabeth Nau auf den Hohenheimer Schloßpark ein und belegt, wie stark dessen Gestaltung von der Romreise Herzog Karl Eugens geprägt wurde: *Was er als wissensdurstiger Tourist in Rom gesehen hat, wollte er als Utopie des goldenen Zeitalters zu Hause weiterträumen*. In einem vierten Beitrag beschreibt Michael Duchamp fünf Kameen aus der Sammlung des Badischen Landesmuseums in Karlsruhe. Daran anschließend würdigt Dagmar Wagner Leben und Werk Konrad Tauchers (1873–1950), eines vergessenen badischen Künstlers. Den Reigen beschließt ein Aufsatz von Birgit Schwarz zu Dix und Wols.

Im zweiten Teil des Bandes mit den Berichten über die Neuerwerbungen spiegelt sich die ganze Bandbreite der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg. Erworben wurden und hier vorgestellt werden: Gemälde und Graphiken, antiker Schmuck und mykenische Gefäße, Plastiken und Skulpturen, Metallarbeiten, Möbel und Textilien, Keramik, Münzen, Gegenstände der Alltags- und Volkskultur, Kunsthandwerk, Musikinstrumente, Zeichnungen und Fotos, Uhren, Masken und Ziegel.

So bietet der Band einen informativen und anschaulichen Einblick in die Sammeltätigkeit der Landesmuseen und in ihre derzeitigen Forschungsgebiete. *Sibylle Wrobbel*

FRIEDEMANN SCHMOLL: Verewigte Nation. Studien zur Erinnerungskultur von Reich und Einzelstaat im württembergischen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts. Silberburg Verlag Tübingen 1995. 467 Seiten mit 75 Abbildungen. Kartonierte DM 49,90

Zwar rechnet er es seinen Eltern im Vorwort hoch an, daß sie ihn nie richtig gedrängt hätten, etwas «Vernünftiges» zu lernen. Implizit deutet Friedemann Schmoll damit gleichwohl an, daß Erwartungen dieser Art auf ihm – auch wenn sie offenbar nicht lasteten – ruhten. Bescheiden nimmt er explizit dazu nicht Stellung, ob er diesen Erwartungen und dem Vertrauensvorschuß gerecht werden konnte. Das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft kam ihm mittlerweile auf seine Weise zu Hilfe: Es prämierte die vor zwei Jahren im Tübinger Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft vorgelegte Doktorarbeit kürzlich mit dem Heinz-Maier-

Leibnitz-Preis für wissenschaftlich hervorragende Veröffentlichungen.

Im Mittelpunkt der Schmollschen Arbeit stehen Fragen der nationalen Identitätsbildung, wie Nationalismus inszeniert und wie er dem Volk eingepflanzt wurde. Denn die Idee der Nation vermittelt sich selten in rationalen Diskursen, vielmehr als Ergebnis von Erziehungsprozessen, die bestimmter Medien bedürfen. Als ein solches Instrument zur *Konstruktion, Stabilisierung und Überlieferung kollektiver Identitätsangebote* hat sich der Autor das Denkmal herausgegriffen. Die Erwartungen, die Schmoll mit dieser Wahl verknüpft, formuliert er in fachsprachlicher Verklausulierung: *Das Studium der rituellen Aneignung des Überlieferungsmediums Denkmal, der politischen Feste, bei denen das Denkmal den rituellen Kristallisationspunkt liefert, auch das distanzierende symbolischer Handlungen, soll Auskunft geben über Reichweite, Akzeptanz und sozial wie regional unterschiedliche Aneignungsmuster der im Denkmal fixierten Identitätsangebote*.

Solchermaßen präpariert hielt der empirische Kulturwissenschaftler Friedemann Schmoll Inventur in der württembergischen Denkmalslandschaft, deren historische Grenzen er bei der Erhebung des Herzogtums samt einigen Neuerwerbungen zum Königreich anno 1806 einerseits und beim Ende der Monarchie 1918 andererseits markiert. Es war zu Anfang ein überaus heterogenes Land, das sich – gemessen an seinem herzoglichen Kerngebiet – unter Napoleons Gnaden in Einwohnerzahl wie Fläche verdoppelt hatte. Ideologische Integrationsversuche blieben in dieser Situation ebensowenig aus wie nach der deutschen Reichsgründung 1871, als aus den Württembergern Deutsche gemacht werden sollten und der Denkmalkult zu neuen Höhenflügen ansetzte. Insgesamt 72 württembergische Denkmäler sind im Anhang übersichtlich als Belege aufgelistet und kategorisiert, von der Büste bis zur Säule, vom Standbild bis zum Turm als Nationaldenkmal. Aus seinem reichhaltigen Quellenfundus breitet Schmoll auch eine Fülle von Episoden aus, die sich um die vorgestellten Denkmäler ranken: Ausschreibungen, gescheiterte Entwürfe, Querelen, Einweihungsfeierlichkeiten, Nachwirkungen. Selbst Lokalgeschichtsforscher, die mehr an einzelnen Bauwerken als an der wertenden Gesamtschau interessiert sind, können bei der Lektüre anregende Ausflüge erleben. Diese wären allerdings um einiges unbeschwerter, wären die rein fachwissenschaftlichen Passagen ähnlich anschaulich gehalten wie die ansprechenden zahlreichen Bildbeispiele.

Hans-Joachim Lang

HEINZ SCHLAFFER (Hrsg.): Eduard Mörike und Wilhelm Waiblinger. Eine poetische Jugend. (Korrespondenzen 6). Verlag Gerd Hatje Stuttgart 1994. 104 Seiten. Broschiert DM 24,-

Unter dem Titel «Korrespondenzen» eröffnete der Hatje Verlag im Herbst 1993 eine neue literarische Reihe, in der – mit kurzen Kommentaren versehen – Briefe von Schrift-

stellern und Künstlern «der Moderne» ediert werden. Die einzelnen Bände wollen jeweils eine *besonders prägnante Epoche im Leben der Briefschreiber* festhalten, die «Wendepunkte» bedeuten. Den Auftakt bildete ein Briefwechsel zwischen Richard Wagner und seinem Verehrer König Ludwig von Bayern. Korrespondenzen zwischen den Malern Pierre Bonnard und Henri Matisse, zwischen Wassily Kandinsky und dem Wiener Komponisten Arnold Schönberg folgten. Mit dem nun vorliegenden sechsten Bändchen wird erstmals der Briefwechsel zweier Poeten aufgegriffen. Zwar wird man sie kaum wie die bisher behandelten Künstler zur «Moderne» zählen können, ihre hier veröffentlichten Briefe, Tagebucheinträge, Dichtungen lesen sich jedoch außerordentlich spannend, sind keineswegs verstaubt, sondern durchaus «modern».

Die beiden gleichaltrigen Eduard Mörike (1804–1875) und Wilhelm Waiblinger (1804–1830) waren schon Brief Freunde, bevor sie beide 1824 im Evangelischen Stift zu Tübingen Aufnahme fanden. Die bis dahin gemachten unterschiedlichen Lebenserfahrungen – Waiblinger besuchte das Stuttgarter Gymnasium, verkehrte mit Künstlern, war «welterfahren» und «genialisch», Mörike war Uracher Klosterschüler, bewacht, behütet, minuziöser Zeitplanung unterworfen – führten im Stift zunächst zu einer stürmischen Freundschaft, die sich vor allem auf die gemeinsame Leidenschaft des Dichtens stützte. Die Träume Eduard Mörikes von einer anderen Welt, von Orplid, dem *Land das ferne leuchtet*, verbanden sich mit den von Liebesnächten und Besäufnissen geprägten Phantasien Waiblingers. Die Intensität dieser Freundschaft, die Bereitschaft einander *alles zu sagen und alles zu hören*, wurde schließlich zur Belastung des freundschaftlichen Verhältnisses.

Im Leben beider brachten die Jahre 1824 und 1825 eine Krise, *die über beider Leben entschied*. Der rebellische und provozierende Waiblinger geriet mit der akademischen und bürgerlichen Welt in Konflikt, wurde vom Stift suspendiert, ging außer Landes und starb 1830 in Rom. Sein dichterisches Werk ist heute weitgehend vergessen und an den «Rand der deutschen Literaturgeschichte» gerückt. Der eher angepaßte Mörike wurde – wenngleich nur mit mäßigem Erfolg – Pfarrer, später Lehrer und starb 1875 als angesehener Dichter. Bis heute ist sein literarischer Rang unbestritten. Sein Werk, vor allem aber seine Gedichte, nehmen in der deutschen Lyrik einen herausragenden Platz ein.

Der Band versammelt Dokumente der Freundschaft: Briefe der beiden Freunde, Auszüge aus Waiblingers Tagebüchern, einige Briefe anderer Freunde, acht die biographische Situation erhellende Gedichte und einige – Jahrzehnte später verfaßte – Rückblicke. Das alles liest sich spannend, dicht, fast wie ein Roman. Konsequenter, aber vielleicht doch schade ist es, daß die dichterische Auseinandersetzung späterer Zeiten mit dieser Freundschaft – man denke an Hermann Hesses *Presselsches Gartenhaus* oder an Peter Härtlings *Waiblingers Augen* – nicht berücksichtigt wurde.

Wilfried Setzler

JOACHIM HAHN: **Jüdisches Leben in Esslingen**. Geschichte, Quellen und Dokumentation. (Esslinger Studien, Band 14). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 543 Seiten mit 176 Abbildungen. Pappband DM 60,-

PETER FASSL (Hrsg.): **Geschichte und Kultur der Juden in Schwaben**. Wissenschaftliche Tagung der Heimatpflege des Bezirks Schwaben in Zusammenarbeit mit der Schwabenakademie Irsee am 14./15. Oktober 1989 in Irsee. (Irseer Schriften, Band 2). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 186 Seiten mit acht Abbildungen. Broschur DM 44,-

ABRAHAM P. KUSTERMANN und DIETER R. BAUER (Hrsg.): **Jüdisches Leben im Bodenseeraum**. Zur Geschichte des alemannischen Judentums mit Thesen zum christlich-jüdischen Gespräch. Schwabenverlag Ostfildern 1994. 300 Seiten mit 26 Abbildungen. Paperback DM 48,-

Es ist unsere Ordnung und letzter Wille, daß fñrohin unsere Erben in unserer Herrschaft keinen Juden sich ansässig machen oder ein Gewerbe treiben lassen. Die Bestimmung Eberhards im Bart aus seinem Testament von 1492 sorgte dafür, daß seit der Mitte des 16. Jahrhunderts im württembergischen Gebiet sämtliche jüdischen Gemeinden vertrieben und aufgelöst wurden. Auch nahezu alle Reichsstädte setzten ihren Judengemeinden ein Ende. Für Esslingen, wo es nach Ausweis der Reichssteuerverzeichnisse schon 1241 eine blühende Judengemeinde gegeben hat, bedeutete das – nach der Pestvertreibung von 1348 und einer vorübergehenden Niederlassung im 15. Jahrhundert – das Ende einer dritten Judengemeinde. Von nun an waren Juden für nahezu 300 Jahre auf württembergischem Gebiet wie in den meisten Reichsstädten nur noch in Einzelfällen und gegen Zahlung eines erheblichen «Leibzolls» geduldet, denn vollständig wollte und konnte man auf die innovative Wirtschaftskraft der jüdischen Händler und Bankiers nicht verzichten.

Der allgemeine Zustand der Ausschließung und strikten Trennung in Einwohner unterschiedlichen Rechts änderte sich erst, als die Gesetzgebung des zum Königreich erhobenen Württemberg unter dem Einfluß der Französischen Revolution Juden – langsam und zögerlich – von Sonderregelungen befreite und sie 1864 den nichtjüdischen Bürgern gleichstellte. Damit begann, wie **Joachim Hahn** in seiner umfangreichen Monographie am Beispiel von Esslingen kenntnisreich und auf breiter Quellen- und Literaturbasis belegt, ein Aufstieg ohne Beispiel. *Durch die Juden geht dem hiesigen Handelsstand ein nicht zu berechnender Schaden zu*, hatte zwar noch 1815 der von Konkurrenzfurcht geplagte Esslinger Magistrat gegen eine Niederlassung von Juden eingewandt: Doch bald darauf schon erlebten die Esslinger, daß gerade die wirtschaftliche Erfahrung, das Kapital und der unternehmerische Mut der jüdischen Geschäftsleute nicht unwesentlich dazu beitrug, daß sich ihre Stadt zur führenden Industriestadt im Neckarraum entwickelte.

Erstaunlich selbstbewußt kämpfte in dieser Zeit die jüdische Gemeinde um ihre bürgerliche Gleichstellung. Esslinger Juden und Jüdinnen engagierten sich in den bür-

gerlichen Vereinen und in der Kommunalpolitik, sie waren *integriert und beheimatet* in der Stadt. Der Esslinger Oberamtmann Karl von Pistorius empfahl sogar schon in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts – seiner und wohl manchmal auch noch unserer Zeit damit weit voraus –, Ehen zwischen Juden und Nichtjuden zuzulassen. Viel erfährt der Leser über die innere Organisation der jüdischen Gemeinde, über Synagoge, Rabbinat, Schulen und die «Wilhelmspflege», das Israelitische Waisenhaus. Weniger über die innergemeindlichen Auseinandersetzungen, über die mit der Selbstverständlichkeit der Mehrheitskultur geforderte Assimilation und die damit verbundene Aufgabe eigener, jüdischer Identität, kaum etwas von dem andernorts sich seit den 1880er Jahren wieder bemerkbar machenden Antisemitismus. Hahn, der schon in vielen Veröffentlichungen sein großes Wissen über die jüdische Geschichte Baden-Württembergs unter Beweis gestellt hat, zeichnet mit seinen detailreichen Schilderungen das Bild eines *relativ problemlosen Mit- und Nebeneinander*, dem erst die Rassenpolitik der Nationalsozialisten mit ihrer schrittweisen Entrechtung und Verfolgung bis hin zu den Deportationen in die Vernichtungslager 1941 und 1942 ein grausames Ende setzte.

Ein umfassender Quellen- und Dokumentenanhang mit vielen Schwarz-Weiß-Abbildungen ergänzt die fundierte historische Darstellung. Unverständlicherweise fehlt ihm allerdings ein Ortsregister, das doch die Auswertung der vielen Querverweise zu Juden anderer Gemeinden erst ermöglicht. Ansonsten enthalten die letzten 300 Seiten so nützliche Angaben und hilfreiche Listen wie die Kurzbiographien aller Esslinger Juden, die Auflistung sämtlicher Bewohner des jüdischen Waisenhauses «Wilhelmspflege» oder der jüdischen Patienten der Privatklinik Kenneburg, schließlich auch die Wiedergabe und Übersetzung aller Grabinschriften. Nicht zuletzt dieser Anhang macht das Buch, das auch die Versuche der Wiederbegegnungen nach 1945 bis hin zum zentralen Aufnahmelager Baden-Württembergs für Juden aus den GUS-Ländern in Esslingen einschließt, eher zu einem Arbeits- als zu einem Lesebuch, ganz sicher aber zu einer unentbehrlichen Grundlage für alle, die sich umfassend über jüdisches Leben in Esslingen informieren wollen.

Liegt der Schwerpunkt der Hahnschen Darstellung auf der Entwicklung eines assimilierten, städtischen Judentums im 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts, so beleuchten die beiden anderen, jeweils aus Tagungen hervorgegangenen Bände das Leben der südwestdeutschen Juden auf dem Land. Dort, in den Dörfern und kleinen Landstädten der meist ritterschaftlichen Gebiete, waren die am Ende des Mittelalters aus den Reichsstädten und aus Württemberg, ebenso aus Bayerisch-Schwaben vertriebenen Juden mehr oder weniger bereitwillig aufgenommen worden, besserten sie mit ihrem «Schutzgeld» doch die Finanzsituation der kleinen Herrschaften erheblich auf. Abseits der großen Städte und ihrer Bedingungen hat sich hier als spezifische Ausformung jüdischen Lebens das Landjudentum entwickelt. Neben den so wirksam und bekannt gewordenen Formen des modernen Judentums, das nahezu zum Synonym für urbanes

Leben geworden ist, und dem Leben der Ostjuden im «Stettl» ist diese eigenständige Form jüdischer Kultur nahezu in Vergessenheit geraten. Und dennoch war sie für nahezu 300 Jahre die in Süd(west)deutschland typische Form jüdischen Lebens. Man muß sich klarmachen, daß 1817 noch mehr als 90 Prozent aller Juden Württembergs auf dem Land oder in kleinen Städten lebten. Erst die «Landflucht» im Gefolge der Freizügigkeit und der rechtlichen Gleichstellung setzte dieser Lebenswelt durch Auswanderung nach Amerika oder Abwanderung in die großen Städte im letzten Drittel des Jahrhunderts ein Ende. Freilich begann damit der beispiellose Aufstieg eines modernen, städtischen Judentums, dem das Landjudentum selber nun schnell als überholte Lebensform erschien. Auch die verdienstvolle Berliner Ausstellung über «jüdische Lebenswelten» 1992 hat sich mit dem Landjudentum nicht befaßt. Erst in jüngster Zeit wurde, nicht zuletzt durch die Arbeiten von Monika Richarz, auf seine Bedeutung aufmerksam gemacht und zu weiteren Forschungen und Studien angeregt.

In diesem Forschungszusammenhang stehen die von **Peter Fassl** herausgegebenen Aufsätze zur Geschichte und Kultur der Juden in Schwaben, worunter Bayerisch-Schwaben gemeint ist, und die von **Abraham P. Kustermann** und **Dieter R. Bauer** herausgegebenen Beiträge über jüdisches Leben im Bodenseeraum. Beide Aufsatzsammlungen entfalten detailliert, wenn auch nicht immer einhellig, das Bild einer dörflichen jüdischen Bevölkerung, für die der Bodenseeraum bzw. Schwaben Heimat war. Hier lebten sie geachtet und respektiert, aber auch mit normalen nachbarlichen Konflikten mit ihren nichtjüdischen Nachbarn zusammen. Das allmählich selbstverständlich gewordene Auskommen belegen eindrucksvoll vor allem Lokalstudien über die sogenannten Judendörfer. So Karin Sommer mit ihrer Arbeit über das schwäbische Altenstadt, wo der Anteil der Juden 1807 mit 360 Personen mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachte, und Ernst Schäll für das württembergische Laupheim, das nicht zuletzt der Aktivität und dem Gewerbefleiß seiner jüdischen Einwohner 1865 die Stadterhebung verdankte. Auch die anderen Beiträge, mögen sie sich mit der Bildungs- und Schulgeschichte, mit der Binnenentwicklung der jüdischen Landgemeinden im 19. Jahrhundert, mit den «Judenmägden» und dem Vereinswesen bzw. der politischen Partizipation oder mit der Einbindung in die nichtjüdische Gesellschaft befassen, tragen Baustein für Baustein das Bild eines *auskömmlichen Mit-einander* zusammen.

Literarisch festgehalten hat diese mit dem Zugeständnis der Freizügigkeit und staatsrechtlichen Gleichstellung untergegangene Welt der alemannische Erzähler Jacob Picard. In seinem von nostalgischer Verklärung nicht mehr ganz freien Rückblick setzte er zu Anfang unseres Jahrhunderts diesem halbbäuerlichen, selbstbewußten, heimatverbundenen und traditionsverhafteten Judentum ein literarisches Denkmal. Seine von Manfred Bosch klug eingeleitete Erzählung über den durch den Schwarzwald wandernden Handelsmann Hirsch Bernheim schildert, wie der 1976 verstorbene Erzähler schreibt, ein *unserviles*

und ungeschwächtes, aufrechtes Volk, in dem keiner mehr gebeugt ging, als trüge er noch immer die Last eines Warenpacks über die Schultern, so als sei es die Vergangenheit selbst. Die übrigen Beiträge, die sich unter anderem mit der Architektur und der Kunst in den jüdischen Gemeinden befassen und den Erhalt der letzten steinernen Zeugnisse anmahnen, ergänzen das Bild einer einstmals kulturell reichen und lebendigen Lebenswelt.

Daß die kenntnisreich freigelegten Spuren des ehemaligen Beziehungsreichtums und die wiederentdeckte einstige kulturelle Vitalität des alemannischen Judentums die Last unserer Geschichte, besonderes der jüngeren, nicht tilgen kann, machen die Beiträge zur wirtschaftlichen Verdrängung und regionalen Verfolgungsgeschichte bitter klar. Auch das jüdische Leben in Schwaben und im Bodenseegebiet ging unter in Vertreibung und Völkermord. Wie sehr aber auch nach dem Ende des Nationalsozialismus Erinnerung vergessen, verdrängt und verschüttet wurde, verdeutlichen vor allem die in den Beiträgen über die Synagogenarchitektur genannten Abrißdaten von Synagogen nach 1945. Im schwäbischen Wallerstein wurde die 1938 demolierte Synagoge sogar erst 1980 abgetragen! Solche Nachkriegszerstörungen oder Umnutzungen enthüllen eine Ignoranz und Blindheit dem eigenen Erbe gegenüber, die die skeptischen Thesen des württembergischen Landesrabbiners über den seiner Meinung nach unmöglichen Dialog zwischen Christen und Juden verständlich machen.

Gut, daß dann doch auch von Institutionen berichtet werden kann, die wie das «jüdische Museum Hohenems» mit ihrer nüchternen Dokumentation Informationen vermitteln, Erinnerungen wachhalten und das Bewußtsein wecken, etwas Wertvolles verloren zu haben. Auch die besprochenen Bücher leisten beispielhaft einen solch dringend notwendigen Beitrag zur Entwicklung einer «anamnetischen Kultur», die der doppelten Vernichtung – zuerst durch den massenhaften Mord, dann durch das Auslöschen der Erinnerung daran und an das, was vorher war – den lebendigen Geist und die widerständige Kraft des Gedächtnisses entgegenhält. Deshalb sind ihnen möglichst viele Leserinnen und Leser zu wünschen, die dieser Einladung zur Wiederentdeckung folgen.

Benigna Schönhagen

Der jüdische Friedhof Wankheim. Dokumentiert von FROWALD GIL HÜTTENMEISTER in Zusammenarbeit mit ELKE MAIER und JAN MAIER. (Beiträge zur Tübinger Geschichte, Band 7). Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1995. 304 Seiten mit 143 Abbildungen und fünf Karten. Pappband DM 48,-

Ohne die Juden, wieviel mehr hätten wir Ruhe, jammerte der Wankheimer Gemeinderat 1843 vor dem Königlichen Oberamt Tübingen, um dessen Zustimmung für einen horrend überzogenen Verkaufspreis für den jüdischen Friedhof zu erhalten. Den vier Vorstehern der Wankhei-

mer Judengemeinde nutzte ihr erstaunlich selbstbewußter Protest gegen den «Religionshaß» des Gemeinderats wenig. Sie mußten sich den Forderungen fügen und nach fast fünfjähriger Auseinandersetzung schließlich 1848 die verlangten 200 Gulden aufbringen. Damit ging das seit 1774 als Begräbnisstätte genutzte Ödland oberhalb der Schinderklinge, abseits der heutigen Schnellstraße von Tübingen nach Reutlingen, in den Besitz der damals seit rund einem halben Jahrhundert bestehenden Wankheimer Judengemeinde über.

Auch als bald darauf im Gefolge von Emanzipation und bürgerlicher Gleichstellung Juden in die mehr Möglichkeiten bietenden Städte zogen und 1887 die letzte Jüdin Wankheim verließ, trugen die neu entstandenen jüdischen Gemeinden von Tübingen und Reutlingen weiterhin ihre Toten hier zu Grabe, auf diesem guten Ort oder Haus des Lebens, wie in der auferstehungsorientierten jüdischen Tradition der Friedhof heißt. Heute, nach Holocaust und zerstörerischem Umgang mit dem Erbe, gehören die 140 erhaltenen Grabsteine des Wankheimer Friedhofs zu den wichtigsten Zeugnissen jüdischen Lebens in unserem Raum. Es sind freilich gefährdete Zeugnisse. An den Grabmalen, die anders als auf christlichen Friedhöfen nie aufgelassen werden, nagt der Zahn der Zeit. Es sind aber nicht nur Luftverschmutzung und saurer Regen, die den anfälligen Kalk- und Sandsteinen zusetzen. Die größten Zerstörungen stammen von Menschenhand. Dreimal wurde dieser Friedhof seit 1945 geschändet; zuletzt in der Neujahrsnacht 1990.

Angesichts solcher Zerstörungen ist es das Verdienst Gil Hüttenmeisters, die erhaltenen Grabdenkmäler erfaßt und in klaren Fotografien dokumentiert zu haben. In Zusammenarbeit mit Elke und Jan Maier sowie einigen Studenten hat der Tübinger Judaist die hebräischen Inschriften entziffert und übersetzt, die vielen Abkürzungen entschlüsselt, die vom christlichen Kalender abweichenden jüdischen Datumsangaben aufgelöst, zudem sämtliche Grabinschriften ediert. Mit einer Fülle von zusätzlichen Angaben zu den einzelnen Toten verknüpft, entstand so eine datenreiche und informationspralle Dokumentation über die Toten des Wankheimer Friedhofs. Zwölf Register und fünf Karten helfen, die Datenfülle und Querverweise des vom Kulturamt der Stadt Tübingen herausgegebenen Bandes zu nutzen.

Blättert man in dem sorgfältig ausgestatteten Buch, so kann man nachvollziehen, wie die schlichten Grabsteine im Lauf des 19. Jahrhunderts zunehmend aufwendiger gestaltet wurden, auch wenn figürliche Darstellungen wie die trauernden Engel auf christlichen Friedhöfen fehlen. Auch symbolische Hinweise auf die Stellung des Verstorbenen innerhalb der jüdischen Gemeinde findet man kaum. Unübersehbar ist die wachsende Angleichung an die Grabkultur der christlichen Mehrheit. Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts verdrängen deutsche Inschriften, oft anrührend blumenreich, die hebräischen Texte. Schließlich fehlen sogar die zwei hebräischen Buchstaben, die für die Abkürzung *hier liegt begraben* stehen. Ausdruck einer fortschreitenden Assimilierung sind ferner das Fehlen des für die jüdische Tradition so bezeichnen-

den Zusätze der Vatersnamen, etwa «Jaakov, Sohn des Abrahams», und das Schwinden der jüdischen Vornamen. Da machte dann der Jehuda einem Leopold Platz, und aus Vögele wurde Fanny.

Die Dokumentation bietet dem geduldigen Leser die Möglichkeit für viele solcher Beobachtungen. Darüber hinaus aber bewahrt sie in den sorgfältig zusammengetragenen Daten zu Heiraten, Nachkommen, Vorfahren, Ämtern und Berufen der Verstorbenen den gesamten Lebenskreis eines schwäbischen Judendorfes. Damit stellt sie Mosaiksteinchen bereit, aus denen sich am Wankheimer Beispiel das Bild eines Landjudentums zusammensetzen läßt, das schon vor der Vernichtung durch die Nationalsozialisten aufgehört hatte zu existieren. Denn sobald sie durften, zog es die Juden in die städtischen Zentren von Wirtschaft und Bildung.

Auch das gewaltsame Ende der Judengemeinden zeichnet sich hinter den Gräbern und dem 1949 gesetzten Gedenkstein ab. Im Mai 1941 schaufelten die Totengräber auf dem Wankheimer Friedhof das letzte Grab: Es war für den Tübinger Kaufmann Albert Schäfer bestimmt. Nach dem Novemberpogrom verhaftet und nach Dachau verschleppt, war er nach der Rückkehr aus dem Konzentrationslager an den Folgen seiner Haft gestorben.

Benigna Schönhagen

Quellen zur Entstehung der Verfassung von Baden-Württemberg. Teil 9: **Gesamtregister.** Bearbeitet von JÜRGEN TRÖSCHER. (Veröffentlichungen zur Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg seit 1945, Band 10). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1995. X, 456 Seiten. Leinen DM 75,-

Die achtbändige, zwischen 1986 und 1992 erfolgte Edition der *Quellen zur Verfassung von Baden-Württemberg* durch Prof. Dr. Paul Feuchte war ein außerordentlich «anspruchsvolles, zeitlich und finanziell aufwendiges» Projekt zur jüngsten Landesgeschichte. In den Bänden sind alle wesentlichen Materialien zur Entstehung der Verfassung des Bundeslandes aus den Jahren 1952 und 1953 zusammengetragen, insbesondere die Protokolle des Verfassungsausschusses und der Verfassungsgebenden Landesversammlung. Der jüngste und neunte Band nun krönt mit einem Gesamtregister die editorische Leistung. Er erschließt, was Feuchte auf 5574 Druckseiten veröffentlicht hat, und macht nun einen gezielten Zugriff, aber auch breiten Zugang möglich; zudem bietet er die Grundlage zu weiteren Forschungsvorhaben.

Der Registerband verfügt über ein Sach-, Sprech-, Personen- und Ortsregister sowie über ein Literaturverzeichnis. Am wichtigsten und am umfangreichsten sind die Sach- und Sprechregister. Das 297 Seiten umfassende Sachregister, das sich in seiner Ordnung an einer staats- und verfassungsrechtlichen Terminologie orientiert, arbeitet mit einem vierstufigen Stichwortsystem, bei dem Verweisungen auch auf Unterstichworte gerichtet wurden. So findet sich zum Stichwort «Abgeordneter» nicht

nur eine Verweisung auf Stichworte wie «Ansehen», «Minderheitsschutz» oder «Vorteilsannahme», sondern auch eine Untergliederung etwa nach «Bundestag», «Geminderat» oder «Landtag».

Diese Untergliederungen wurden nun noch einmal zweistufig differenziert und detailliert aufgeschlüsselt. Das Sprechregister (100 Seiten), alphabetisch nach den Namen der Redner geordnet, erschließt alle Redebeiträge einer Person (eines Sprechers) nach standardisierten Stichworten und innerhalb derer wieder chronologisch. Von Wert sind solche Register allemal allerdings nur, wenn sie zuverlässig, penibel genau, in ihrer Logik durchschaubar sind und möglichst alle Fragestellungen bedacht haben. Stichproben haben die Rezensentin davon überzeugt, daß der Bearbeiter dieses Registerbandes eine hervorragende Hilfestellung zur Erschließung des Gesamtwerkes vorgelegt hat.

Sibylle Wrobbel

THOMAS NATTER: **Ulm – Industriestandort im Umbau. Endogene Potentiale und räumliche Dekonzentration.** (Ulmer Geographische Hefte 10). Ulm 1995. 80 Seiten mit 16 Abbildungen und 10 Karten. DM 14,80 (Zu beziehen bei Brigitte Birkenfeld, Ruländerweg 44, 89075 Ulm)

Seit 1984 erscheinen die «Ulmer Geographischen Hefte». Mit dem vorliegenden 10. Heft sind über 1100 Seiten regionaler Landeskunde erschienen. Die Hefte befassen sich mit Geologie und Landschaft, Stadt- und Wirtschaftsgeographie. Diese Vielseitigkeit, dargeboten von Sachkennern, hat wesentlich zur Akzeptanz der Reihe beigetragen. Das vorliegende 10. Heft ist dem aktuellen Thema des sich wandelnden Industriestandorts Ulm gewidmet.

Das leistungsfähige Oberzentrum Ulm ist ein Verkehrsknotenpunkt erster Ordnung. Der Industrialisierungsprozeß setzte in Ulm verhältnismäßig spät ein und entwickelte sich nur langsam. Verantwortlich dafür war die Grenzlage zu Bayern, das Fehlen natürlicher Standortfaktoren und vor allem die Ausrichtung auf die Garnison und die Bauverbote außerhalb der Bundesfestung. Erst nachdem die Festungsanlagen teilweise geschleift waren, konnte sich Ulm zum Ende des 19. Jahrhunderts entwickeln. Damals standen vor allem die aus dem vorindustriellen Kleingewerbe hervorgegangenen konsumorientierten Branchen im Vordergrund. In ihnen waren 1895 58 Prozent der Beschäftigten tätig.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts verschob sich der Schwerpunkt auf die Produktions- und Investitionsgüterindustrie, vor allem auf die drei Großbetriebe Magirus, Kässbohrer und Wieland. Ihr Anteil an der Zahl der Beschäftigten betrug zu Beginn des Zweiten Weltkriegs 57 Prozent. Im Zweiten Weltkrieg kam mit Telefunken ein Großbetrieb der Elektroindustrie dazu. Der Anteil von knapp 60 Prozent der Industriebeschäftigten in den Großbetrieben des Fahrzeugbaus und der Elektrotechnik konnte bis heute gehalten werden. Allerdings nahm die

Gesamtzahl der Industriebeschäftigten, die in den siebziger Jahren ihren Höhepunkt erreicht hatte, stark ab. Gegenüber dem Landesdurchschnitt unterdurchschnittlich war die Neuansiedlung von Betrieben bis 1961. Verantwortlich dafür war die Raumnot. Trotzdem gelang es der Stadt, zwischen 1950 und 1993 insgesamt 458 Hektar neue Gewerbe- und Industrieflächen zu erschließen. Ein großer Teil davon wurde zur Verlagerung einheimischer Firmen benötigt.

Mit dem im Anschluß an die 1967 gegründete Universität Ulm auf dem Oberen Eselsberg seit 1986 eingerichteten Sondergebiet «Wissenschaftsstadt» wird versucht, Forschung und Entwicklung für bestehende und neu zu gründende Betriebe nutzbar zu machen. Für die erste Ausbaustufe konnten 7200 Quadratmeter Mietfläche bereitgestellt werden. Diese Fläche ist vergeben. Die Befragung eines Fünftels der Firmen, die ihren Standort innerhalb Ulms in den letzten Jahrzehnten verlagert haben, ergab, daß vorrangig die gute Verkehrslage, die Attraktivität des Standorts und die vorhandenen Erweiterungsmöglichkeiten die Entscheidung zum Verlagern beeinflusst haben. Zur regionalen Standortgebundenheit wurden genannt: Image-Gründe, das heißt die Firmen wollten weiterhin mit der Stadt Ulm in Verbindung gebracht werden, die Übernahme der Belegschaft und – deutlich weniger – der regionale Absatzmarkt und die regionalen Verbindungen zu den Zulieferern. Die große Bedeutung der «weichen Standortfaktoren» wurde von allen befragten Betrieben hervorgehoben: *In Ulm läßt sich's gut leben!*

Ziel der Ulmer Gewerbepolitik ist es, den Mangel an Gewerbeflächen, zum Beispiel durch Kooperation mit Nachbargemeinden, zu beheben und die Ansiedlung kleinerer und mittlerer Betriebe zu fördern. Patentrezepte hierfür gibt es nicht, doch ist mit der «Wissenschaftsstadt» Ulm ein vielversprechender Anfang gemacht worden. Durch die Pflege der «weichen Standortfaktoren», wozu auch Wohnmöglichkeiten gehören, könnte die Stadt betriebliche Standortentscheidungen weiterhin günstig beeinflussen.

Hans Binder

RUDOLF P. PAVEL: Nebenbahn Reutlingen–Schelklingen – Per Zahnrad vom Echaztal auf die Schwäbische Alb. Verlag Wolfgang Bleiweis Schweinfurt 1995. 96 Seiten mit 70 Fotos. Broschiert DM 26,80

Vielen älteren Heimatbund-Mitgliedern wird sie noch bestens bekannt sein, die ehemalige Zahnrad-Eisenbahnstrecke von Honau hinauf zum Bahnhof Lichtenstein, die Generationen von Ausflüglern und Skifahrern langsam, aber sicher die Honauer Steige hinaufbrachte. Sie bildete das interessanteste Teilstück der gesamten Querverbindung von Reutlingen über Engstingen, Marbach an der Lauter und Münsingen bis Schelklingen, wo ein Anschluß an die Donautalbahn nach Ulm bestand, und sie stellte immerhin Deutschlands zweitsteilste und Württembergs einzige Eisenbahneinrichtung dieser Art dar,

nicht zu verwechseln mit der noch höchst «lebendigen» Stuttgarter Zahnrad-Straßenbahn. Jenseits des Bahnhofs Lichtenstein spielten Pendler und Touristen eher eine Nebenrolle, da war für den Bahnbau insbesondere durch das fast unbesiedelte Heutal die militärische Bedeutung des Münsinger Truppenübungsplatzes ausschlaggebend, daneben sicherlich auch Aspekte der – wie man heute sagen würde – Regionalförderung, und schließlich mußte es schon aus Gründen der Staatsraison sein, dem Münsinger Oberamt – als letztem im Land! – zur Einbindung ins weltweite Schienennetz zu verhelfen. Heute ist nur noch der Streckenteil über die Münsinger Alb befahrbar, die Verbindung nach Reutlingen längst stillgelegt und größtenteils abgebaut; das Gasthaus «Station Lichtenstein» und als Rarität ein hölzerner Lokomotivschuppen erinnern am Albtrauf an diesen Verkehrsweg.

Rein chronologisch durchmißt der bewährte Autor die Bahngeschichte von der Länder- über die Reichs- zur Bundesbahnzeit, beginnend bei der generellen Frage der Trassierung, ob durch das Ermstal (über Metzingen nach Urach) oder durch das Echaztal, sowie dem Streit zwischen kurzer Zahnrad- oder serpentinenartiger „Adhäsionsbahn«, gefolgt von der speziellen Entwicklung der Zahnradlokomotiven und -wagen, gekrönt von der Beschaffung von Zahnrad-Dieseltriebwagen in den 60er Jahren, bis der technisch zu aufwendige Betrieb den Anfang vom Ende der ganzen Verbindung mit sich brachte. Interessant ist es, im nachhinein von den raffinierten Sicherheitsvorkehrungen auf der – unfallfreien – Steilstrecke zu erfahren; köstlich das Histörchen von dem Pkw-Garagentor, das bei Einführung der Triebwagen verrückt spielte –, aber das sollte man selber nachlesen. Löblicherweise führt die Chronik bis in die aktuellste Gegenwart und vergißt auch nicht die Bemühungen des Vereins «Zahnradbahn Honau–Lichtenstein» um die Reaktivierung einer der Zahnradlokomotiven von 1923 – der letzten speziell württembergischen Loktype – sowie der «Stadtbahninitiative Reutlingen–Engstingen», die bei der derzeitigen bahneindlichen Haltung des Landkreises Reutlingen (siehe Ermstalbahn) leider nicht auf kommunale Unterstützung hoffen darf.

Gewünscht hätte man sich bei dem vorzüglich illustrierten Buch mehr und vollständigere Kartenskizzen, insbesondere über die Projektstudien, sowie mehr Gleispläne, anhand derer die wirtschaftliche und militärische Bedeutung der Bahnstationen hätte noch anschaulicher dargestellt werden können; auch ob «Rentabilität» den einzigen Bewertungsmaßstab für den Fortbestand dieser «Infrastruktur» bildete und es noch tut, sei dahingestellt.

Außer diesem Buch kann auch die Benutzung der historischen Dampfzüge der Eisenbahnfreunde Zollernbahn (Hechingen) zwischen Engstingen und Münsingen über die landschaftlich sehr reizvolle Reststrecke nur empfohlen werden, denn die Deutsche Bahn AG hat diese wegen der zurückgehenden Bundeswehrtransporte zum Verkauf ausgeschrieben. Ob die Hohenzollerische Landesbahn diese Strecke übernehmen wird, ist fraglich, auch wenn das Herz der Stadt Münsingen noch oder wieder an «ihrer» Schiene hängt.

Hans-Joachim Knupfer

Auf der Gasse und hinterm Haus. Gruibingen um 1935 in Photographien von Walter Frieß. Ausgewählt und kommentiert von WERNER UNSELD unter Mitarbeit von JÜRGEN BÖHRINGER. Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1994. 156 Seiten mit 109 ganzseitigen Abbildungen. Gebunden DM 35,-

Verlag und Autoren legen hier einen Fotoband von bestechender Qualität vor, eine einzigartige Dokumentation: hervorragende Aufnahmen, die Menschen in allen Bereichen des bäuerlichen Lebens zeigen, in höchster Güte reproduziert.

HERMANN EISELEN (Hrsg.): **Brotkultur.** DuMont Verlag Köln 1995. 228 Seiten mit 225 Abbildungen, davon 120 in Farbe. Leinen DM 98,-

Dieses in Zusammenarbeit mit dem 1955 gegründeten Deutschen Brotmuseum in Ulm entstandene Buch vermittelt einen hervorragenden und umfassenden Einblick in die Bestände dieses Hauses, das eine überaus reiche kunsthistorische, kunsthandwerkliche und technikgeschichtliche Sammlung zum Komplex der Brotgeschichte und der Brotproduktion, des Bäckerhandwerks und des Brauchtums rund um das Brot beherbergt.

ALBIN BRAIG: **Bloß a bißle nochdenkt.** DRW-Verlag Leinfelden-Echterdingen 1995. 96 Seiten mit 10 Illustrationen von Rainer Simon. Kunstleinen DM 24,-

Der Schauspieler und Mitbegründer der Komödie-Scheuer in der Mäulesmühle im Siebenmühlental schaut in diesem Buch seinen Landsleuten aufs Maul, sinniert mit einer gehörigen Portion Selbstironie in 30 schwäbischen Geschichten über Gott und die Welt im allgemeinen und die Schwaben im besonderen.

FRANZ THORBECKE und JÜRGEN RESCH: **Bodensee im Wandel der Zeit. Ein Portrait in Luftbildern aus 70 Jahren.** Stadler Verlagsgesellschaft Konstanz 1994. 132 Seiten mit 126 Abbildungen, davon 71 in Farbe. Gebunden DM 78,-

In diesem brillanten Bildband, dem eine kurze Einführung über die Veränderungen im Bodenseeraum vorgeht, werden 56 ganzseitige farbige Luftaufnahmen vom Anfang der 90er Jahre 56 kleineren Luftaufnahmen in schwarzweiß vom Anfang dieses Jahrhunderts gegenübergestellt, die genau aus der gleichen Perspektive aufgenommen worden sind: ein beeindruckender Gesamtüberblick und Vergleich über den Zustand des Bodensees gestern und heute.

WALTER NACHTMANN: **Karl Strölin. Stuttgarter Oberbürgermeister im «Führerstaat».** Silberburg-Verlag Tübingen 1995. 483 Seiten. Kartonierte DM 39,80

Die vorliegende Biographie – eine der ersten umfassenden Arbeiten über einen nationalsozialistischen Oberbürgermeister – versucht nicht nur die Person, ihr Handeln und Denken darzustellen, sondern auch – recht anschaulich und fundiert – dem Leser ein Stück noch immer weitgehend verdrängter Stadtgeschichte nahezubringen.

Maulbronn. Ein Zisterzienserkloster als Weltkulturerbe. Mit Fotos von WERNER LEIS und Texten von MICHAEL HÜBL. G. Braun Buchverlag Karlsruhe 1995. 60 Seiten mit 68 Farbfotos und einem Lageplan. Pappband DM 28,-

Ein hübscher, anschaulicher Bildband, dessen erläuternde Kurztexte – alle auch englisch und französisch – die Baugeschichte, das Klosterleben, den Wirtschaftsbetrieb, die geistlich-religiösen Aufgaben und die wertvollen Zeugnisse mittelalterlicher Kunst beschreiben.

IOANNIS PILAVAS: **Psychiatrie im Widerstreit der Konzepte. Zur Entstehungsgeschichte der Tübinger Nervenklinik.** (CONTUBERNIUM. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Band 39). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 154 Seiten. Leinen DM 48,-

Dieses Buch geht der Frage nach, warum die Universität Tübingen 1894 zu den letzten Hochschulen zählte, die eine psychiatrische Klinik eröffneten, obwohl sie eine der ersten war, die sich mit der Psychiatrie auseinandersetzte – dabei werden nicht nur die Konflikte und Probleme innerhalb der Tübinger Medizinischen Fakultät oder innerhalb der Stuttgarter Landesregierung deutlich, sondern auch – auf dem Hintergrund eines allgemeinen geisteswissenschaftlichen Zusammenhangs – die Schwierigkeiten des Faches auf dem Weg zur anerkannten Wissenschaft.

RUDOLF SCHIEFFER: **Die Karolinger.** (Urban Taschenbücher, Band 411). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1992. 260 Seiten mit 6 Stammtafeln. Kartonierte DM 25,-

Dieses Buch beschreibt den Weg einer Herrscherfamilie, die 400 Jahre lang die Geschichte des Abendlandes mitbestimmte, von den Arnulfingern und Pippiniden des 7. Jahrhunderts über die Glanzzeit des 8. Jahrhunderts mit der Erneuerung des (westlichen) Kaisertums und die Erbteilungen des 9. Jahrhunderts bis zum Ende des karolingischen Königtums 987: eine Geschichte von Personen, zugleich aber auch eine gute Darstellung ihrer Zeit.

JOHANN LUDWIG KRAPP: **Reisen in Ostafrika ausgeführt in den Jahren 1837–1855.** Mit einer Einführung herausgegeben von WERNER RAUPP. Unveränderter Neudruck des 1858 im Selbstverlag erschienenen Buchs LIT Verlag Münster-Hamburg 1994. (Afrikanische Reisen, Band 2). 1064 Seiten. Gebunden DM 88,80

Der aus Tübingen-Derendingen stammende Ludwig Krapf, Missionar und Afrika-Reisender, wurde durch seine geographischen Entdeckungen sowie durch seine sprachwissenschaftlichen und ethnologischen Forschungen bekannt, die sich vor allem auf die Erschließung Ost-

Äquatorial-Afrikas erstreckten: ein Klassiker der Afrika-Literatur, aber auch ein außergewöhnlich guter Einblick in ein schwäbisch-pietistisch geprägtes Missionars- und Forscherleben.

Abkürzungen aus Personalschriften des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts, bearbeitet von RUDOLF LENZ, UWE BREDEHORN und MAREK WINIARCZYK. (Marburger Personalschriften-Forschungen, Band 18). 2., völlig überarbeitete und stark erweiterte Auflage. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1993. VIII, 248 Seiten. Broschiert DM 72,-

Dieses neue Verzeichnis der deutschen und lateinischen Abkürzungen, wie sie in Leichenpredigten, einer der bedeutsamsten personengeschichtlichen Quellen, oder auf Epithaphien und Grabdenkmälern verwendet wurden, hat sich gegenüber der 1978 erschienenen Erstauflage verfünffacht: wegen ihrer Auflösung und Übersetzung nicht nur für Genealogen ein unentbehrliches Nachschlagewerk, sondern für alle, die – etwa in Bibliotheken oder Archiven – mit Texten des 16. bis 18. Jahrhunderts zu tun haben.

BERTHOLD SCHAAF: **Schwarzwalduhren**. Erweiterte Neuausgabe. G. Braun Buchverlag Karlsruhe 1995. 332 Seiten mit 350 Abbildungen, davon 165 in Farbe. Gebunden DM 88,-

Dieses Buch vermittelt einen umfassenden Überblick über 200 Jahre Schwarzwälder Uhrmacherkunst, über die technische Entwicklung und die Gestalt der Uhren, über Uhrmacher – ein umfangreiches Verzeichnis nennt über 3000 Namen –, über Restaurierungen, Fälschungen, Mariagen und den Wert der Uhren: ein Standardwerk für Sammler und Fachleute, für Laien und Uhrenfreunde.

ALBERT HAUG: **Die Mühlen der Stadt Ulm**. (Mühlenatlas Baden-Württemberg, Band 1). Verlag Manfred Hennecke Remshalden-Buoch 1994. 85 Seiten mit 5 Plänen, 9 Planskizzen und 48 Bildern. Broschiert

Etwa 9000 Mühlplätze gibt oder gab es in Baden-Württemberg, viele sind vom Untergang bedroht, das Wissen um sie verschwindet; sie alle zu erfassen und zu dokumentieren, das hat sich die Baden-Württembergische Landesgruppe der deutschen Gesellschaft für Mühlenkunde und Mühlenerhaltung zum Ziel gesetzt – ein erster Band liegt hier nun vor, dessen Verfasser Professor am Institut für Technikgeschichte der Fachhochschule Ulm ist.

WERNER CLEMENT (Redaktion): **Heimatbuch der Stadt Schwaigern mit den Teilorten Massenbach, Stetten a. H. und Niederhofen**. Stadtverwaltung Schwaigern 1994. 663 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 45,-

Eine gründliche, umfassend informierende und anschauliche Geschichte der Stadt Schwaigern und ihrer Teilorte, die – von ausgewiesenen Fachleuten verfaßt – ihren Schwerpunkt im Mittelalter und der frühen Neuzeit hat und durch ihre Kapitel über die Grafen von Neipperg (Immo Eberl) und die Freiherren von Massenbach (Wolfram Angerbauer) auch von überregionaler Bedeutung ist.

THEODOR HAECKER: **Leben und Werk. Texte, Briefe, Erinnerungen, Würdigungen**. Herausgegeben von BERNHARD HANSSLER und HINRICH SIEFKEN zum 50. Todestag am 9. April 1995. (Esslinger Studien, Band 15). Stadtarchiv Esslingen 1995. 292 Seiten mit 32 Abbildungen. Kartonierte DM 40,-

Dieser Band bietet eine hervorragende Ergänzung zum Marbacher Magazin von 1989, in dem erstmals wieder die Bedeutung des 1879 geborenen, in Esslingen aufgewachsenen Schriftstellers gewürdigt wurde, der als Journalist und kritischer Publizist sowie als Übersetzer und christlicher Philosoph gegen die herrschenden gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse seiner Zeit ankämpfte.

ANSGAR KRIMMER: **Der Katholische Gesellenverein in der Diözese Rottenburg 1852–1945**. Ein Beitrag zur Geschichte des Katholizismus in Württemberg. (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Band 66). Ferdinand Schöningh Verlag Paderborn 1994. XXX und 313 Seiten. Kartonierte DM 78,-

Diese bei Professor Reinhardt entstandene Tübinger Dissertation untersucht die geschichtliche Entwicklung des Katholischen Gesellenvereins, später Schwäbische Kolpingsfamilie, genauer die Entwicklung des Diözesanverbandes, seine Organisation, seine soziale, wirtschaftliche und kulturelle Praxis, seine Stellung innerhalb der Kirche, seine Außenbeziehungen zu den Parteien, der Arbeiterbewegung und zu sonstigen Vereinen, sowie seine Rolle zur Zeit des Nationalsozialismus: Ein gut gegliedertes, lesbares und interessantes Buch, das die große Bedeutung des von Laien, von Handwerkern getragenen, katholischen Vereinswesens für die Erneuerung des kirchlichen Lebens und die Übernahme sozialer Verantwortung deutlich macht.

GOTTHARD REINHOLD: **Johann Michael Knapp (1791–1861)**. Eine Studie über Leben, Werk und Nachlaß des Stuttgarter Hofbaumeisters. (Backnanger Forschungen, Band 1). Fr. Stroh Verlag Backnang 1994. 142 Seiten mit 48, teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 37,-

Zu dem alle zwei Jahre erscheinenden Backnanger Jahrbuch gesellt sich nun die von Gerhard Fritz betreute und vom Stadtarchiv herausgegebene Reihe der «Backnanger Forschungen», die hoffnungsvoll mit einem umfassenden Überblick zum Leben und Werk Johann Michael Knapps beginnt, der rund zwanzig Jahre in Italien lebte und wirkte, 1840 Hofbaumeister des württembergischen Königs wurde und dessen *architektonischer und zeichnerischer Nachlaß* bisher *ein kaum beachtetes Schattendasein* im Stadtarchiv Backnang führte, wie Oberbürgermeister Jürgen Schmidt in seinem Vorwort schreibt.

GÜNTHER REICHEL: **Wach sein für morgen. 40 Jahre Bürger für Natur- und Umweltschutz in Baden-Württemberg**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 256 Seiten mit 87 Abbildungen. Kartonierte DM 24,80

In diesem Buch werden – so schreibt der herausgebende Landesnaturschutzverband – *Entstehung und Wirkungsge-*

schichte von Naturschutzverbänden in ihrer Vielfalt und Bunt-heit, ihren Niederlagen und Erfolgen aufgearbeitet, wobei dem Schwäbischen Heimatbund als einem der frühen Aktivisten immerhin auch einige Zeilen gewidmet sind. Ansonsten besticht das Buch durch die Darstellung von Bürgeraktionen und -initiativen zur Erhaltung der Natur – Wutachschlucht, Boxberg, Rheinauen – sowie durch die beispielhafte Verdeutlichung heutiger «Massen»-Probleme: Klettern, Golfen, Drachenfliegen, Skilaufen.

Weitere Titel

Schwieberdingen – Bausteine zur Ortsgeschichte. Zehn Jahre Heimat- und Kulturkreis Schwieberdingen Gruppe e.V. Herausgegeben vom Heimat- und Kulturkreis Schwieberdingen 1995. 183 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 20,-

HANS LUZ: Vom Vorgartenmäuerle zum Grünen U. Vierzig Jahre Landschaftsgärtner. Ein Werkbericht. Verlag av Edition Stuttgart 1992. 196 Seiten mit 286 Abbildungen in Farbe. Leinen DM 79,80

KURT HAWLITSCHKE: Johann Faulhaber 1580–1635. Eine Blütezeit der mathematischen Wissenschaften in Ulm. (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Ulm, Band 18). Stadtbibliothek Ulm 1995. 376 Seiten mit 65 Abbildungen und einer Stammtafel. Kartoniert DM 29,80

KARLHEINZ ENGLERT: Roigheim damals und heute. Ein heimatkundliches Lese- und Bilderbuch mit Beiträgen von Annette Kick, Werner Kreutz und Dieter Schille. Gemeindeverwaltung 74255 Roigheim 1994. 448 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 49,-

JULIA GINSBACH (Bilder) und ANDREA LIEBERS (Text): Die schöne Lau. Nach dem Stuttgarter Hutzelmännlein von Eduard Mörike. DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1995. 32 Seiten mit 13 Farbbildern. Gebunden DM 24,80

HANS-JÜRGEN GÜNTHER: Johannes Zehender – (J. Decumanus 1564–1613) ein vergessener Besigheimer? Einblicke in die ereignisreiche Zeit von Reformation und Gegenreformation im südwestdeutschen Raum. (Besigheimer Geschichtsblätter, Heft 16). Geschichtsverein Besigheim 1995. 72 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert DM 15,-

GERHARD J. MAUCH: Betriebliche Sozialleistungen württembergischer Unternehmen im 19. Jahrhundert. Entwicklung, Rahmenbedingungen und Beweggründe ihrer Bereitstellung bis zur Sozialversicherungsgesetzgebung der 1880er Jahre. (Beiträge zur südwestdeutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Band 17). Scripta Mercaturae Verlag St. Katharinen 1995. 394 Seiten. Kartoniert DM 68,-

RENATE PALMER: Der Stuttgarter Schocken-Bau von Erich Mendelsohn. Die Geschichte eines Kaufhauses und seiner Architektur. (Stuttgarter Studien, Band 9). Silberburg-Verlag Titus Häussermann Tübingen 1995. 196 Seiten mit 125 Abbildungen. Kartoniert DM 38,-

MARGARETE BAXMANN und MARTIN FREY (Hrsg.): Menschen in Rot. Die Geschichte eines Stuttgarter Stadtteils in Lebensbildern. Silberburg Verlag Tübingen 1995. 164 Seiten mit 18 Abbildungen. Broschiert DM 19,80

MICHAEL KAMP und SUSANNE IRION: Zeit(t)räume. Eine Landgemeinde zwischen Eisenbahnanschluß und Dorf-erneuerung. Begleitbuch zur gleichnamigen Sonderausstellung des Schwäbischen Bauernhofmuseums Illerbeuren. Kronburg-Illerbeuren 1995. 164 Seiten mit 220, teils farbigen, Abbildungen. Broschiert DM 19,80

ROBERT KRETZSCHMAR (Bearb.): Fürstlich Thurn und Taxisches Archiv Obermarchtal. Grafschaft Friedberg-Scheer. Urkundenregesten 1304–1802. (Inventare der Nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg, Band 18). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1993. 797 Seiten. Pappband DM 98,-

ARMIN DIETER: Naturerlebnis Schwäbische Alb. Naturgewalten – Tiere – Pflanzen und Sehenswürdigkeiten. Ein Plädoyer für die Schwäbische Alb. Verlag Tübinger Chronik 1994. 96 Seiten mit 60 Farbfotos. Broschiert DM 23,80

WOLFGANG PREISS-JOHN: Wolfgang von Pfullingen. Bischof im Mönchsgewand. (Reihe Schwäbische Heilige). Schwabenverlag Ostfildern 1994. 68 Seiten mit 16 Abbildungen, davon 12 in Farbe. Kartoniert DM 14,80

Natur im Landkreis Esslingen, Band 2: Reptilien. Herausgegeben vom Naturschutzbund Deutschland, Kreisverband Esslingen 1994. 54 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Skizzen, Diagrammen, Karten und Tabellen. Broschiert DM 20,- (zu beziehen beim Kreisverband 73240 Wendlingen, Spinnerstraße 3)

PATRIZ HAUSER. Philipp Jeninger. Ein Jesuit, wie er im Buche steht. (Reihe Schwäbische Heilige). Schwabenverlag Ostfildern 1995. 76 Seiten mit 8 Farbbildungen. Kartoniert DM 14,80

BERNHARD KIRCHGÄSSNER und HANS-PETER BECHT (Hrsg.): Vom Städtebund zum Zweckverband. 30. Arbeitstagung in Waiblingen 1991. (Stadt in der Geschichte. Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, Band 20). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1994. 176 Seiten. Kartoniert DM 44,-

FOLKER FÖRTSCH: Gesundheit, Krankheit, Selbstverwaltung. Geschichte der Allgemeinen Ortskrankenkasse im Landkreis Schwäbisch Hall 1884–1973. (Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 43). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1995. 384 Seiten mit 129 Abbildungen. Leinen DM 48,-

Zum Jahreswechsel

Liebe Mitglieder, verehrte Leser,

bei einer kürzlich durchgeführten Meinungsumfrage wurde ermittelt, daß der Denkmalschutz in der Bundesrepublik eine bisher nie erreichte Akzeptanz genießt. Über zwei Drittel der Befragten waren für die Erhaltung und Sicherung unseres Kulturerbes. Dieses Ergebnis reicht schon fast an die Zahlen für den Umwelt- und Naturschutz heran. Darüber freue ich mich als Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes und sehe den Verein in seiner Arbeit bestätigt, der sich ja zum großen Teil diesen Aufgabenbereichen widmet. Unseren Wunsch nach starken Denkmalschutzämtern und Naturschutzbehörden haben wir durch zwei Resolutionen bei der Mitgliederversammlung in Maulbronn sehr deutlich zum Ausdruck gebracht. Ernsthaftigkeit und Ausgewogenheit der Vorschläge waren schon immer ein großes Anliegen des Schwäbischen Heimatbundes; deshalb werden unsere Wortmeldungen auch ernst genommen.

Nicht zu unterschätzen ist aber auch die Zahl der Mitglieder, für die ich spreche. Der Verein hat 5800 Mitglieder, wobei der Schwund der vergangenen Jahre gestoppt werden konnte, ja es ist nun wieder ein leichter Trend nach oben zu verzeichnen. Diesen «Aufschwung» verdanken wir sowohl der Arbeit, die 210 Mitglieder ehrenamtlich in unserem Verein leisten, als auch den Sonderaktionen der Geschäftsstelle (z. B. Informationsstände bei Naturschutzveranstaltungen, Anschreiben an alle evangelischen Pfarrer in Württemberg u.a.m.), den attraktiven Angeboten bei unseren Reisen und Veranstaltungen und der Qualität der Zeitschrift «Schwäbische Heimat». All dies reicht aber immer noch nicht aus, um weitere Bürger von der Wichtigkeit unserer Arbeit zu überzeugen. Aus diesem Grund bitte ich Sie, verehrte Mitglieder, auch weiterhin für unseren Verein und unsere gemeinsamen Aufgaben zu werben. Wir unterstützen Sie gerne mit Werbematerial.

Die Altstadt Häuser in Stuttgart wurden mit enormem finanziellen Aufwand gerettet, und die Geschäftsstelle zieht in den nächsten Wochen dort ein. Ein großes Stück Arbeit liegt dann hinter uns. Dankbar möchte ich feststellen, daß ohne Ihre große Spendenbereitschaft es nicht möglich gewesen wäre, dieses Projekt zu verwirklichen. Der Einsatz im Naturschutz gehört auch weiterhin zu unseren vorrangigen Aufgaben. Wir erwerben wertvolle Grundstücke in Naturschutzgebieten. Inhaltliche Arbeit können wir nun im Naturschutzzentrum Pfrunger-Burgweiler Ried in Wilhelmsdorf leisten, dessen Aufbau und Weiterentwicklung in der Zukunft eine Herausforderung ist, die wir gerne annehmen, da wir in der kurzen Zeit des Bestehens schon auf eine gute Resonanz verweisen können.

Ich danke allen sehr herzlich, die den Schwäbischen Heimatbund in diesem Jahr unterstützt haben. Unterstützt nicht nur finanziell, sondern vor allem auch durch das große persönliche Engagement des Einzelnen. Allen voran sind dies die ehrenamtlichen Mitarbeiter im Vorstand, Beirat, in den Ausschüssen, Jurys, Ortsgruppen und im Naturschutz. Ich danke auch den Mitarbeitern der Geschäftsstelle sowie den fleißigen ehrenamtlichen Helfern dort für ihren Einsatz.

Ihnen allen, liebe Mitglieder, Freunde, Förderer und Leser, darf ich im Namen des Vorstands und der Mitarbeiter der Geschäftsstelle für das Jahr 1996 alles Gute wünschen. Für die bevorstehenden Feiertage wünsche ich Ihnen frohe Stunden im Kreise Ihrer Familie und Freunde. Bleiben Sie uns gewogen!

Martin Blümcke, Vorsitzender

Jahresbeitrag und Jahresspende 1996 Mitgliedsausweis 1996

Der Jahresbeitrag wird entsprechend unserer Satzung zum 1. Januar 1996 fällig, die Beitragsrechnung liegt diesem Heft bei. Wir bitten freundlich um Verwendung der vorgedruckten Überweisungsträger und um fristgerechte Bezahlung.

Wir haben, im Vergleich zu anderen Vereinen, einen sehr geringen Beitrag, der die kostenlose Lieferung der Zeitschrift Schwäbische Heimat miteinschließt. Auf zusätzliche Spenden, die über den Jahresbeitrag hinausgehen, sind wir dringend angewiesen. Wir bitten jedes Mitglied, uns nach seinen Kräften zu unterstützen. Jede noch so kleine Spende erleichtert unsere Arbeit ungemein. Wir danken unseren Spendern schon jetzt für Ihre Unterstützung.

Die diesjährige Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes hat in Maulbronn beschlossen, ab 1996 Mitgliedsausweise einzuführen. Dieser neue Ausweis wurde mit der Jahresbeitragsrechnung 1996 versandt, und zwar als Beilage zu diesem Heft.

Auf der Rückseite dieses Blattes erhalten Sie weitere Informationen, z. B. über Vergünstigungen für den Inhaber des Mitgliedsausweises, wobei nicht generell bei den Veranstaltungen der Ortsgruppen Nachlässe gewährt werden können.

Die Nordfassade der neuen Geschäftsstelle noch ohne Fensterläden. Die Farbfassungen beruhen auf vorhandenen Befunden.

Unten rechts: Der Hausteil Richtstraße 3 mit Mansarde.



Die Rettung der Altstadt Häuser ist vollbracht

Zwar ist noch nicht der letzte Nagel eingeschlagen, die letzte Schraube eingedreht, der letzte Pinselstrich getan, trotzdem kann die Sanierung der Altstadt Häuser in Stuttgart als beendet betrachtet werden. Drei unterschiedliche Gebäude zu einer Nutzung zusammenzuführen – keine leichte Aufgabe für die beiden Bauherren, Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart und Schwäbischer Heimatbund. Die Architekten und Sonderfachleute können ebenfalls ein Lied davon singen, wie schwierig die zweijährige Baustelle zu handhaben war. In der Bauausschußsitzung am 4. 10. 1995 wurde als letztes Baugewerke die Malerarbeiten vergeben. Außerdem wurde die Beschaffung der Ausstattung beschlossen, Tische und Stühle für den Mehrzweckraum, einzubauende, nur als Maßanfertigung zu liefernde Schrankwände und Büromöbel für die Arbeitsräume der Geschäftsstelle sowie eine neue Telefonanlage. Die Kucheneinrichtung für den Mehrzweckraum wurde vergeben, wie auch in kleinster Ausführung eine Küche für den Sozialbereich im Dachgeschoß. Bei der Ausstattung der Küche mit Mobiliar und Geschirr konnte auf den fachkundigen Rat des Ehepaars Käser aus Gerlingen zurückgegriffen werden.

Der Umzug der Geschäftsstelle in die neuen Räume wird in den ersten zwei Dezemberwochen stattfinden. Danach können sich die Mitarbeiter einleben und sich unsere Besucher mit den neuen Verhältnissen vertraut machen. Hoffentlich schafft es das Tiefbauamt der Stadt Stuttgart bzw. die beauftragte Firma rechtzeitig, die Straßenbauarbeiten in der Weberstraße durchzuführen, damit auch die Umgebung der neuen Geschäftsstelle einladend wirkt. Die Baustelle auf der Straße wird im November geräumt.

Auch wenn der letzte Hammerschlag im Hause getan ist, wird die Baustelle bei Vorstand, Geschäftsführung und Bauausschuß Arbeit verursachen, da die einzelnen Gewerke abgerechnet werden müssen. Diese Abrechnung





Dem Gebäude Weberstraße 2 fehlt noch die neue Haustür und der Sockelputz.

zur Verteilung der Kosten auf die beiden Eigentümer wird dann auch unseren Zuschußgebern, der Stadt Stuttgart und der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, vorgelegt. Von beiden erhoffen wir noch eine Erhöhung der Fördermittel, zumindest wurde uns dies von der Stadt Stuttgart in Aussicht gestellt.

Trotz einer genauen Kostenschätzung mit 2,5 Mio. DM ist klar, daß bei einem Bauvorhaben dieser Art nicht alle Eventualitäten berücksichtigt werden konnten, und es ist absehbar, daß diese geschätzte Summe nicht eingehalten werden kann. Statische Verbesserungen, denkmalpflegerische Mehraufwendungen, aber auch die notwendige Unterkellerung und die enormen Feuchtigkeitsprobleme mit durchsickerndem Hangwasser verlängerten die Bauzeit, was nunmehr Kosten in Höhe von insgesamt 2,8 Mio. DM erwarten läßt. Wir hoffen deshalb nicht nur auf eine Erhöhung der Förderung durch die Stadt Stuttgart, sondern appellieren nochmals an alle Mitglieder und Freunde, uns weiterhin mit einer **Spende auf das Konto 1992 bei der Schwäbischen Bank (BLZ 600 201 00)** zu unterstützen.

Die offizielle Übergabe der Häuser wird Ende Januar 1996 stattfinden. Für alle Spender, Mitglieder und Förderer veranstalten wir Ende April 1996 ein Wochenende der offenen Tür, zu dem wir schon heute ganz herzlich einladen.

Mitgliederversammlung 1996 des Schwäbischen Heimatbundes

Die Mitgliederversammlung 1996 des Schwäbischen Heimatbundes findet am Samstag, 11. Mai 1996, vormittags im Haus Schönenberg in Ellwangen statt. Am Nachmittag des 11. Mai sowie am 12. Mai 1996 bieten wir wieder ein umfangreiches Begleitprogramm an. Es besteht die Möglichkeit, im Haus Schönenberg zu übernachten.

Bitte merken Sie sich diesen Termin heute schon vor. Die Tagesordnung der Mitgliederversammlung sowie das genaue Programm veröffentlichen wir in Heft 1996/1 der «Schwäbischen Heimat».

Chor des Schwäbischen Heimatbundes

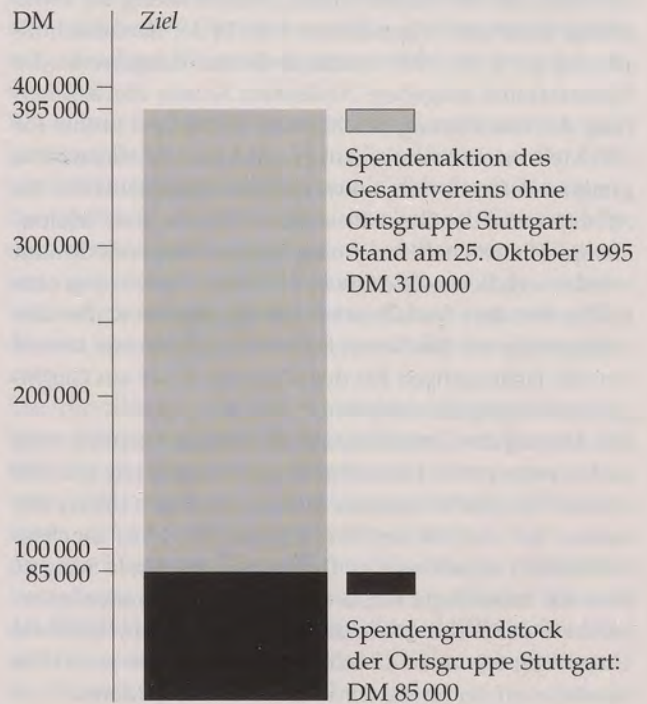
Alle sangesfreudigen Mitglieder und Freunde des Schwäbischen Heimatbundes sind herzlich eingeladen im Chor des Schwäbischen Heimatbundes mitzusingen.

Chorproben: Dienstags von 18.00 bis 20.00 Uhr in den Räumen des Treffpunkt Senior, Rotebühlplatz 28 in Stuttgart.

Weitere Informationen bei: Ortrun-Erdmute Lotz, Senefelderstr. 105, 70176 Stuttgart, Tel. (07 11) 29 74 94.

Spendenbarometer für die Rettung der Altstadt Häuser in Stuttgart

– Neue Geschäftsstelle –



Veranstaltungsprogramm 1996 erschienen!

Das Reise- und Veranstaltungsprogramm 1996 des Schwäbischen Heimatbundes ist erschienen! Alle Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes erhalten die Broschüre zusammen mit dieser Ausgabe der «Schwäbischen Heimat».

Wir meinen, daß dieses Programm mit seinen 64 Veranstaltungen – von der Führung in Stuttgart, bis zur Studienreise zur Kurischen Nehrung, von der Aktion Irrenberg bis zur literarischen Reise auf den Spuren Hermann Hesses – wieder bunt, vielseitig, aktuell und interessant ist. Von der Naturkunde über die Archäologie zur Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde ist wieder zu jedem Interessensgebiet etwas geboten. Einen besonderen Schwerpunkt legen wir auf das Wirken des Grafen Eberhard im Bart, dessen Todestag sich 1996 zum 500. Mal jährt.

Gerne senden wir Ihnen kostenlos weitere Exemplare dieser Broschüre für Ihre Freunde und Bekannten zu – Anruf genügt!

Im Anschluß finden Sie die Studienreisen und Exkursionen, die von Januar bis April 1996 geplant sind:

Veranstaltungen Januar bis April 1996:

Fribourg – Deutsche Gotik und französischer Barock

Führung: Dr. Raimund Waibel

Freitag, 9. Februar, bis Sonntag, 11. Februar 1996

Weil der Stadt –

Reichsstädtisches Kleinod vor den Toren Stuttgarts

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 2. März 1996

Charme und Stille der Balearen –

Wanderstudienreise in Mallorca und Menorca

Führung: Dr. Raimund Waibel

Sonntag, 24. März, bis Donnerstag, 4. April 1996

Land am oberen Neckar

Führung: Dr. Raimund Waibel

Mittwoch, 10. April 1996

Altarkunst in Augsburg zwischen Gotik und Renaissance

Führung: Sibylle Setzler M.A.

Samstag, 13. April 1996

Schwerpunktthema Graf Eberhard im Bart:

Auf den Spuren der Herzöge von Teck

Führung: Harald Schukraft

Dienstag, 16. April 1996 (Halbtagesfahrt)

Schwerpunktthema Graf Eberhard im Bart:

Das oberitalienische Fürstentum Mantua

Führung: Prof. Dr. Volker Himmelein

Donnerstag, 18. April, bis Sonntag, 21. April 1996

Kirchen und Klöster in und um Schwäbisch Gmünd

Führung: Wolfgang Urban

Samstag, 20. April 1996

Burgenwanderung im Grenzgebiet Pfalz-Elsaß

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 27. April, bis Sonntag, 28. April 1996

Stadtplanung in Norditalien

Führung: Sven Gormsen

Samstag, 27. April, bis Sonntag, 5. Mai 1996

Auf den Spuren von Hermann Hesse

Führung: Dr. Benigna Schönhagen und

Prof. Dr. Wilfried Setzler

Sonntag, 28. April, bis Mittwoch, 1. Mai 1996

Ausstellungs Sonderfahrt: Silvesterreise nach Paris mit Besuch der großen Cézanne-Ausstellung

Freitag, 29. Dezember 1995, bis Montag, 1. Januar 1996

Führung: Thomas Becker, Kunsthistoriker

Natürlich ist Paris immer eine Reise wert – und jede Reise in die Seine-Metropole zwangsläufig viel zur kurz. Aus aktuellem Anlaß der Cézanne-Ausstellung im Grand Palais, einer der größten Übersichtsschauen über das Werk des Malers, wollen wir uns deshalb auf nur einen Aspekt dieses Mekkas der Kunst konzentrieren: auf das malerische Feuerwerk, mit dem der Impressionismus die Kunst der Moderne auf den Weg gebracht hat. In der Silvesternacht ist der Besuch einer Balletaufführung in der neuerbauten Opéra Bastille geplant.

Informationen und Anmeldung:

Schwäbischer Heimatbund

Weberstraße 2,

70182 Stuttgart,

Tel. (07 11) 2 39 42 11,

Fax (07 11) 2 39 42 44

Geschäftsstelle zur Jahres- wende geschlossen!

Von Freitag, 22. Dezember 1995, bis Freitag, 5. Januar 1996 (je einschließlich), bleibt die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes geschlossen. Erster Arbeitstag im neuen Jahr ist Montag, 8. Januar 1996.

UMZUG – EINZUG

Unsere **Geschäftsstelle** wird in den ersten beiden Dezemberwochen 1995 vom alten Waisenhaus am Charlottenplatz in die Weberstraße 2, Nähe Wilhelms-

platz, umziehen. In dieser Zeit wird es vorkommen, daß Sie den einen oder anderen Mitarbeiter schlecht oder gar nicht erreichen. Bitte haben Sie Geduld und probieren Sie es dann nochmals. Wir bemühen uns, die laufende Arbeit ohne größere Probleme für unsere Mitglieder abzuwickeln.



Unsere neue Adresse – und so erreichen Sie uns:

Schwäbischer Heimatbund
Weberstraße 2, 70182 Stuttgart

Telefon (07 11) 2 39 42-0,
Telefax (07 11) 2 39 42 44

Über Durchwahl direkt zu erreichen:

Geschäftsführer: Dieter Dziellak

Studienreisen: Sabine Langguth

Verwaltung: Hans-Joachim Knupfer

Telefon (07 11) 2 39 42 22

Telefon (07 11) 2 39 42 11

Telefon (07 11) 2 39 42 12

Und so erreichen Sie uns mit öffentlichen Verkehrsmitteln:

S-Bahn: Haltestelle Stadtmitte

Stadtbahnlinien U1, U4, U14: Haltestelle Rathaus oder Rotebühlplatz (Stadtmitte)

Straßenbahnlinie 2: Haltestelle Rathaus oder Rotebühlplatz (Stadtmitte)

Bus Nr. 41, 43, 44 oder 92: Haltestelle Rathaus

Allgäuer Kuhglocken dürfen weiter bimmeln

KEMPTEN (AP) – Justitia hat am 12. Oktober den Allgäuer Kuhglockenstreit beendet: Die Rindviecher des Bauern Walter Haslach dürfen weiter mit Kuhglocken weiden. Die Zivilkammer am Landgericht Kempten wies eine Klage von Haslachs Nachbarn, einem Pensionsbesitzer, ab. Der hatte das Geläut aus Rücksicht auf seine Gäste nicht länger hinnehmen wollen. Die Verhandlung drehte sich um die Frage, ob der Lärm der Kuhglocken zumutbar ist oder nicht.

Das Landgericht Kempten hat einem Bauern recht gegeben, der seinen Kühen aufgrund einer einstweiligen Verfügung die Kuhglocken abnehmen mußte. Es sei nicht rechtens, dem Bauern «zu verbieten, auf seiner Weide Vieh mit Glocken» grasen zu lassen, sagte Richter Hans-Joachim Spindler im Anschluß an einen Ortstermin in Ofterschwang. Rechtskräftig wird das überraschend gefällte Urteil aber erst, wenn ein Pensionsbesitzer, der die einstweilige Verfügung erwirkt hatte, keinen Einspruch einlegt. Das Amtsgericht Sonthofen hatte im Juli 1994 unter Androhung von 30 000 Mark Strafe untersagt, die Kühe auf der neben der Pension gelegenen Wiese grasen zu lassen. Der Bescheid führte zu heftigen Kontroversen um die Verwendung von Kuhglocken. «Wir sind sehr glücklich», kommentierte Bauer Walter Haslach das Urteil. Allerdings traut er dem plötzlichen Frieden nicht: «Ich habe das Gefühl, daß es noch nicht vorbei ist.» Die Kammer verkündete das Urteil nach kurzer Beratung auf der Gartenbank neben dem Haus des Pensionsbesitzers.

(Siehe Schwäbische Heimat, Heft 94/4 S. 432 «Bauern empört über Kuhglocken-Urteil»)

Klosterjubiläum in Ochsenhausen

(dpa/lsw) Das oberschwäbische Städtchen Ochsenhausen feiert die Weihe seiner Klosterkirche vor 500 Jahren. Zum Jubiläum zeigten Stadt und Kirchengemeinde die Ausstellung «Von Mönchen und gemeinen Leuten». Die Klosterkirche Ochsenhausen war am 29. Mai 1495 vom Konstanzer Weihbischof Daniel Zehender geweiht worden.

Sie war von 1489 bis 1495 vom damaligen Abt Simon Lengenberger (1482–1498) anstelle des romanischen Vorgängerbaus errichtet worden. Bis dahin hatten sich die rund zehn Mönche mit einem kleinen Kirchlein mit vier Fenstern und drei Altären begnügen müssen. Mit dem Kirchenneubau wurde zugleich die Macht und Größe des reich gewordenen Benediktinerklosters dokumentiert, das 1093 als Priorat von Sankt Blasien gegründet und zur freien Reichsabtei erhoben wurde. Der dreischiffige Kirchbau wurde mit 15 Altären ausgestattet. Die Figuren des großen Hochaltars schuf der Ulmer Bildhauer Niklaus Weckmann.

Im 18. Jahrhundert wurde mit den Klostergebäuden auch die Kirche barockisiert, doch hat sich unter der barocken Gestalt die gotische Grundform bis heute erhalten. Mit der Säkularisation von 1802/1803 wurde die Klosterkirche zur Pfarrkirche Sankt Georg. Das Kloster mit dem Großteil seiner Besitzungen fiel an Fürst von Metternich und schließlich 1825 an den württembergischen König. Heute ist die ehemalige Benediktiner-Reichsabtei, die inzwischen dem Land Baden-Württemberg gehört, unter anderem Sitz der Landesakademie für die musizierende Jugend in Baden-Württemberg.

Säureanschlag auf Klosterkirche Beuron

(lsw) Unbekannte Täter haben am 28. September nachmittags in der Gnadenkapelle der Klosterkirche von Beuron einen Säureanschlag verübt. Sie verspritzten eine zunächst noch nicht definierbare Substanz auf Wandvertäfelung, Holzbänke und Boden, teilte die Polizei mit. Dadurch lösten sich Lack und Farbe auf, und es bildeten sich lange helle Schlieren. Die Schadenshöhe steht noch nicht fest. Die Polizei vermutet hinter der Tat extreme Tierschutzaktivisten. Sie hätten vor Wochen mit ähnlichen Aktionen gegen die Haltung von Hühnern in Batterien des Klosters demonstriert. Nach dem Anschlag entstand ein ekelregender Geruch, der einen Aufenthalt in der Kirche mehrere Stunden lang unmöglich machte.

Hesses Schreibtisch kehrt auf die Höri zurück

(dpa/lsw) Der Schreibtisch des Schriftstellers Hermann Hesse kehrt nach über neun Jahrzehnten nach Gaienhofen auf der Bodensee-Halbinsel Höri zurück. Er soll dort im Hermann-Hesse-Höri-Museum stehen, in dem die Einrichtung des Arbeitszimmers des weltberühmten Literaten rekonstruiert wird. Wie der Informationsdienst der Internationalen Bodenseekonferenz berichtete, war es der Gemeinde Gaienhofen gelungen, den Schreibtisch samt Stuhl mit Hilfe der Hermann-Hesse-Stiftung in Zürich zu erhalten. Hesse, der die Zeit von 1904 bis 1907 am Bodensee verbrachte und 1962 in Montagnola (Schweiz) starb, schrieb auf ihm sein gesamtes literarisches Werk.

15-tägige einmalige
Sonderreise ab/bis Frankfurt

BRASILILIEN

8-tägige Mitglieder-Sonderreise
zu den ältesten und schönsten
Plätzen Europas

ALGARVE

**AUF DEN SPUREN
DEUTSCHER SIEDLER**
VOM 12. BIS 26. April 1996



Flug mit VARIG über São Paulo nach Foz do Iguacu. Ihr Hotel liegt dort direkt an den Wasserfällen, die Sie auf brasilianischer und argentinischer Seite besichtigen. Besuch des Itaipu-Staudammes mit dem größten Wasserkraftwerk der Welt. Über Guarapuava erreichen Sie Entre Rios, eine Mustersiedlung der Donauschwaben, über Ponta Grossa Ankunft im Nationalpark Vila Velha mit seiner bizarren Steinskulpturenwelt. Von Curitiba aus unternehmen Sie eine abenteuerliche Zugfahrt nach Paranagua, entlang den steilen Hängen des zerklüfteten Küstengebirges Serra do Mar, zur Atlantikküste. Nach einem anschließenden Besuch im Bergdorf Morretes treffen Sie wieder in

Curitiba ein. Fahrt nach Blumenau mit den deutsch-brasilianischen Fachwerkhäusern. Eine Stadtrundfahrt mit Besichtigung der Umgebung führt Sie u.a. nach Pomerode. Über Porto Alegre, der südlichsten Großstadt Brasiliens, Besuch von Novo Hamburgo, Nova Petropolis und dem 827m hochgelegenen Ferienort Gramado. Die Fahrt führt vorbei an Dörfern, die sich seit Gründung deutscher Siedler kaum verändert haben. Von Porto Alegre aus heißt Ihr nächstes Ziel dann Rio de Janeiro. Ganztägige Stadtrundfahrt durch Rio mit Auffahrt zum Zuckerhut und Corcovado mit seiner alles überragenden Christus-Statue sowie eine abendliche Samba-Show im Plafatoma I beschließen diese beeindruckende Reise.

Sonderpreis pro Person im Doppelzimmer für
Mitglieder **DM 3.990.-**
für Nichtmitglieder ab DM 4.190.-,
EZ-Zuschlag DM 560.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänderungen vorbehalten. Stand 11/95
Mindestteilnehmerzahl: 20

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711/23729 -22, Frau Buci

LISSABON / ALGARVE
VOM 14. BIS 21. MÄRZ 1996



Kommen Sie mit uns in eine der ältesten Hauptstädte Europas: Lissabon. Auf einer ausführlichen Stadtrundfahrt sehen Sie die prachtvolle Burg São Jorge, die Altstadt Alfama, das Hieronimus-Kloster, den Turm von Belém und viele andere Sehenswürdigkeiten. Bei einem ganztägigen Ausflug in die Umgebung Lissabons lernen Sie die prachtvollen Schlösser von Queluz und Sintra kennen, erhalten eine persönliche Urkunde am Cabo da Roca und flanieren durch die berühmten Badeorte Cascais und Estoril. Sie erleben die schönste Küste Europas, die Algarve, mit ihren mondänen Stränden, weißgetünchten Fischerdörfern, vielen

Sehenswürdigkeiten und historischen Bauten. Sie wohnen in einem luxuriösen Hotel bei Alvor direkt am Strand und machen von dort aus Ausflüge entlang der Algarve. Sie bummeln durch die hübschen Orte Lagos, Albufeira und Faro, die Hauptstadt der Provinz Algarve. Sie genießen den Ausblick auf den wilden Atlantik am Cabo Sao Vicente und haben ein einmaliges Panorama über die gesamte Westalgarve von der Serra de Monique aus!

Genießen Sie die warme Frühjahrs-sonne! Wer Fisch und Meeresfrüchte liebt, für den ist die Algarve die richtige Adresse. Dazu gibt es noch einen guten Tropfen Wein.

REISEPREIS pro Person im Doppelzimmer
für Mitglieder: **DM 1.875.-**
für Nichtmitglieder DM 1.950.-
EZ-Zuschlag DM 395.-, Unterbringung
Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänderungen vorbehalten. Stand: 11/95
Mindestteilnehmerzahl 20 Personen

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711/23729 -23, Frau Rückgauer

VORSCHAU '96

REISE-KALENDER MIT DEN HIGHLIGHTS DER ANGEBOTE 1996:

Februar

Südafrika

Ein Traumland zum Kennenlernen:
Johannesburg / Pretoria /
Krüger-Nationalpark / Kapstadt

März

Mitgliederreise Lissabon und Algarve

Die Stadt am Tejo und Europas
schönste Küste erwarten Sie!

April

Auf den Spuren deutscher Siedler

15-tägige Flug- / Busreise nach
Brasilien vom 12. bis 26. April

Mai

Kakteen & Canyons im Südwesten der USA

8-tägige Flug- / Busreise durch den
atemberaubenden Südwesten
Kaliforniens, ab / bis Los Angeles



September

Indian Summer in den Neuengland-Staaten im Osten der USA

Erleben Sie eine einzigartige Herbst-
pracht sowie Big Apple New York



Oktober

Mitgliederreise nach Budapest

Wandeln Sie mit uns auf den
Spuren der K&K Monarchie

November

Mitgliederreise nach Istanbul

Besuch in einer Märchenstadt wie
aus 1001 Nacht...

Wöchentlich:

Klassisches Brasilien

Individuelle Brasilien-Rundreise -
14-tägige Flugreise, buchbar ab 2
Personen

Südamerika-Special

Argentinien mit Pata- gonien und Feuerland

Individuelle 14-tägige Brasilien-
Rundreise, buchbar ab 2 Personen,
Abflugtermine: 20. und 26. Januar,
09. und 23. Februar sowie 08. und
22. März



Nähere
Informationen:
Tel. 0711-
23729-23 / -22

FLÜGE WELTWEIT

INFO: 0711-23729-21

LUFTHANSA CODE 220 ab den meisten deutschen Flughäfen

EUROPA, USA / KANADA, AFRIKA, ASIEN, AUSTRALIEN, CHINA, SÜDAMERIKA

FLUGPREISE UND TERMINE ▶ **AUF ANFRAGE**

USA/KANADA

INFO: 0711-23729-21

SWISSAIR CODE 501 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: A ▶ 01.10.-31.10.95/13.12.-26.12.95 B ▶ 01.11.-12.12.95/27.12.95-31.03.96

NEW YORK, BOSTON A ▶ DM 950.- B ▶ DM 880.-

MONTREAL, TORONTO A ▶ DM 1.080.- B ▶ DM 900.-

CHICAGO, CINCINNATI, ATLANTA, PHILADELPHIA, WASHINGTON DC. A ▶ DM 1.080.- B ▶ DM 940.-

LOS ANGELES A ▶ DM 1.350.- B ▶ DM 1.150.-

DELTA AIRLINES CODE 601 ab Frankfurt, Berlin, Hamburg, München, Stuttgart

TERMINE: A ▶ 01.10.-14.10.95/15.12.-31.12.95 B ▶ 15.10.-14.12.95/01.01.-31.03.96

BOSTON, NEW YORK -KENNEDY A ▶ DM 1.020.- B ▶ DM 920.-

BANGOR, BALTIMORE, PHILADELPHIA, PITTSBURGH, ROCHESTER, CYRACUSE, WASHINGTON DC., BUFFALO HARRISBURG PA., PORTSMOUTH A ▶ DM 1.200.- B ▶ DM 970.-

ATLANTA, CLEVELAND, DETROIT, INDIANAPOLIS, CHICAGO, CINCINNATI, MONTREAL, TORONTO A ▶ DM 1.120.- B ▶ DM 1.020.-

FLORIDA, MEMPHIS, NASHVILLE, NORFOLK, RALEIGH, RICHMONT VA., KNOXVILLE, HUNTSVILLE AL., CHARLESTON SC., CHARLOTTE, COLUMBIA SC., DOTHAN, GREENBORO, JACKSON MS. A ▶ DM 1.170.- B ▶ DM 1.070.-

AUSTIN, HOUSTON, KANSAS CITY, MINNEAPOLIS, NEW ORLEANS, ST. LOUIS, AMARILLO, DALLAS EL PASO, KILEEN, LITTLE ROCK, MILWAUKEE, OKLAHOMA CITY, SAN ANTONIO A ▶ DM 1.120.- B ▶ DM 1.120.-

DENVER, PHÖNIX, SALT LAKE CITY, OMAHA, TUSCON, NASSAU, ALBUQUERQUE A ▶ DM 1.270.- B ▶ DM 1.170.-

LOS ANGELES, SAN FRANCISCO, MEXICO CITY A ▶ DM 1.320.- B ▶ DM 1.220.-

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

BEDINGUNGEN: ● Preise zuzüglich ca. DM 50.- Steuern ● Mindestaufenthalt 6 Tage / max. 180 Tage ● Kinderermäßigung bis 2 Jahre 90%, 2-11 Jahre 50% ● Umbuchungs- und Stornogebühr DM 150.- pro Person ● Änderungen vorbehalten

SINGAPORE AIRLINES CODE 618 ab Frankfurt

TERMINE: A ▶ 01.10.-14.10.95 B ▶ 15.10.-13.12.95/01.01.-07.04.96 C ▶ 14.12.-31.12.95

NEW YORK A ▶ DM 840.- B ▶ DM 740.- C ▶ DM 990.-

BEDINGUNGEN: ● Preise zuzüglich ca. DM 50.- Steuern ● Mindestaufenthalt 3 Tage / max. 35 Tage ● Kinderermäßigung auf Anfrage ● Umbuchungs- und Stornogebühr DM 150.- pro Person ● Änderungen vorbehalten

RUNDREISE-TICKETS USA

INFO: 0711-23729-21

AKTUELLE TERMINE UND PREISE AUF ANFRAGE

AFRIKA

INFO: 0711-23729-21

SWISSAIR CODE 501 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE: A ▶ 01.11.-14.12.95/27.12.95-31.03.96 B ▶ 15.12.-26.12.95

NAIROBI A ▶ DM 1.520.- B ▶ DM 1.770.-

JOHANNESBURG, KAPSTADT A ▶ DM 1.720.- B ▶ DM 1.970.-

HARARE A ▶ DM 1.770.- B ▶ DM 1.920.-

SOUTH AFRICAN AIRWAYS CODE 083 ab Frankfurt, Hamburg, München

TERMINE: A ▶ 01.10.-14.12.95/27.12.95-31.03.96 B ▶ 15.12.-26.12.95

JOHANNESBURG A ▶ DM 1.750.- B ▶ DM 2.350.-

KAPSTADT (nur ab/bis Frankfurt) A ▶ DM 1.950.- B ▶ DM 2.550.-

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

BEDINGUNGEN: ● Preise zuzüglich ca. DM 36.- Steuern ● Mindestaufenthalt 6 Tage / max. 180 Tage ● Kinderermäßigung: unter 2 Jahre 90%, Kinder- (2-11 Jahre) und Jugendermäßigung auf Anfrage ● Umbuchungs- und Stornogebühr DM 150.- pro Person ● Änderungen vorbehalten

ASIEN / AUSTRALIEN / NEUSEELAND INFO: 0711-23729-21

SINGAPORE AIRLINES CODE 618 ab Frankfurt

TERMIN A ▶ 01.10.-31.10.95 B ▶ 01.11.-14.12.95/27.12.95-07.04.96 C ▶ 15.12.-26.12.95

BANGKOK A ▶ DM 1.570.- B ▶ DM 1.620.- C ▶ DM 2.020.-

SINGAPUR, KUALA LUMPUR, PENANG A ▶ DM 1.570.- B ▶ DM 1.620.- C ▶ DM 2.020.-

MANILA A ▶ DM 1.670.- B ▶ DM 1.670.- C ▶ DM 2.120.-

HONGKONG A ▶ DM 1.820.- B ▶ DM 1.670.- C ▶ DM 2.120.-

TAIPEH A ▶ DM 1.820.- B ▶ DM 1.720.- C ▶ DM 2.120.-

SEOUL, TOKIO A ▶ DM 2.310.- B ▶ DM 2.220.- C ▶ DM 2.520.-

AUSTRALIEN

TERMINE: A ▶ 01.10.-14.12.95 und 27.12.95-07.04.96 B ▶ 15.12.-26.12.95

SYDNEY, MELBOURNE, BRISBANE, DARWIN, ADELAIDE A ▶ DM 2.310.- B ▶ DM 2.720.-

NEUSEELAND

TERMINE: A ▶ 01.10.-12.10.95/01.11.-14.12.95/27.12.95-07.04.96 B ▶ 13.10.-31.10.95

AUCKLAND, CHRISTCHURCH A ▶ DM 2.620.- B ▶ DM 2.770.-

Preise incl. RAIL & FLY von den meisten deutschen Bahnhöfen.

● Kinderermäßigung auf Anfrage ● Kostenlose Stopover-Möglichkeit in Singapur auf dem Hin- und/oder Rückflug ● Preiszuschlag für Business-Klasse auf Anfrage ● Umbuchungs- und Stornogebühr DM 150.- pro Person ● Änderungen vorbehalten

SCHWABEN INTERNATIONAL KULTUR & REISEN

ist Agentur des Deutschen Reisebüros DER. Über KULTUR & REISEN können Sie unter Tel. 0711/ 23729-21 und -22, Frau Christa Broadnax, zu den bekannt günstigen Preisen weltweit folgende touristische Leistungen buchen:

HOTEL- UND MIETWAGENRESERVIERUNGEN
PAUSCHALREISEN UND STÄDTEREISEN

«Glemswald jetzt unter Landschaftsschutz»

(STZ) Das rund 13 450 Hektar umfassende Landschaftsschutzgebiet «Glemswald», das sich handtuchartig über drei Landkreise hinweg im Westen an die Landeshauptstadt anschmiegt, genießt jetzt nach jahrelangen Vorarbeiten Schutz vor frevelerischen Händen. «Das weitaus größte Schutzgebiet im Regierungsbezirk Stuttgart» erfüllt für Regierungspräsident Dr. Udo Andriof zunächst «ganz wesentliche ökologische Ausgleichsfunktionen», wie er gestern bei der Vorstellung des Schutzgebiets unweit des Gerlinger Waldfriedhofs vor Gästen sagte. So diene das Areal «als grüne Lunge der Region», sei «Wasserspeicher und Quellgebiet» für Aich, Glems und Würm, außerdem «Heimat für viele Arten» und habe großen Erholungswert für mehrere hunderttausend Bürger unter den mehr als 2,5 Millionen Einwohnern der gesamten Region. Nach der Vorstellung des neuen Schutzgebiets, diversen Grußworten und Jagdhornklängen griff Andriof selbst zum Hammer, um an Ort und Stelle eines der bekannten grünen dreieckigen Landschaftsschutz-Täfelchen an einem Holzpfeiler festzunageln.

Für den Regierungspräsidenten ist der «Glemswald», dessen Name das an Stuttgart vorbeiführende bewaldete Keuperbergland bezeichnet und schon in Urkunden des 14. Jahrhunderts genannt wurde, später aber wieder in Vergessenheit geraten war, nicht nur ein ausgedehntes Refugium für seltene und bedrohte Flora und Fauna. Für ihn ist das neue Schutzgebiet «ein ganz wesentlicher Standortfaktor», wie er sagte. «Welche Industrieregion von europäischem Rang kann so etwas aufweisen?» fragte er die Gästeschar, in der sich zahlreiche Forstbedienstete sowie Vertreter von Städten und Gemeinden nebst anderen Behörden befanden. Immerhin waren zum Schutzgebietsvorhaben 60 Stellen gehört worden. Außerdem lagen die Pläne in 13 Gemeinden aus, damit sich deren Einwohner dazu äußern konnten.

Das Glemswald-Schutzgebiet umfaßt ausgedehnte Flächen auf den Markungen Böblingen, Filderstadt, Gerlingen, Leinfelden-Echterdingen, Leonberg, Magstadt, Renningen, Schönaich, Sindelfingen, Steinbrunn, Stuttgart, Waldenbuch und Weil im Schönbuch. Mit einbezogen worden sind zehn bestehende kleine Landschaftsschutzgebiete, zusammen rund 5500 Hektar. Dabei wurden die alten Schutzverordnungen – die älteste stammte aus dem Jahre 1941 – aktualisiert. Die Planer legten großen Wert darauf, daß das neue Schutzgebiet eng verflochten ist mit den vorhandenen Naturschutzgebieten «Rotwildpark», «Büsnauer Wiesental», «Hölzer Tal», «Neuweiler Viehweide», «Waldwiese im Mahdental», «Längenbühl» und «Gerlinger Heide».

Das Landschaftsschutzgebiet «Glemswald» besteht nicht nur aus Wald. Vielmehr war es ein Anliegen, auch angrenzende Freiflächen, Täler, Streuobstwiesen, Grünland und Äcker als Puffer zwischen Wald und offener Landschaft oder Siedlungsfläche für kommende Generationen zu erhalten. Aus dem Schutzgebiet ausgeklammert wurden indes großflächige Versorgungs- und Infrastruktureinrichtungen. Dazu gehören beispielsweise Deponien, der Standort für die geplante Böblinger Müllverbrennungsanlage, Autobahnen und zugehörige Einrichtungen.

Vorläufig ausgeklammert bleibt der Böblinger Truppenübungsplatz. Nach Angaben aus dem Regierungspräsidium laufen derzeit umfangreiche Voruntersuchungen mit dem Ziel, die wertvollsten Areale als Naturschutzgebiet und dann den Rest als Landschaftsschutzgebiet auszuweisen. Da die US-Streitkräfte das Gelände noch militärisch nutzen, wagt das Regierungspräsidium keine Prognose, wann diese Schutzgebiete ausgewiesen werden können. zel

Geologe sieht Gefahr in Neckarwestheim

(lsw) Die geologischen Verhältnisse unter dem Gemeinschaftskernkraftwerk Neckarwestheim (GKN) bergen nach Ansicht der Landtags-Grünen unabsehbare Risiken.

Gestützt auf neue Aussagen des Stuttgarter Geologen Hermann Behmel, verlangte der Grünen-Abgeordnete Walter Witzel, der Umweltausschuß müsse sich umgehend mit dieser Frage beschäftigen. Behmel selbst kritisierte ein im Sommer vorgelegtes Gutachten der Firma Smoltczyk im Auftrag der Landesregierung, wonach von Hohlräumen unter dem Kraftwerksgelände keine Gefahr ausgehe. Der Geologe hatte die Expertise untersucht und kommt zu dem Schluß, daß darin die Darstellung der Geologie nicht dem Stand der Wissenschaft entspricht. Geologische Hauptrisikozonen, wie sie aus früheren Untersuchungen des Geologischen Landesamtes hervorgehen, habe das Gutachten nicht berücksichtigt. Die Risikobewertung des Gesamtstandorts Neckarwestheim gehe zudem davon aus, daß nur unter dem Kühlturm des Kraftwerks besonders ungünstige Bedingungen herrschten. Dies trifft nach Ansicht Behmels aber nicht zu. Auch beim Maschinenhaus und bei Teilen eines Reaktorgebäudes bestehe die Gefahr, daß darunter vom Grundwasser ausgewaschene Hohlräume bestehen. Als erste Maßnahme empfahl der Geologe, durch eine geschlossene Abschottung rings um das Gelände des Atomkraftwerks den Grundwasserzufluß zu unterbinden.

Baden-Württembergs Umweltminister Harald Schäfer (SPD) will diesen Sicherheitsbedenken auf den Grund gehen. Schäfer erklärte in einer Mitteilung: «Dem Umweltministerium liegen bislang keine Erkenntnisse vor, wonach die Sicherheit des Gemeinschaftskernkraftwerkes Neckarwestheim (GKN) durch die Beschaffenheit des Untergrundes in Frage gestellt ist.» Schäfer versprach, den Zweifeln Behmels nachzugehen.

Weihnachten mit der
Osterrieder-Krippe zu Esslingen a. N.



Wolfgang Tripp
Heller Stern in dunkler Nacht
56 Seiten · 26 Farbtafeln · Hardcover
DM 19,80
ISBN 3-7966-0771-3

Das ist die Geschichte des Kleinsten und Jüngsten aus der Gefolgschaft der -hohen Herren und Könige-, die sich aufmachen, um dem Stern zu folgen und jenes Kind zu suchen, von dem sein Leuchten kündigt.

Schwabenverlag

Senefelderstraße 12 · 73760 Ostfildern · Telefon (07 11) 44 06-162

VERLAG FÜR GEISTES-, SOZIAL- UND
WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFTEN



Paul Sauer
Geschichte der Stadt Stuttgart
Band III: Vom Beginn des 18. Jahr-
hunderts bis zum Abschluß des
Verfassungsvertrags für das König-
reich Württemberg 1819
428 Seiten, zahlreiche Farbabbil-
dungen. Leinen in Schuber DM 148,-
ISBN 3-17-013571-6

**Heimat kennen
und erleben**

**Schwäbischer
Heimatkalender 1996**
In Zusammenarbeit mit dem
Schwäbischen Albverein und dem
Schwäbischen Heimatbund
Herausgegeben von Karl Napf
107. Jahrgang. 128 Seiten, zahl-
reichen Farb- und Schwarzweiß-
Abbildungen. Kart. DM 14,20
ISBN 3-17-013665-8



MEDIEN+WISSEN  **Kohlhammer**

W. Kohlhammer GmbH · 70549 Stuttgart



Armin Dieter
**Naturerlebnis
Schwäbische Alb**

Broschur mit farbigem Kartonumschlag,
Format 21 × 14,8 cm, Umfang 96 Seiten,
60 Farbaufnahmen (Großteil ganzseitig),
Verkaufspreis 23,80 DM, ISBN 3-9803568-0-9

Der Autor zeigt in klaren Worten und mit eindrucksvollen Aufnahmen die vielseitige Landschaft der Schwäbischen Alb mit ihren Tieren, Pflanzen und Naturgewalten auf.

Erhältlich im Buchhandel, beim Verlag Tübinger Chronik, August-Bebel-Straße 9,
72072 Tübingen, beim Bürger- und Verkehrsverein Tübingen, An der Neckarbrücke,
und beim Autor, Herrn Armin Dieter, Bästehardtstraße 24, 72116 Mössingen.



Verlag Tübinger Chronik, 72072 Tübingen, August-Bebel-Straße 9

«Kleines Lautertal» jetzt großes Naturschutzgebiet

(SWP) Idyllisch schlängelt sich die Kleine Lauter zwischen den Blausteiner Ortsteilen Bermaringen und Herrlingen durchs Tal, vorbei an Wacholderheiden und pitoresken Felsnasen. Das schöne Tal mit seiner reichen Fauna und Flora ist jetzt zum Naturschutzgebiet erklärt worden, zum 250. im Regierungsbezirk Tübingen. Jahre hat es freilich gedauert, bis die Verordnung unter Dach und Fach war, denn in der Gemeinde Blaustein im Alb-Donau-Kreis gab es Widerstand gegen das 280 Hektar umfassende Projekt.

Es wurde befürchtet, das Kleine Lautertal könnte unter eine Käseglocke kommen, unter der Veränderungen völlig ausgeschlossen sind. Mit solchen Schwierigkeiten haben die Naturschutzbeamten auch anderswo zu kämpfen. Die Verfahren dauern inzwischen doppelt so lange wie noch vor fünf Jahren.

In der Landschaft zwischen Stuttgart und Bodensee, Iller und Schwarzwald sind nun 14500 Hektar vor Erschließung und Bebauung geschützt, 1,5 Prozent der Fläche von Südwürttemberg, Hohenzollern und den badischen Einsprengseln im Südwesten. Der Leiter der Tübinger Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Volker Kracht, hält damit das Ziel der Landesregierung, drei Prozent der Fläche von Baden-Württemberg als Naturschutzgebiete auszuweisen, im Regierungsbezirk Tübingen in erreichbare Nähe gerückt.

Erste geschützte Gebiete auf südwürttembergischem Boden waren das Untereck bei Balingen, der Nägelesfelsen bei Bad Urach und das Brunnenholzried bei Bad Waldsee. Das war 1936. Doch vor dem Zweiten Weltkrieg waren Naturschutzgebiete und Bannwälder noch Raritäten. Mit steigendem Umweltbewußtsein in den 70er Jahren nahm auch die Zahl der Naturschutzgebiete zu. In den vergangenen vier Jahren brachte es das Regierungspräsidium Tübingen fertig, pro Jahr 20 Naturschutzgebiete auszuweisen. Mit diesem Tempo, so glaubt Umweltabtei-

lungsleiter Jürgen Fluhme, könne es kaum weitergehen, weil das Land Personal auch in der Naturschutzverwaltung einspart. Die größten Naturschutzgebiete sind das Wurzaicher Ried (1387 Hektar) und der Federsee (1395 Hektar).

Kracht freut sich zwar über den Erfolg der Naturschutzverwaltung. Er verweist aber auf wissenschaftliche Studien, die belegen, daß es bisher nicht wirklich gelungen ist, den Schwund hochwertiger Lebensräume und den Verlust von Tier- und Pflanzenarten zu stoppen. Kracht hält die Naturschutzgebiete für zu eng abgegrenzt. Pufferflächen zwischen geschützten und nicht geschützten Räumen fehlen. «Die unzulängliche Größe der Naturschutzgebiete», schreibt Kracht im Vorwort zum Atlas der 250 Naturschutzgebiete Südwürttembergs, «spiegelt eher das im Widerstreit mit anderen Nutzungsinteressen gerade noch Durchsetzbare, nicht jedoch das ökologisch Sinnvolle wieder».

Im Lautertal sind, wie auf vielen Flächen der Alb, Tiere als Naturschützer zugange. Eine Herde aus Schafen und Ziegen verhindert, daß die Heidelandschaft zuwächst. Die Schafe fressen Gras und Schößlinge, die Geißen halten die Hecken klein. Doch zuviele Ziegen greifen zu stark in die Vegetation ein. Deswegen läßt Schäfer Stotz nur noch 40 Ziegen weiden. Früher waren es doppelt so viele.

Denkmalpreis für 5 überzeugende Objekte

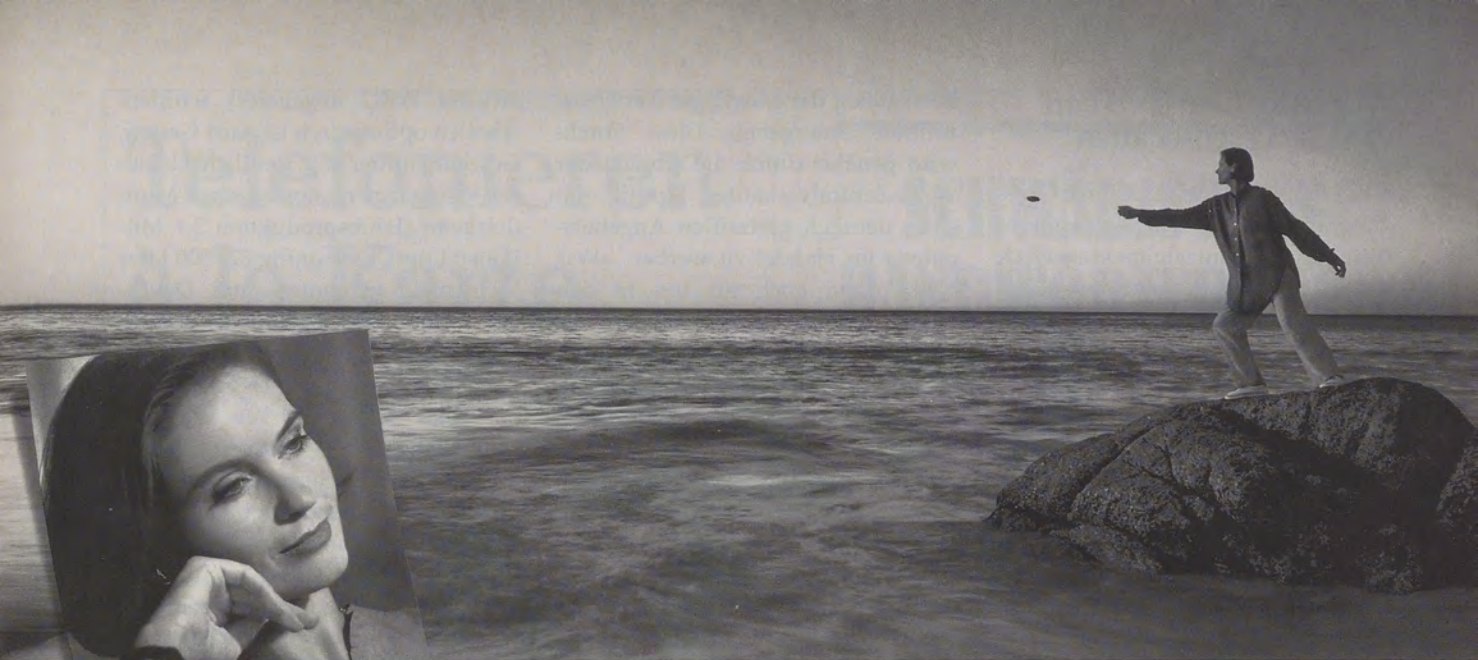
(PM) Fünf Gebäude unterschiedlichster Bauart – vom Bierkeller bis zur Jugendstilvilla – wurden vom Schwäbischen Heimatbund und der Württemberger Hypo mit dem Denkmalschutzpreis 1995 ausgezeichnet. Der mit insgesamt 50000 DM dotierte und landesweit einzigartige Denkmalschutzpreis honoriert das große Engagement der Eigentümer für ihr historisches Gebäude. Der Denkmalschutzpreis, bereits 1978 vom Schwäbischen Heimatbund ins Leben gerufen, wird seit 1992 part-

nerschaftlich mit der Württemberger Hypo vergeben, die ihr 125jähriges Jubiläum zum Anlaß nahm, für herausragendes denkmalpflegerisches Engagement einen Geldpreis zu stiften.

Aus 40 Bewerbungen wählte die Jury fünf überzeugende Beispiele aus, die vorbildlich erneuert und restauriert wurden. Nach Meinung der Jury bewiesen die Bauherren große Sensibilität im Umgang mit ihrem Gebäude, das jetzt künftigen Generationen in seinem überkommenen Sinn weitervermittelt werden kann. Die Signalwirkung dieser Gebäude auf ihre Umgebung ist um so wichtiger, als es gleichermaßen Beispiele gibt, die durch unsachgemäße Behandlung, ungeeignete Nutzungsvorstellungen oder aus schlichter Unkenntnis entstellt wurden.

Ausgezeichnet wurden der «Ochsenwirts-Keller», ein Bierkeller in Munderkingen (Alb-Donau-Kreis), die Villa Parlerstraße 31 in Schwäbisch Gmünd (Ostalbkreis), das Schwarzwaldhaus Erdlinsbach 9 in Schiltach (Landkreis Rottweil), das Haus Mühlstraße 20 in Vaihingen an der Enz (Landkreis Ludwigsburg) und die Jugendstilvilla Hindenburgstraße 15 in Metzingen (Landkreis Reutlingen).

Die Auszeichnung ist mit Urkunden für den Eigentümer und den Architekten verbunden. Als Zeichen der Anerkennung erhält der Bauherr 10000 DM und eine Bronzeplakette für das Gebäude. Die Preisverleihung fand am 2. Oktober 1995 in Metzingen statt. Mit ihrem Denkmalschutzpreis wollen die Württemberger Hypo und der Schwäbische Heimatbund allen privaten Eigentümern von Kulturdenkmälern und Altbauten Mut machen und mit der Prämierung von beispielhaft instand gesetzten, gestalteten und genutzten Gebäuden ein Zeichen setzen.



Zu erfahren, wie ich später finanziell gut versorgt bin. Das ist für mich Betreuung.

Über den großen Strauß Blumen hat sich Oma sehr gefreut. Aber dann meinte sie nachdenklich: Hoffentlich kannst du dir solche Geschenke auch später noch leisten.

Das ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Als ich abends nach Hause kam, habe ich gleich den Fachmann von der Württembergischen angerufen, der mich schon jahrelang gut betreut. Er kam am nächsten Tag. Wir redeten über die verschiedenen Möglichkeiten, später finanziell gut versorgt zu sein. Worauf es ankommt und was unsinnig ist. Gemeinsam haben wir dann meine jetzige Situation durchgesprochen und festgestellt, wo ich noch etwas tun sollte. Ich rechne das mal genau für sie durch, sagte er.

Nach zwei Tagen klingelte das Telefon. Ob ich etwas Zeit hätte, er würde gerne mit den Unterlagen vorbeikommen und mir seinen Vorschlag zeigen. Ich war beeindruckt, wie rentabel und wie sicher ich für später vorsorgen kann.

Beruhigend, jemanden zu haben, auf den man sich felsenfest verlassen kann.



Württembergische

V E R S I C H E R U N G

WZG Möglingen verliert vier Genossenschaften

(STZ) Fünfzig Jahre nach ihrer Gründung verliert die Württembergische Weingärtner-Zentralgenossenschaft (WZG) aus ihrer Angebotspalette einige Perlen, auf die man bisher in Möglingen stolz war: Nach den Genossenschaften Grantschen und Lauffen haben auch die Wengerter der Felsengartenkellerei Besigheim und der WG Mundelsheim der Zentralkellerei in Möglingen die Gefolgschaft aufgekündigt. Mit deutlicher Mehrheit haben sich die Mitgliederversammlungen dafür ausgesprochen, ihre Verträge mit der WZG zum 1. Januar 1996 zu kündigen. In Besigheim plädierten von 476 anwesenden Mitgliedern 452 Wengerter für die Loslösung von der WZG. Die WG Mundelsheim, die zu den Gründungsmitgliedern der Zentralgenossenschaft zählt, kann sich bei ihrem Ausstieg aus der WZG auf rund 98 Prozent Zustimmung aus der Mitgliederversammlung stützen. Den Kündigungen sind monatelange Auseinandersetzungen um die neue WZG-Marktstrategie vorausgegangen.

Ausgelöst wurde der Streit unter den Genossen durch das neue Vertriebskonzept, das die WZG-Generalversammlung im Sommer 1993 beschlossen hat: Um sich auch weiterhin auf dem hart umworbenen Weinmarkt behaupten zu können, stimmten die württembergischen Wengerter mehrheitlich einer schlagkräftigeren gemeinsamen Marktstrategie zu und legten den gesamten Vertrieb ihrer Erzeugnisse in die Hand der Möglinger Zentrale, die dafür eine neue Logistik aufgebaut hat. Seit Anfang 1995 dürfen WZG-Mitglieder selbst keine Geschäfte mehr machen mit Einzelhändlern und Discountern.

Dieses enggeschnürte Vertriebskorsett hat vielerorten für Unruhe gesorgt. Die Weingärtnergenossenschaften Lauffen und Grantschen waren die ersten, die der WZG mit Austritt drohten. Dann folgten die Wengerter von Besigheim und Mundelsheim, die befürchten, daß ihre Erzeugnisse künftig im großen Ange-

botskatalog der Möglinger Vertriebszentrale untergehen. Diese Furcht wird genährt durch die Absicht der WZG-Zentralverkäufer, künftig mit einer deutlich gestrafften Angebotspalette im Handel zu werben. «Was bleibt dann noch für uns in den Regalen des Lebensmittelhandels übrig?», fragen sich die Wengerter am Neckar und verlassen sich lieber auf ihre eigenen guten Kontakte zum Handel.

Um die auseinanderdriftende WZG-Gemeinschaft wieder auf Kurs zu bringen, hat eine außerordentliche Generalversammlung Ende September eine Satzungsänderung beschlossen, die die Pflichten der Mitglieder exakter definiert. Im Klartext: Genossenschaften, die das WZG-Vertriebsmonopol mißachten und ihre Flaschenabfüllungen auf eigene Rechnung an Händler liefern oder den Rebensaft in Fässern vermarkten, zahlen künftig bis zu drei Mark pro Liter Vertragsstrafe. Das ist ein Schuß vor den Bug der abtrünnigen Genossenschaften, die bisher gegen das neue WZG-Vertriebskonzept verstoßen und munter Handel mit alten Kunden getrieben haben.

Am Neckar war man bereit, auch gerichtlich den Kampf gegen die WZG-Strategen aufzunehmen. Doch dazu wird es nicht mehr kommen. Mit der Satzungsänderung ist ein außerordentliches Kündigungsrecht verbunden, von dem beide Genossenschaften sofort Gebrauch gemacht haben. Damit haben Geschäftsführungen und Mitgliederversammlungen in schwierigen Zeiten mutige Entscheidungen getroffen. Losgelöst vom Gemeinschaftspool der WZG, muß jetzt jede Genossenschaft ihre gesamte Produktion selbst vermarkten. Die Felsengartenkellerei (Jahresproduktion 4,5 Millionen Liter Wein) hat bisher ungefähr dreizehn Prozent ihrer Jahresmenge an die WZG abgeliefert. Zwischen 17 und 20 Prozent konnte die Kellerei bisher beim Handel umsetzen. Durch vielfältige Anstrengungen sind die Absatzquoten in diesem Bereich deutlich gestiegen, so daß Vorstandsvorsitzender Paul Rumbolz keine Sorge hat, künftig auf eigene Faust auch jene 500 000 Liter am Markt unterzubringen, die bisher

an die WZG abgeliefert wurden. Ähnlich optimistisch ist Kurt Grauer, Geschäftsführer der deutlich kleineren Weingärtnergenossenschaft Mundelsheim (Jahresproduktion 2,1 Millionen Liter), die künftig 320 000 Liter Wein mehr verkaufen muß. Deutliche Umsatzzuwächse und gute Kontakte zum Handel der näheren Umgebung stimmen Grauer zuversichtlich, daß er alle Erträge von den Mundelsheimer Renommierlagen Käsberg, Mühlbacher und Rozenberg gut am Markt unterbringt.

Die WZG, die nach dem Abgang der vier Abtrünnigen immer noch 28 Genossenschaften als Teilablieferer und 37 Vollablieferer im Gefolge hat, wird dieser Hauskrach nicht umwerfen. Ihre Angebotspalette bleibt üppig – doch das eine oder andere Glanzlicht von den Steilhängen an Enz und Neckar fehlt künftig auf der WZG-Liste. «Und das tut schon weh», resümiert ein Möglinger Zentralist.

Neues Museum in Wertheim-Bronnbach

Nach mehrjähriger Planungsphase und zweijähriger Bauzeit wurde ein weiterer Teil der Klosteranlage Bronnbach einer neuen Bestimmung übergeben. Die große Fruchtscheuer beherbergt künftig ein Museum. Das Museum wurde am 29. September eröffnet. Die Einrichtung der «Abteilung für ländliches Kulturgut» ergänzt das Grafschaftsmuseum mit seinem geschichtlichen und kunsthistorischen Schwerpunkt. Schon seit Jahren bestand in Wertheim der Wunsch, auch dem ländlichen Raum ein Museum zu widmen. Damit das neue Museum ein eigenes Gesicht bekommt, steht das Thema «Die Verstädterung der Dörfer im Lebens- und Arbeitsbereich» im Vordergrund, womit es sich von den üblichen landwirtschaftlichen Dorf- und Freilichtmuseen abhebt. Grundlage der Ausstattung sind umfangreiche Sammlungen volkskundlichen Kulturgutes sowie zahlreiche Schenkungen.

Telefonieren à la Karte

Sie ist bei der Schwäbischen Bank im Königsbau
in Stuttgart gegen eine Schutzgebühr von DM 10,-
erhältlich, bei Versand zzgl. Porto.

Limitierte Auflage
4 000 Stück



STUTTGART IM KÖNIGSBAU

Schwäbische Bank AG · Telefon (07 11) 2 29 22-0 · Telefax 22 16 98

SCHWÄBISCHES HANDWÖRTERBUCH



H. Laupp'sche Buchhandlung
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

2., verbesserte Auflage 1991.
451 Seiten. ISBN 3-16-145724-2
Pappband DM 58,-

Wir schaffen Freiräume

Ein Blick ins Land

zeigt jedermann die Vielfalt
und den Abwechslungsreich-
tum unserer schwäbischen
Heimat. Ein Blick ins Land
dokumentiert auch die vielen
verschiedenen Seiten der LEG
– des landeseigenen Städte-
und Wohnungsbauunterneh-
mens. Unsere Leistungen
reichen vom Wohnungsbau bis
zu Infrastrukturmaßnahmen,
vom Universitäts- und Klinik-
bau bis zur Stadtsanierung,
von Konversionsmaßnahmen
bis zum Umweltschutz.



Wer nach preiswertem Wohneigentum sucht,
sei es als Eigennutzer oder als Kapitalanleger,
findet in der LEG das führende Unternehmen
des Landes – und mit ihr attraktive Objekte
von Mannheim bis Konstanz, von Freiburg bis
Ulm. Mit einem Wort: im ganzen Land. Über

unser aktuelles Angebot infor-
mieren wir Sie gerne ausführ-
lich. Wir beraten Sie auch in
allen Fragen der Finanzierung.
Wir schaffen Freiräume –
dafür sind wir da.

COUPON

Ich möchte die LEG und ihr Angebot kennen-
lernen. Informieren Sie mich bitte über:

- Eigentumswohnungen
- Eigentumswohnungen zur Vermietung
- Eigenheime
- 1- bis 2-Zimmer-Wohnungen
- 3- bis 4-Zimmer-Wohnungen
- größere Wohnungen und Häuser
- Senioren-Wohnungen
- Gewerbliche Immobilien

Gewünschter Standort: _____

Name, Straße _____

PLZ/Ort, Telefon privat/geschäftlich _____



LEG

LEG Landesentwicklungsgesellschaft Baden-Württemberg mbH
70182 Stuttgart · Katharinenstraße 20 · Telefon (07 11) 2177-220

Bauen auf sicherem Grund

1996: Heimattage in Weil der Stadt

(STN) Kaum hat Bürgermeister Hans-Josef Straub in Sigmaringen die Landesfahne übernommen und der Gemeinderat endgültig die Ausrichtung der Heimattage Baden-Württemberg im nächsten Jahr beschlossen, laufen die Vorbereitungen in der Kepler-Stadt schon auf Hochtouren.

Das erste Gespräch über Programm und Gestaltung der Heimattage, an dem für den Arbeitskreis Heimatpflege sein Vorsitzender Professor Theo Balle sowie Vertreter der einheimischen Vereine und Organisationen teilnahmen, hat schon Fortschritte gezeigt. Zunächst sollen Vorschläge zu Themen und Veranstaltungen gesammelt werden, die nicht auf Stadt, Kreis und Region bezogen, sondern ganz Baden-Württemberg widerspiegeln sollen. Über die Heimattage Anfang September hinaus soll ein Rahmenprogramm mit Ausstellungen, Seminaren und Vorträgen das ganze Jahr ausfüllen. Daß der große Festzug am 8. September als Höhepunkt der Heimattage gelingen wird, steht in Weil der Stadt außer Zweifel. Die Stadt hat mit ihrem landesweit bekannten Fasnetumzug, den jährlich bis zu 50000 Besucher sehen, hinreichende Erfahrungen.

Sieben Naturschutzzentren für Baden-Württemberg

(dpa/lsw) In Baden-Württemberg sollen in Kooperation von Land und Kommunen sieben Naturschutzzentren entstehen. Dies gab Umweltminister Harald Schäfer (SPD) in Stuttgart bekannt. In Bad Wurzach (Kreis Ravensburg), Eriskirch (Bodenseekreis) und Schopfloch (Kreis Esslingen) arbeiten schon derartige Einrichtungen. Neue Zentren sollen in den Rheinauen bei Karlsruhe, am Ruhestein im Nordschwarzwald, auf dem Feldberg im Hochschwarzwald und in Beuron im oberen Donautal folgen.

Die Naturschutzzentren, an denen je ein oder zwei Biologen oder Land-

schaftspfleger sowie eine Verwaltungskraft arbeiten sollen, werden als Stiftungen bürgerlichen Rechts organisiert. Land und Kommunen tragen die Betriebskosten. Für Investitionen zahlt vorwiegend das Land; dafür werden im Haushalt im laufenden Jahr 2,6 Millionen Mark und im folgenden 3,7 Millionen Mark veranschlagt. Für den Betrieb will das Land seinen Anteil von fast 500 000 auf gut 900 000 Mark im Jahr 1996 anheben.

Die Modellzentren sollen Besucher über nahe Naturschutzgebiete informieren, Besucherströme lenken sowie auch außerhalb der Zonen Land- und Forstwirten mit Rat und Tat zur Seite stehen. Zudem gilt es nach Angaben des Ministeriums, Zusammenarbeit mit Landnutzern, Kommunen und Privatverbänden zu koordinieren.

Siebenbürger Sachsen werden immer weniger

(epd) Die Siebenbürgische Kirche ist im ersten Halbjahr 1995 weiter geschrumpft und zählte zum 30. Juni dieses Jahres noch 20 439 Mitglieder in 261 Kirchengemeinden. Nach der in Stuttgart veröffentlichten Statistik verlor die «Evangelische Kirche A(ugsburgischen) B(ekenntnisses)» innerhalb der sechs Monate 1503 Mitglieder (6,8 Prozent des Gesamtbestandes) durch Auswanderung und Tod; 1994 hatte sie 2352 Gemeindeglieder (9,62 Prozent) eingebüßt. Im ersten Halbjahr 1995 ist eine Kirchengemeinde völlig erloschen. In 250 von den 261 existierenden Gemeinden lebten am 30. Juni 1995 weniger als 300 Mitglieder, in 98 von ihnen weniger als 20. Lediglich die vier Kirchengemeinden Hermannstadt, Kronstadt, Bukarest und Mediasch zählen noch über 1000 Mitglieder. Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges zählte die Siebenbürgische Kirche noch etwa 300 000 Mitglieder und zum Beginn der politischen Wende in Rumänien Ende 1989 noch über 200 000 Gläubige.

Altes Rathaus Esslingen: Sanierung verteuert sich

(STZ) Das Alte Rathaus in Esslingen ist sanierungsbedürftiger als zunächst angenommen. Mit dieser unerfreulichen Nachricht sah sich der Ratsausschuß für Technik und Umwelt bei einem Lokaltermin in dem historischen Gemäuer konfrontiert. Einen Fachmann fürs Gebälk hat der Gemeinderat in den eigenen Reihen. Der Zimmermeister Eberhard Scharpf konnte den Kollegen an Ort und Stelle demonstrieren, wie mürbe das Fachwerk des aus dem 15. Jahrhundert stammenden Gebäudes in einigen Bereichen geworden ist. Ursprünglich war damit gerechnet worden, daß vor allem im Umfeld von Küche und Sanitäranlagen feuchtigkeitsbedingte Schäden zu erwarten seien. Durch zerstörungsfreie Untersuchungsmethoden wurde aber auch in «trockenen» Fachwerkteilen ein Schadensbild gezeichnet, das jetzt für eine unliebsame Überraschung sorgt. Als Hauptgrund für die kostensteigernden Schäden wird die Sanierung des Alten Rathauses in den zwanziger Jahren angesehen. Der neue Stand der Dinge zwingt zu einer Änderung der Bauplanung. Der Bürgersaal, dessen Sanierung zunächst für den dritten Bauabschnitt vorgesehen war, muß wegen seines maroden Tragwerks schon im zweiten Bauabschnitt saniert werden. Dadurch verlagern sich auch die Arbeiten am Dachstuhl und an der Dachdecke. Die notwendige Änderung der Planung verlängert die Bauzeit um mindestens ein Jahr. Über ein grundlegend saniertes Altes Rathaus werden sich die Esslinger erst jenseits der Jahrtausendwende freuen können. Mit den größeren Schäden gehen höhere Kosten einher: die Rathaussanierung wird um rund eine Million Mark teurer als geplant. Bisher waren die Gesamtkosten auf etwa 16,3 Millionen Mark geschätzt worden.



Bei Ihren Anlage-Entscheidungen wollen Sie kein unkalkulierbares Risiko eingehen. Dafür brauchen Sie einen Partner, der die Chancen und Risiken im Markt genau kennt: die Baden-Württembergische Bank. Mit Ihnen legen wir gemeinsam fest, wieviel Sicherheit und welchen Risikoanteil wir in Ihr Depot einbauen. Auf dieser Grundlage wählen wir die aussichtsreichsten Investments für Sie aus. Und wenn es für Sie spannend wird, handeln wir sofort.

ZU KURSRIKEN
UND NEBENWIRKUNGEN FRAGEN SIE
EINFACH UNS.



Die Baden-Württembergische Bank

Ländlicher Raum hat an Attraktivität gewonnen

(PM) Nach Darstellung von Ministerpräsident Erwin Teufel und dem stellvertretenden Ministerpräsidenten Dieter Spöri gibt der am 24.7.1995 vom Kabinett beschlossene Landesentwicklungsbericht (LEB) einen fundierten Überblick über grundlegende Entwicklungen des Landes. Das über vierhundertseitige Werk beschäftigt sich in detaillierten Analysen vor allem mit den Themenfeldern Bevölkerungsentwicklung, Entwicklung der Haushalte, Wohnungsversorgung, Beschäftigung/Arbeitsmarkt und Wirtschaftskraft. Der Berichtszeitraum umfaßt dabei insbesondere die Jahre 1987–1994; vielfach werden aber auch längerfristige Entwicklungen dargestellt. Besonderer Wert sei darauf gelegt worden, allen Regionen in ihrer Eigenständigkeit und Gleichwertigkeit gerecht zu werden und den Entwicklungen in jeder einzelnen der 12 Regionen des Landes nachzugehen.»

Wie der für die Landesplanung zuständige stellvertretende Ministerpräsident Dieter Spöri betonte, ergeben sich aus den zum Teil gravierenden Veränderungen in den Bereichen Bevölkerung, Wohnen und Arbeiten neue Herausforderungen für die Raumordnung und Landesentwicklung. Deutlich feststellbar sei, daß bei hohem Siedlungsdruck und wachsenden räumlichen Verflechtungen die Abstimmung zwischen den Ansprüchen der Siedlungs- und Infrastrukturentwicklung einerseits und der Erhaltung ökologischer Freiräume andererseits zunehmend wichtiger, aber auch erheblich schwieriger geworden ist. Diesen raumordnerischen Herausforderungen müsse man bei der anstehenden Fortschreibung des Landesentwicklungsplanes Rechnung tragen, wofür der neue Landesentwicklungsbericht, der fünfte seit 1966, wichtige Grundlagen liefere. Spöri und Teufel betonten, daß auf der Basis eines dezentralen Siedlungskonzeptes die in den letzten Jahren erkennbar gewordene Attraktivitätssteigerung des ländlichen Raums gefestigt und Überlastungserscheinungen in den

Ballungsräumen abgebaut werden müßten. Außerdem gelte es, die im LEB aufgezeigten Chancen und Potentiale der einzelnen Regionen für die Landesentwicklungsplanung zu nutzen, um das Land Baden-Württemberg insgesamt als konkurrenzfähige Einheit innerhalb der EU, als Region im europäischen Maßstab, zu profilieren.

Spöri hob ferner hervor, daß das Kabinett auch den LEB-Vorschlag zur Kenntnis genommen habe, nunmehr allen Regionalverbänden – wie bereits dem Verband Region Stuttgart – verbesserte Möglichkeiten zur flächenscharfen Festlegung regionalbedeutsamer Siedlungsschwerpunkte einzuräumen. Eine entsprechende Novellierung des Landesplanungsgesetzes werde jetzt vorbereitet.

Die Einwohnerzahl des Landes hat sich seit 1988 um fast 1 Million auf gut 10,2 Millionen erhöht. Der größte Teil des überwiegend von Deutschen getragenen Bevölkerungszuwachses ist auf Zuwanderungen in Folge der deutschen Vereinigung und der einschneidenden politischen Veränderungen in den ehemaligen Ostblockstaaten zurückzuführen. Auch in den nächsten Jahren muß mit einer, allerdings deutlich abgeschwächten, Zuwanderung gerechnet werden. Nach den im LEB dargestellten verschiedenen Vorausrechnungen sind zum Jahr 2005 10,6 bis 10,9 Millionen Einwohner zu erwarten.

Der Alterungsprozeß der Bevölkerung wird sich dabei trotz der Zuwanderung fortsetzen. Der Anteil der älteren Menschen von 60 und mehr Jahren wird bis zum Jahr 2005 voraussichtlich von derzeit 19 Prozent auf gut 23 Prozent ansteigen.

Noch stärker als die Einwohnerzahl ist die Anzahl der Haushalte gestiegen, vor allem die Zahl der Ein- und Zwei-Personen-Haushalte. Die überproportionale Zunahme der Haushaltszahl hängt zum einen mit dem Aufrücken geburtenstarker Jahrgänge in das haushaltsgründende Alter zusammen, zum anderen mit einem soziokulturell bedingten Trend zur Verkleinerung der Haushalte. Das Wohnungsangebot hielt mit diesem Nachfrageschub nicht Schritt, die Folge waren wachsende

Wohnungsengpässe bis zum starken Anstieg der Neubautätigkeit in den letzten Jahren. Während in den Jahren 1985 bis 1990 jährlich im Schnitt 50 000 Wohnungen fertiggestellt wurden, waren es 1994 über 100 000 Wohnungen. Trotz dieser Wohnungsbau-dynamik bestand in Baden-Württemberg Ende 1993 noch ein Defizit von etwa 295 000, Ende 1994 noch ein Defizit von ca. 265 000 Wohnungen. Für Ende 1995 ist eine Reduzierung des Fehlbestandes auf 215 000 Wohnungen zu erwarten.

Bei steigenden Haushaltszahlen beläuft sich der zusätzliche Wohnungsbedarf bis zum Jahr 2005, gerechnet von 1993 an, auf 800 000 bis 1 Million Wohnungen. Es gilt daher, so Spöri, den Wohnungsbau auf hohem Niveau zu halten und auch den sozialen Wohnungsbau konsequent fortzuführen, um die Versorgung der einkommensschwächeren Bevölkerungsgruppen zu gewährleisten.

Die Wirtschaft des Landes hat nach einer längeren Aufschwungphase in den Jahren 1992/93 die schwerste Krise der Nachkriegszeit erfahren. Wegen der Abhängigkeit von den exportorientierten und rezessionsempfindlichen Branchen Maschinenbau, Fahrzeugbau und Elektrotechnik hat Baden-Württemberg in der Rezession den stärksten Beschäftigungsrückgang unter den alten Bundesländern hinnehmen müssen. Die Arbeitslosenquote im Land ist dadurch bis 1994 auf durchschnittlich 7,5 Prozent gestiegen.

Bei starken Arbeitsplatzverlusten im Verarbeitenden Gewerbe hat sich der wirtschaftliche Strukturwandel in Form einer Verlagerung von Beschäftigungs- und Wertschöpfungsanteilen vom Produktions- zum Dienstleistungssektor in der Rezession verstärkt fortgesetzt. Verschärfte Wettbewerbsbedingungen und neue Technologien führten zu höheren Qualifikationsanforderungen an die Arbeitnehmer.

Der Anteil des Dienstleistungssektors an den sozialversicherungspflichtig Beschäftigten erhöhte sich von 1987 bis 1994 von 43,7 Prozent auf 49,8 Prozent, während der Anteil des Produzierenden Gewerbes von 55,3 Prozent auf 49,2 Prozent ab-

nahm. War 1987 noch jeder Zehnte versicherungspflichtig beschäftigte Arbeitnehmer in Teilzeitbeschäftigung, so war es 1994 bereits jeder Achte. Im Zusammenhang damit stieg auch der Frauenanteil an den versicherungspflichtig Beschäftigten im Zeitraum 1987 bis 1994 von 41,0 Prozent auf 43,3 Prozent.

Spöri betonte bei der Vorlage des Landesentwicklungsberichtes, daß trotz der konjunkturellen Erholung bisher noch keine nachhaltige Entspannung am Arbeitsmarkt eingetreten sei. Um neue Arbeitsplätze zu schaffen und die Gefahr eines «jobless growth» zu bannen, bedürfe es daher weiterhin erheblicher wirtschaftspolitischer Anstrengungen. Dabei kommt es nach Auffassung des Wirtschaftsministers entscheidend darauf an, den Aufschwung zur Erschließung von neuen Produkt- und Arbeitsplatzfeldern zu nutzen. Als chancenreiche Felder nannte Spöri insbesondere die Bereiche Dienstleistung, Umwelttechnik und Informationstechnik.

Im ländlichen Raum ist langfristig sowohl die Wohnungsentwicklung als auch die Entwicklung der Beschäftigtenzahlen und der Wirtschaftskraft besser verlaufen als im Landesdurchschnitt; auch in der Rezession 1992/93 hat der ländliche Raum weniger starke Einbußen hinnehmen müssen. Insgesamt ist die Attraktivität des ländlichen Raums als Lebens- und Wirtschaftsraum deutlich gestiegen.

Deutliche Anteilsverluste der Mittel- und Oberzentren und entsprechend hohe Gewinne der sonstigen Gemeinden zeigen, daß die Suburbanisierung im Verlauf der letzten zwei Jahrzehnte zu einer beachtlich hohen räumlichen Umverteilung von Bevölkerung und Beschäftigung führte.

In den Verdichtungsräumen bestehen dennoch weiterhin ein starker Siedungsdruck und hohe Raumnutzungskonflikte. Dort kommt es bei hoher Standortattraktivität und knappen Flächenreserven zunehmend zu Verkehrs- und Umweltbelastungen, zu Engpässen bei der Bereitstellung von Wohn- und Gewerbeflächen, zu angespannten Woh-

nungsmärkten und zu hohen Boden- und Mietpreisen.

Den raumordnerischen Herausforderungen werde man, so Spöri, bei der Fortschreibung des Landesentwicklungsplanes Rechnung tragen. In Räumen mit Überlastungserscheinungen komme es besonders darauf an, eine flächenhafte Landschaftszersiedelung zu vermeiden und eine Verschärfung negativer Verdichtungsfolgen zu verhindern. Planerische Zielsetzungen zum Freiraumschutz seien dabei ebenso wichtig wie die konsequente Ausschöpfung vorhandener Bauflächenreserven und der Einsatz flächensparender Bauformen, eine verträgliche räumliche Zuordnung und Dimensionierung von Wohn- und Gewerbeflächen, interkommunale Gewerbegebiete, eine prinzipiell schwerpunktmäßige Ausrichtung der Siedlungstätigkeit und deren verstärkte Orientierung am schienengebundenen öffentlichen Personennahverkehr. Im ländlichen Raum seien dessen komparative Standortvorteile, die nach Spöri vor allem in der günstigen Flächensituation sowie in den Wohn-, Umwelt- und Naherholungsqualitäten liegen, zu sichern und im Standortwettbewerb gezielt einzusetzen.

Wird Alter Schloßkeller bald zum Wirtshaus?

(STN) Kommt das Land mit Gastronomen für einen Gewölbekeller des Alten Schlosses in Stuttgart ins Geschäft? Ausgeschlossen ist dieses Vorhaben, das seit Jahren diskutiert und gescheitert ist, nicht mehr. Über Unternehmensberater hat das Finanzministerium die Nutzung dieses Kellers – mit Nebenräumen über 800 Quadratmeter – ausschreiben lassen und prompt Erfolg gehabt.

«Drei Interessenten, zwei davon ernsthaft», meldet Veit Mössler, Pressesprecher des Finanzministers. Deren Vorstellungen decken sich mit denen des Ministeriums: eine breite gastronomische Nutzung, womöglich eine Kleinstbrauerei mit Bistro und Weinlokal – «eine Erlebnisgastronomie im eingeschränkten

Umfang», die auch die Terrasse vor dem Gebäude zum Karlsplatz hin einbeziehen könnte.

Ob tatsächlich etwas daraus wird und einer der Interessenten auch die Millionen für den Umbau der früher von der Hofkammer genutzten Räume aufbringen kann, ist derzeit im Ministerium noch nicht abzuschätzen. Nur eines ist bereits sicher: Das Kabinett muß sich mit dem Schloßkeller beschäftigen. Schließlich will das Landesmuseum als Hausherr nicht so ohne weiteres auf dieses Gewölbe verzichten. Es stellt sich dort Ausstellungen vor, vielleicht auch ein kleines Museumslokal – was dann jedoch Investitionen von mehreren Millionen Mark bedeutete. «Das Land will kein Kostenrisiko übernehmen», sagt dagegen Veit Mössler. Eine Grundsatzentscheidung erwartet er noch in diesem Jahr.

Dieses ebenerdig zugängliche Gewölbe für die Gastronomie zu aktivieren, ist keine Idee aus jüngster Zeit. Vor sicher zwei Jahrzehnten hatte sie bereits Peer-Uli Faerber, der damalige Verkehrsdirektor der Stadt, propagiert. Der letzte Anlauf in dieser Richtung wurde zu Beginn der neunziger Jahre gestoppt – von Ministerpräsident Lothar Späth. Er wollte offenbar das Landesmuseum nicht verärgern – mit dem Resultat, daß gar nichts mehr geschah. Und das wollte man nur ungern als Dauerzustand betrachten. Vielleicht weiß auch Minister Gerhard Mayer-Vorfelder, daß sich Ideen des früheren Stuttgarter Verkehrsdirektors nicht einfach ignorieren lassen. Sie werden immer wieder aktuell, wie jetzt auch das Beispiel Spielbank zeigt. Faerbers Idee – sicher auch schon 20 Jahre alt –: Eine Attraktion auf dem Kleinen Schloßplatz daraus machen – von Rolf Deyhle und dessen Plänen in Möhringen konnte er damals schließlich noch nichts wissen.

Denkendorfer Kelter wurde aufwendig restauriert

Zehn Monate hat es gedauert, bis die Denkendorfer Kelter renoviert war. Um das 1713 erbaute Gebäude zu retten, investierte die Gemeinde rund 870 000 Mark. 384 000 Mark gab es als Spenden und Zuschüsse vom Land, vom Landesdenkmalamt und von der Denkmalstiftung. Was bei der Renovierung herausgekommen ist, davon konnten sich die Denkendorfer beim ersten Kelterfest selbst überzeugen.

Sowohl für Landeskonservator Meckes als auch für Bürgermeister Peter Jahn ist die frisch renovierte und geschichtsträchtige Kelter ein «Kleinod meisterlicher Zimmermannskunst». Im Jahre 1713 erbaut, stand sie ursprünglich im Denkendorfer Klosterhof. Später wurde sie abgerissen und im benachbarten Meierhof wieder aufgebaut. Einst seien dort königliche Soldaten einquartiert gewesen. Das Gebäude habe dann als Farrenstall, als Holzmagazin nebst Dresch- und Heuschuppen gedient, erläuterte Jahn während der Einweihungsfeier. Diese wurde vom Musikverein und vom Männerchor des Liederkranses Eintracht musikalisch umrahmt. Rolf Deuschle, der Leiter des örtlichen Heimatmuseums, entführte die Gäste für einen kurzen Augenblick in die Tiefen der Denkendorfer Ortsgeschichte.

Vor der Renovierung war der zwölf mal 14 Meter große Bau innen durch Trennwände total verbaut. Doch die wurden alle herausgerissen. «Neben diesem festlichen Raum und der hölzernen Empore haben wir jetzt eine Küche sowie alle erforderlichen sanitären Anlagen geschaffen, um diese Begegnungsstätte mit pulsierendem Leben zu erfüllen», freute sich Jahn.

Für Architekt Dieter Späth ist es nicht verwunderlich, daß das Gebäude weder Schmuckformen noch Ornamente zeigt. Schließlich handele es sich um ein ehemaliges Wirtschaftsgebäude einer Klosteranlage. Deshalb sei das, was er hinzugefügt habe, schlicht und einfach. «Drinne ist die Dachkonstruktion und

draußen das großzügige Walmdach bestimmend», hob Späth hervor. Diese hölzerne Dachkonstruktion ist so abgestützt, daß kein Stützbalken den großen Keltersaal unterteilt. Damit eignet er sich hervorragend für Vereinsfeste aller Art oder auch für andere kulturelle Veranstaltungen. Für Bürgermeister Jahn bieten die Räume für diese Anlässe einen «geradezu idealen Zuschnitt». Allerdings sieht Jahn die Einrichtung nicht als «Konkurrenz zur eigenen Festhalle», sondern vielmehr als «Ergänzung des räumlichen Angebots» vor allem während des Sommers.

Das ist schon allein deshalb der Fall, weil man ganz bewußt auf eine teure stationäre Heizung verzichtet hat. Dies habe nicht nur dazu beigetragen, daß der Kostenplan eingehalten werden konnte, hob Jahn hervor, sondern halte auch die betrieblichen Folgekosten niedrig. Besonders bedankte sich der Bürgermeister bei Fritz Drechsler, dem Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft Denkendorfer Vereine. Der Grund: Die Vereine hatten die Kucheneinrichtung für die Kelter gestiftet.

Geplante Schutzgebiete im Nordschwarzwald

(dpa/lsw) Die Schutzgebiete im Nordschwarzwald sollen um das Dreifache auf 4400 Hektar vergrößert werden. Damit würden insgesamt drei Prozent dieses Waldes unter Schutz stehen, erklärte Baden-Württembergs Agrarminister Gerhard Weiser (CDU) laut seiner Behörde in Bad Herrenalb (Kreis Calw) bei der Vorstellung einer Waldschutzgebietskonzeption für den Nordschwarzwald. Insgesamt sei die Ausweisung von Waldschutzgebieten auf etwa zwei Prozent der 1,38 Millionen Hektar umfassenden Waldfläche im Südwesten vorgesehen. Für die Ausweisung von Waldschutzgebieten besteht seit 1993 ein fortgeschriebenes, landesweites Programm.

Zwiespältige Gefühle über Filder-Großprojekte

(STN) Viele Entwicklungen, die Stuttgart bevorstehen, berühren die Filder: Messe II, ICE-Trasse. Bei einer Anhörung in der Plieningen Zehntscheuer, zu der FDP-Stadtrat Rolf Zeeb zusammen mit der örtlichen Leistungsgemeinschaft eingeladen hatte, konnten sich die Betroffenen über die Auswirkungen informieren. Es referierten: Albert Ackermann vom Stadtplanungsamt, Reinhold Bauer, Stuttgarter Straßenbahnen AG (SSB), und Wolfgang Häfele, Mitglied des Regionalparlaments und städtischer Wirtschaftsförderer.

Das einzige Gewerbegebiet, das in Aussicht ist, sind die Entenäcker. Die Scharnhäuser Straße, heute mit täglich 14 000 Autos belastet, wird durch die Ortsumfahrung Neuhauser Straße entlastet. Ackermann: «Dann schließen wir die Scharnhäuser Straße für den Durchgangsverkehr.» Die ICE-Trasse nach Ulm stellt sich Ackermann auf den Fildern unterirdisch vor, eine Brücke soll übers Körschtal gen Wendlingen führen. Plieningen wird dann besser ans regionale Schienennetz angebunden sein. «Probleme bereitet ein östlich von Plieningen geplantes Gleisdreieck. Was tun wir, um die Landwirtschaft zu erhalten?», fragte Ackermann und bekam von einem Bauern die Antwort: «Rettet die Reste der Plieningen Felder!»

Wolfgang Häfele unterstrich die Notwendigkeit der Vorhaben, die, wie der ICE-Anschluß am Flughafen, «für Plieningen als Stand- und Wohnort etwas bringen». Auf 100 000 Quadratmeter veranschlagte er den Platzbedarf für die Messe südlich des Flughafens. Der Standort passe: «ICE-Anschluß, Flughafen, Autobahn. Es gibt keinen besseren.» Reinhold Bauer (SSB) kündigte die Fertigstellung der Stadtbahn zum Fernsehturm für 1998 an. «Kommt die Messe, überdenken wir die Stadtbahnerschließung der Filder», erklärte Bauer. Komme Stuttgart 21, fahre die S-Bahn nach Sielmingen und Wolfschlugen. «Dann brauchen wir in der Stadt einen zweiten Tunnel», glaubt Bauer.

Die Naturforscherin Maria Sibylla Merian auf dem Fünfhundertmarkschein.



Kein Vermögen wächst von allein. Nur durch sorgfältige Pflege kann es über sich selbst hinauswachsen. Bei der Dresdner Bank als einer der größten deutschen Banken kann sich Ihr Geld optimal entfalten. Vielleicht erinnert Sie in Zukunft Frau Merian auf dem Fünfhundertmarkschein daran: Vermehrung liegt in unserer Natur.

Auch beim Geld gelten gewisse Naturgesetze

hinauswachsen. Bei der Dresdner Bank als einer der größten deutschen Banken kann sich Ihr Geld optimal entfalten. Vielleicht erinnert Sie in Zukunft Frau Merian auf dem Fünfhundertmarkschein daran: Vermehrung liegt in unserer Natur.



Dresdner Bank

WÜRTEMBERGER



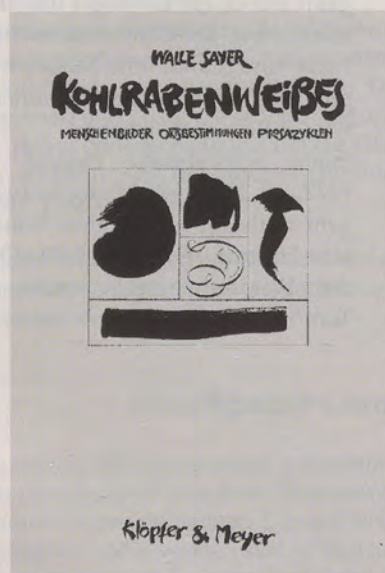
LEBENSART

Wie könnte man sich nach einem Arbeitstag besser erholen, als mit einem Glas Würtemberger. Bei der Vielfalt der Rebsorten findet jeder das Richtige. Und nicht zuletzt gilt Würtemberg als das „Land der großen Roten“. So wird mit einem rassigen Trollinger – des Würtembergers liebstes Kind – ein Abend garantiert zum Feierabend.

KENNER TRINKEN  WÜRTEMBERGER

Walle Sayer, ein junger schwäbischer Autor.

Und wirklich und endlich der größeren Entdeckung wert:



Walle Sayer ist ein Widerständler gegen das Vergessen, ein Virtuose des Erinnerns: des Sich-Erinnerns und des Andere-Erinnerns. Einer mit einem ganz eigenen »prosapoetischen« Ton, einer der die Wirklichkeiten in Bilder zerlegt. Einer aus der seltenen Gattung derer, »die unfähig sind, an der Oberfläche zu bleiben«. Einer, so sein Laudator Hermann Bausinger, der schreibt, »wie andere um ihr Leben rennen«.

Walle Sayer, 1960 im schwäbischen Bierlingen geboren, schreibt und lebt in Dettingen bei Horb. Zuletzt erschien von ihm der vielgelobte Gedichtband »Zeitverwehung«, für den er 1994 den renommierten Thaddäus-Troll-Preis erhielt.

1995. 161 S. geb. 34,- DM.
ISBN 3-931402-00-2

verlegt von Klopfer & Meyer in Tübingen

Lautertaldienst meldet «kaum mehr Konflikte»

(RTN) Die Zeiten, als Touristen mit Sack und Pack, Kind und Kegel an den Wochenenden scharenweise ins Lautertal einfielen und die Auen kurzerhand zu Liegewiesen umfunktionierten, scheinen vorbei zu sein. Der Lautertaldienst, der vor siebzehn Jahren zum Schutz der sensiblen Landschaft ins Leben gerufen wurde, hatte es in diesem Jahr leichter als sonst. «Wir hatten praktisch kaum Probleme, die Leute sind umweltbewußter geworden», sagt Manfred Waßner, Leiter des Münsinger Fremdenverkehrsamtes. Und auch Richard Wagner, Forstamtsleiter aus Münsingen, ist zufrieden: «Mit dem gefundenen Kompromiß zwischen Naturschutz und den Bedürfnissen des Fremdenverkehrs können wir leben.»

Mit Schaudern denkt Manfred Waßner an die Gründungszeit des Lautertaldienstes vor 17 Jahren. Damals war das Lautertal als Naherholungsziel plötzlich zum Renner geworden. An den Wochenenden rollte eine wahre Blechlawine auf die Alb. Alle drängten an die Lauter, Autos wurden rücksichtslos auf den Wiesen geparkt, das Lautertal zum Freizeitpark umfunktioniert. «Damals mußten wir teilweise hart durchgreifen», erzählt Waßner.

Daß es mittlerweile kaum mehr Konflikte zwischen entspannungsbedürftigen Städtern und dem Naturschutz gibt, ist sicherlich ein Verdienst der freiwilligen Helfer um Manfred Waßner. Eine wichtige Rolle hat dabei auch das veränderte Umweltbewußtsein gespielt. «Die Leute verstehen, daß man auf die Natur Rücksicht nehmen muß», meint der Münsinger Forstamtsleiter Richard Wagner. Manfred Waßner legt Wert darauf, daß der Lautertaldienst «kein Polizeidienst und auch kein Polizeiersatzdienst» ist. So gab es in diesem Jahr auch nur eine Anzeige. Wer am falschen Platz parkt, campst oder seine Würstchen grillt, wird von den Mitarbeitern des Dienstes zunächst aufgeklärt. «Wir wollen die Gäste sensibel machen für die Notwendigkeit, die Landschaft zu erhalten», er-

klärt Wagner. Diesem Zweck dient neben dem persönlichen Gespräch ein Blatt, das ihnen in die Hand gedrückt wird. Darauf wird das «Landschaftsschutzgebiet Großes Lautertal» kurz erläutert – «... umrahmt von felsenreichen Randhöhen, Wacholderheiden und Wäldern bildet die Große Lauter das wertvollste, aber auch empfindlichste Kernstück dieser Mittelgebirgslandschaft...» –. Außerdem stehen dort konkrete Informationen für Feriengäste. Zum Beispiel, daß das Parken nur auf ausgewiesenen Parkplätzen gestattet ist, das Zelten nur auf zwei Wiesen oberhalb des Gasthauses «Hirsch» in Bichishausen und auf dem «Rauhen Stichele». Auch dem Bootfahren ist ein Absatz gewidmet. Von Buttenhausen an lauterabwärts ist es bekanntlich vom 15. März bis 30. Juni ganz und vom 1. Juli bis 30. September an Wochenenden außerhalb geschlossener Ortschaften verboten. Am Lautertaldienst beteiligen sich Mitglieder der Ortschaftsräte, Forstleute, Landwirte, Angler, Naturschützer und Jagdpächter. Jeder übernimmt ein Wochenende, über die Erfahrungen wird ein kurzer Bericht gefertigt. Das Ergebnis: «Die meisten haben geschrieben, daß die Besucher einsichtig waren.» Anzeigen werden nur erstattet, «wenn einer renitent ist», erklärt Wagner. Weil so etwas ab und an vorkommt, wird auch empfohlen, den Dienst immer zu zweit zu absolvieren.

Mit der jetzigen Besucherfrequenz könne das Lautertal leben, meint Oberforstrat Wagner. Mehr könne die Landschaft aber nicht verkraften. Weitere Investitionen in Sachen Freizeit lehnt er strikt ab: «Da besteht kein Bedarf.»

Ähnlich sieht dies auch Manfred Waßner. Er will keine weiteren touristischen Attraktionen im Lautertal, doch eine Verbesserung der Infrastruktur kann er sich trotzdem vorstellen. So soll das Museum in Buttenhausen häufiger geöffnet werden, das gleiche gilt für die Galerie von Hans-Jörg Geiselhart in Gundelfingen. Außerdem sei ein weiterer Zeltplatz notwendig. Waßner schwebt eine ähnliche Lösung vor wie beim Jugendzeltplatz in Eglingen. Wo das

Geld dafür herkommen soll, weiß er allerdings nicht. Immer wieder taucht in den Gesprächen mit den Naturschutz- und Fremdenverkehrsvertretern das Problem mit den Motorradfahrern auf. Der Vorschlag von Manfred Waßner: «Wir müssen überlegen, die Geschwindigkeit im Lautertal zu reduzieren. Dann ist es für Raser nicht mehr interessant.»

Waldburg wird wiedereröffnet

Die (vorerst) letzte Schlacht um die bedeutendste oberschwäbische Festung ist geschlagen, die Bürgerinitiative «Rettet die Waldburg» kann sich bald umbenennen. Der Leiter der Abteilung Kunst und Kultur der fürstlichen Hauptverwaltung Wolfegg hat bei einer Vereinsversammlung unverhofft mitgeteilt, die Burg werde am 27. Juli 1996 wieder für Besucher geöffnet. Vor zehn Jahren war das trutzige Gebäude auf der höchsten eiszeitlichen Moränenkuppe Oberschwabens vom Fürstenhaus Waldburg-Wolfegg geschlossen worden, weil es renoviert werden mußte. Davor waren pro Jahr rund 80 000 Besucher in das nahe Ravensburg liegende Örtchen Waldburg gekommen, um das historische Gemäuer samt musealer Ausstattung zu besichtigen. Nach der Schließung begann jedoch ein Gerangel um die Finanzierung der Sanierung zwischen Fürst und Land. Ein Museum soll nun von kommenden Sommer an wieder Besucher anziehen. (Siehe Schwäbische Heimat, Heft 93/2, S. 197, «Waldburg-Sanierung geht mühsam voran» und Schwäbische Heimat, Heft 94/1, S. 93 «Öffnet die Waldburg bald wieder ihre Tore?»)

entdecken
besuchen
erleben

Jahresbezugspreis 1995
20,- DM



Beiträge zur Landeskunde

Ereignisse aus der Geistes-, Kultur-, der Wirtschafts- und Personengeschichte Baden-Württembergs

Jahresbezugspreis 1995
15,- DM

Staatsanzeiger für Baden-Württemberg

Die reine Information

Jahresbezugspreis 1995
95,- DM

ab 1996 Abonnement ohne *Beilagen Schlösser Baden-Württemberg* und *Beiträge zur Landeskunde* 89,- DM; mit *Beilagen* 103,- DM

Staatsanzeiger für Baden-Württemberg

Der *Staatsanzeiger für Baden-Württemberg* bietet Ihnen aktuelle Nachrichten aus Politik und Land, Amtliche Mitteilungen und Gerichtliche Bekanntmachungen, alle landesweiten Bauausschreibungen und sonstige Ausschreibungen, Stellenausschreibungen sowie Allgemeine Anzeigen. Besondere Beachtung finden die Sonderveröffentlichungen über Baumaßnahmen, bedeutende Ausstellungen und andere Aktivitäten in Baden-Württemberg.

Er erscheint wöchentlich am Montag. Ab 1996 werden die Ausschreibungen im halbseitigen Zeitungsformat mit vorangestelltem Inhaltsverzeichnis abgedruckt.

Schlösser Baden-Württemberg

Informativ, interessant, immer aktuell – Kriterien, nach denen *Schlösser Baden-Württemberg*, herausgegeben von der *Staatsanzeiger für Baden-Württemberg GmbH*, gestaltet wird. Jedes Jahr erscheinen vier Hefte. Das bedeutet: Alle drei Monate bekommen die Leserinnen und Leser die Möglichkeit, den Kulturbesitz des Landes näher kennenzulernen. Dabei geht es nicht nur um die Besonderheiten der Schlösser in Baden-Württemberg, sondern auch um barocke Gartenanlagen oder Englische Parks und um Burgen, Ruinen, Kirchen und Klöster.

Schlösser Baden-Württemberg hat ein handliches Format. Die jeweils 32 redaktionellen, mit ansprechenden Farbfotografien aufgemachten Seiten, werden durch einen ausführlichen Terminkalender ergänzt.

Beiträge zur Landeskunde

Seit mehr als dreißig Jahren berichten namhafte Landeshistoriker in den *Beiträgen zur Landeskunde* über Ereignisse aus der Geistes- und Kultur- sowie der Wirtschafts- und Personengeschichte des deutschen Südwestens von den Anfängen bis in die Gegenwart. Die illustrierten Hefte wenden sich an den landesgeschichtlich interessierten Leser und spiegeln auch die aktuelle landeskundliche Forschung wider. Buchbesprechungen stellen wichtige Neuerscheinungen vor.

Die regelmäßige Beilage zum *Staatsanzeiger für Baden-Württemberg* ist die einzige überregionale Zeitschriftenpublikation zur Landesgeschichte Baden-Württembergs; sie umfaßt 16 oder 20 Seiten und erscheint sechsmal im Jahr.

Bestellcoupon

Hiermit bestelle/n ich/wir

per Abbuchung per Jahresrechnung

Bank

Konto Nr.

BLZ

- Staatsanzeiger für Baden-Württemberg
 ab 1996 ohne Beilagen
 Schlösser Baden-Württemberg
 Beiträge zur Landeskunde

Name

Straße

PLZ/Ort

Datum/Unterschrift

Ich bin berechtigt, innerhalb einer Woche nach Erhalt der Auftragsbestätigung vom Abonnement ohne Angabe von Gründen gegenüber dem Verlag zurückzutreten. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

Staatsanzeiger
für Baden-Württemberg GmbH
Breitscheidstraße 69
70176 Stuttgart
Postfach 10 43 63
70038 Stuttgart
Telefax (07 11) 6 66 01-19

Es tut sich was auf Burg Katzenstein

(STZ) Nach siebenjährigem Dornröschenschlaf war die romantische Stauferburg Katzenstein bei Dischingen am Freitag, dem 13. Oktober, wieder für jedermann von 11 bis 18 Uhr geöffnet. Die neuen Schloßherren, Petra und Klaus Mehrl, wollten das Inventar versteigern, bevor sie zur Sanierung schreiten. Sie haben vom Eigentümer, dem Biberacher Schrotthändler Alwin Peter, das Nießbrauchsrecht bekommen.

Was der in München gebürtige Unternehmer aus Erbach im Alb-Donau-Kreis letztendlich vorhat, bleibt noch sein Geheimnis. Genauso, woher er die fünf Millionen Mark nehmen will, die mindestens investiert werden müßten, sollte Burg Katzenstein wieder, wie ein Schild über dem Eingang verheißt, «lebendige Stauferzeit» bieten. Für konkrete Angaben ist er nicht zu haben. Das kinderlose Ehepaar will eine Art Förderverein unter dem Namen «Mehrl-Genalogie» gründen. Die Vereinsmitglieder sollen «Geschichtliches erforschen» und vor allem zahlen, entweder als Tagesmitglieder zwei Mark, bevor sie ein Wiener Würstchen in der Burgschenke kaufen können, oder aber noch etwas mehr als langfristige Förderer. Auch kann man sich für fünf Jahre eins der zehn Appartements verbilligt sechs Nächte im Jahr mieten, wenn man 2000 Mark vorab bezahlt. Vorerst sind diese Appartements freilich so halbfertig, wie sie der Vor- und Nachbesitzer, der Schrotthändler Peter aus Biberach, hinterlassen hat.

Klaus Mehrl hat noch mehr vor. Der staufische Palas soll von einem Pächter als Gaststätte betrieben werden. An einen Souvenirladen ist gedacht. In der Brunnenstube mit dem 30 Meter tiefen Brunnen soll es am Kamin Ritterfeste geben, dazu 30 bis 40 Veranstaltungen im Jahr. Als Dauergast soll der «freischaffende Kunstmaler» Hartmut Kuczewski, dessen «Sinn-spruch» lautet: «Kunst muß einen Sinn haben, wie schön, wenn die Kunst auch noch sinnlich ist», seine «faszinierenden erotischen Meisterwerke» präsentieren, möglicherweise

auch die bunten Bilder, die er im Landratsamt Neu-Ulm oder in Heidenheim ausstellt.

Auch einen Weinverkauf plant Mehrl, der eigenen Angaben zufolge den vergorenen Traubensaft zu schätzen weiß und mit dem überlieferten Schloßgespenst auf der Burg Katzenstein schon einen gehoben haben will. Auch einen Galgen hat Burg Katzenstein zu bieten, keinen nachgemachten, sondern einen echten, denn 1562 erhielt Katzenstein das Privileg der Halsgerichtsbarkeit, zwei Brandstifter mußten auch wirklich dran glauben. Bis heute jagt den Besuchern das dunkle Verlies auf der Burg Schauer über den Rücken.

Auch in diesem Jahrhundert hat die bis 1939 verwaiste Burg eine interessante Geschichte. Dem Grafen Stuber von Caboga, der Burg Katzenstein 1939 erworben hat, rettete diese Burg das Leben, so berichtet es die «Eßlinger Zeitung» im Jahr 1969. Der Graf war von den Nazis wegen des Aufstands am 20. Juli 1944 zum Tode verurteilt worden. Es gelang ihm, sich bis zur Burg Katzenstein durchzuschlagen. Am 22. April 1945 kam er dadurch in die Hände der Amerikaner.

Die Burg selbst kam danach in verschiedene Hände. Zuletzt war Karl-Heinz Holl ein beliebter Burgherr, der Katzenstein zu einem Anziehungspunkt für Sonntagsausflügler für die ganze Region von Stuttgart bis Ulm und Augsburg machte. Das Landesdenkmalamt investierte mehr als eine Million Mark, um die wertvollen Fresken aus der Zeit des 13. bis 15. Jahrhunderts in der Laurentius-Kapelle wiederherzustellen und den staufischen Palas vor dem Verfall zu bewahren. Als Karl-Heinz Holl starb, gab es erst eine Auseinandersetzung unter den Erben, dann den Verkauf an den Biberacher Schrotthändler. Dann war die Burg plötzlich geschlossen.

Zwar versichert Peter, er habe immer nach einer vernünftigen Nutzung gesucht, doch zwischen der Gemeinde und dem Besitzer kam es zum Dauerstreit. Als Folge blieb die Burg geschlossen.

Weinstraße verbindet Schwaben und Baden

(STZ) Die jüngste Tourismusroute Baden-Württembergs gilt nicht nur als längste ihrer Art in ganz Deutschland, sondern auch als neue Klammer zwischen Baden und Schwaben. Jetzt hat der baden-württembergische Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser in Bretten offiziell die Genehmigungsurkunde für die 355 Kilometer lange «Weinstraße Kraichgau-Stromberg» überreicht, die vom Rheintal bis zum Neckar 46 Städte und Gemeinden sowie 82 Teilorte miteinander verbindet.

«Eines der am breitesten gefächerten Weinangebote in Deutschland» verspricht Bretzens Oberbürgermeister Paul Metzger allen Besuchern der ausgedehnten «Süffelroute», die schon lange eines seiner Lieblingsprojekte war. Seit der Rathauschef der Melanchthon-Stadt vor zweieinhalb Jahren den Vorsitz der neuen «Touristikgemeinschaft Kraichgau-Stromberg» übernommen hat, wird die stille Ferienlandschaft mit ihren mehr als vierzig Kommunen und insgesamt 360 000 Einwohnern zielstrebig im Geschäft mit dem Fremdenverkehr vermarktet. Die neue Weinstraße soll das touristische Erwachen des hügel- und waldreichen Landstrichs ebenso fördern wie die Verbindung zwischen den Weinbauzonen B (Baden) und A (Württemberg).

Die Route ist deshalb ein Rundkurs, weil er passionierte Viertelesschlotzer meist auf Kreis- und Landesstraßen durch einige der schönsten Weinanbaugebiete der Landkreise Karlsruhe, Rhein-Neckar, Heilbronn und Ludwigsburg leitet. Die äußersten Grenzen markieren Wiesloch im Norden, Keltern bei Pforzheim im Süden, Weingarten im Westen und Leingarten im Osten. Wer Zeit hat, kann jedoch obendrein auf gesonderten kleinräumigen Erkundungspfaden wandeln.

Die «Stromberg-Route» führt von Freudental nach Brackenheim, die «Heuchelberg-Route» von Dürrenzimmern nach Zaberfeld und die «Zabergäu-Route» von Frauenzimmern nach Sternenfels. Dazu ist eine

«Zisterzienser-Route» mit Maulbronn und Mühlacker geplant sowie eine «Michaelsberg-Route» von Güglingen bis Bönningheim. Die Hinweisschilder werden allerdings erst demnächst aufgestellt, und Prospekte gibt es frühestens im nächsten Jahr.

Irene Woeste, Geschäftsführerin der Touristikgemeinschaft, hat dennoch schon vor Jahresfrist erfreut eine «Umbruchstimmung in der Region» festgestellt. Viele Einheimische haben nämlich in der Vergangenheit nur ein recht schwach ausgeprägtes Interesse an der touristischen Erschließung ihrer Landschaften gezeigt. Die Initiatoren der neuen badisch-schwäbischen Weinstraße wollen ihren Landsleuten deshalb jetzt endgültig deutlich machen, daß «man mit Urlaubern auch Geld verdienen kann».

Schloßschule bleibt bei Auszug aus Salem

(lsw) Das renommierte Internat im Schloß Salem bleibt bei seinem für 1999 geplanten Auszug aus dem Schloß. Schulleiter Bernhard Bueb sagte Ende September, es gebe zwar ein neues Angebot des Hauses Baden, das eine 66jährige Mietdauer in Aussicht stelle. Dieses Angebot komme aber zu spät und sei unzureichend, meinte Bueb. So fordert die Schule eine rechtliche Absicherung auch für den Fall, daß das Schloß den Eigentümer wechselt. Außerdem wolle das Haus Baden den Schloßtourismus ankurbeln, was den Schulbetrieb noch mehr beeinträchtigen würde, beklagte Bueb. Zudem brauche die Schule mehr Platz und deshalb den ganzen westlichen Teil des Schlosses. Die notwendigen Investitionen zur Renovierung der Gebäude wären fast genauso hoch wie die für den geplanten Neubau der Schule in Überlingen. Nach dem Streit über den nach Ansicht von Markgraf Max von Baden zu liberalen Kurs der Schule waren die Räume zum Jahr 1999 gekündigt worden.

Umwelt-Kosmetik an der Schwarzwaldhochstraße

(swp) Weil zwei Hektar abgestorbener Wald mit «Totholz» dicht an der vielbefahrenen Schwarzwaldhochstraße B 500 Einheimischen und Kurgästen ein zu grausamer Anblick waren, wurden die dünnen Bäume per Sondergenehmigung gefällt. Ein bislang einzigartiger Fall von öffentlichem Druck auf Forst- und Naturschutzverantwortliche in einem ausgewiesenen Naturschutzgebiet. Das Schliffkopfgebiet liegt zwischen Freudenstadt und Baden-Baden. Monatelanger Druck auf den zuständigen Revierförster und dessen Vorgesetzten ließen das Forstamt Baiersbronn-Obertal in Abstimmung mit der Forstdirektion Karlsruhe und dem Naturschutz schließlich klein beigeben.

Selbst der Ranger Jörg Klüber, oberster Naturschutzherr im Schliffkopfgebiet, stimmte aus Rücksicht auf die «unerträglichen Belastungen des Privatlebens» der angefeindeten Forstbeamten dem Sägekahlschlag zu. Der Obertaler Forstamtsleiter Harald-Henning Iven spricht vom «Druck der Öffentlichkeit», der die in einem Schutzgebiet ungewöhnliche und forstlich unnütze Fällaktion der dünnen, abgestorbenen Fichten und Tannen bewirkt habe. Klar scheint indes, daß eine konzertierte Aktion aus Baiersbronn Gemeindeverantwortlichen, Einwohnern, aus Feriengästen und der Gastronomie die Fällaktion gefordert hat. Gustav Gaiser, Vorsitzender des Hotel- und Gaststättenverbands in der Feriengemeinde, artikuliert die herrschende Meinung so: «Muß man den Schwarzwald so darstellen? Solche Dürrständer (Volksmundbegriff) sind unansehnlich.»

Vom Aussichtspunkt oberhalb der Hochstraße hätten Ausflügler und Wanderer einen hervorragenden Ausblick direkt auf den unschönen Baumfriedhof gehabt. Auch von den Fahrzeugen aus auf der Ferienstraße sei der Totholzbereich gut sichtbar gewesen. Stürme hätten den Bäumen dort hart an der Kammlinie schon Ende der 80er Jahre zugesetzt. Es kam zum Borkenkäferbefall, etli-

che Bäume starben ab und verdorrten. Im Sommer 1993 vollführten Waldarbeiter einen ersten «Sanitärhieb» – damals aus purer Eigenmächtigkeit, wie zu hören ist.

Die 150 oder mehr knorrig-kahlen Stämme, die jetzt wegen der Optik von den Motorsägen gefällt wurden, waren für Ranger Klüber und die Naturschützer ein wichtiger, weil natürlicher Bestandteil des Naturschutzgebiets: Brut- und Schlafhöhle für viele Insekten- und Vogelarten, Existenzgrundlage für eine ganze Reihe von Algen, Pilzen und Flechten. Gerade jene Tierarten, sagt Jörg Klüber, die in ihrem Bestand hochgradig gefährdet sind, sind auf Totholz als Lebensraum unbedingt angewiesen. Der Dreizehnspecht etwa oder der Rauhußkauz.

Für Forst und Naturschutz war die Aktion aus finanziellen und ökologischen Gründen unnötig und aufgezungen. Forstamtsleiter Iven entnervt: «Gegen Geschmacksurteile kann man wenig Aufklärung machen.» Will heißen: Wenn die Leute den Anblick toter Bäume nicht aushalten können, dann hilft auch gutgemeinte Information über Sinn und Nutzen der Baumleichen wenig.

Bedauern hört man auch von der Forstdirektion aus Karlsruhe. Waldbaureferent Dr. Gerald Kändler meint: «Die Ordnungsvorstellungen bestimmter Leute wollen halt einen intakten Wald.» Gäbe es im Nord-schwarzwald einen Nationalpark, wären Totholz-Zonen «ein ganz normaler Anblick». Sogar im alltäglichen Wirtschaftswald werde Totholz bewußt stehengelassen.

Für die an intakten Regelkreisläufen der Natur interessierten Totholz-Verteidiger bleibt nach dem Kahlschlag zumindest ein Trost: im Naturschutzgebiet existiert noch einiges an toter Holzmasse an weniger exponierten Standorten. Die ausgetrockneten, gefällten Stämme an der Schwarzwaldhochstraße bleiben vorerst liegen. Zumindest für die Vegetation und Bodenetier werden sie dereinst eine fruchtbare Unterlage bilden, sagen die Förster.

Gedenkstätte für Sebastian Sailer

(rf) Der Prämonstratenser-Chorherr, weitbekannte Kanzlerredner und wortgewaltige Mundartdichter Sebastian Sailer aus dem Kloster Obermarchtal erhielt nun eine ständige Gedenkstätte in Dieterskirch, am Fuß des Bussen. Dort hatte der aus Weißenhorn gebürtige Schwabe siebzehn Jahre lang, von 1757 bis 1774, als Pfarrer gewirkt. Die literarische Gedenkstätte in der ehemaligen Pfarrscheune wurde in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach eingerichtet und ist jeden ersten Sonntag im Monat von 14.00 Uhr bis 16.00 Uhr geöffnet. Außerhalb dieser Zeiten kann ein Besuch beim katholischen Pfarramt Dieterskirch telefonisch abgesprochen werden. Telefon: (07374) 7 47.

Laut Sailers heutigem Amtsnachfolger hat der Mundartdichter als Pfarrer von Dieterskirch so vielseitige Arbeit geleistet, daß man staunen müsse, wie er sie bewältigt habe. Ohne seinen Amtsbruder in Unterwachingen, der Sailer bei Reisen vertreten habe, wäre er jedenfalls kaum zurechtgekommen.

Sailers wertvollste Hinterlassenschaft ist die Pfarrchronik der Gemeinde. Vom Obermarchtaler Abt nach einem vernichtenden Unwetter im Jahre 1757 nach Dieterskirch entsandt, hat Sailer sie 17 Jahre lang mit Akribie geführt. Als Mann der Ordnung legte er in jenem Jahr, da er nach eigenen Worten «mit der ganzen Gemeinde hungerte», ein Urbarium an, in dem er verzeichnete, was jedem gehörte. Sebastian Sailer ließ weiterhin eine Scheune bauen, um die Pfarrökonomie wieder in Ordnung zu bringen und verfaßte genaueste Vorschriften für Knecht, Magd und Haushälterin. In seinen Rapularen – heute würde man sagen: Haushaltsbüchern – hat er als gewissenhafter Verwalter alles säuberlich aufgezeichnet, was er erstanden und verkauft hat, im Garten anpflanzte oder «als Verehrung» erhielt. Mit köstlichen Versen und Bemerkungen verzeichnete er auch, was er seinen Gästen vorgesetzt, selbst gegessen, getrunken, geschnupft, als Almosen

gegeben oder beim Spielen verloren hat.

Ein Stück Zeitgeist verkörpert ein schön geschriebenes «Direktorium», ein Gottesdienst-Reglement für das ganze Jahr. Wertvoll ist auch eine dreiteilige Sammlung von geistlichen Reden (je 500 Seiten). Am beredtesten jedoch kennzeichnet Sailers nach dem Siebenjährigen Krieg gesprochene Friedenspredigt Geist und Temperament des damals vielgefragten Kanzlerredners.

Ein handgeschriebenes, bislang in der Literatur nirgends erwähntes Gebetbuch, zwischen 1760 und 1770 geschrieben, wurde von dem Kaiserlichen Hof-Kunstmaler und -Kupferstecher Gottfried Bernhard Götz in Augsburg mit Kupferstichen illustriert, dem gleichen Künstler, dem das einzige von Sebastian Sailer existierende Bildnis zu verdanken ist.

Beinahe wäre Sailers damaliges Pfarrhaus in Dieterskirch der Spitzhacke zum Opfer gefallen, hätte nicht der aus dem Donauschwäbischen zugereiste Pfarrer der 500-Seelen-Gemeinde Dieterskirch seine schützende Hand darüber gehalten. Dank Mitteln der Denkmalpflege und der Kirche wurde das barocke Domizil Sailers mit seinen alten Treppen und Stukkaturen und einem von ihm signierten Deckenbildnis im Prälatenzimmer gründlich renoviert. Pfarrer Merkl konnte auch die von Sailer erbaute Pfarrscheune, eine der schönsten im Lande, erhalten.

Fresken in Burgfelden werden erhalten

(dpa/lsw) Wandmalereien aus dem elften Jahrhundert in der Kirche St. Michael in Burgfelden sollen für die Nachwelt erhalten werden. Wie vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Stuttgart mitgeteilt wurde, wird seit dem Frühjahr 1995 untersucht, wie der Zustand der Wandmalereien ist, um ein Konservierungskonzept entwickeln zu können.

In der kleinen Kirche St. Michael im Zollernalbkreis wurde 1892 ein Wandmalereizyklus freigelegt, der nach Angaben des Landesdenkmal-

amtes zu den bedeutendsten Bildschöpfungen der romanischen Epoche in Württemberg zählt. Auf der Ostwand ist das Jüngste Gericht dargestellt, in der Mitte Christus, umgeben von Engeln, an der Nordwand die zwölf Apostel. Der Vorgängerbau der heutigen Kirche ist bereits in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts entstanden. Die Wandmalereien werden mit einer großen Bauveränderung Ende des elften Jahrhunderts in Verbindung gebracht.

Hofkammer füllt «Herzogtums-Wein» ab

(PM) Die Erhebung des Grafen Eberhard im Barte zum Herzog und damit der Aufstieg Württembergs von der Grafschaft zum Herzogtum jährt sich zum 500. Mal. Mit einem großen Fest in Bad Urach haben S. K. H. Carl Herzog von Württemberg und der Württembergische Geschichts- und Altertumsverein am 21. Juli dieses Jahres das historische Ereignis gewürdigt.

Das Weingut des Hauses Württemberg reiht sich nun auf seine Weise in den Reigen der Feierlichkeiten ein. – Mit einem gelungenen 1993er Spätburgunder Kabinett vom Mundelsheimer Käsberg.

Dem besonderen Anlaß entsprechend wurde der Prädikatswein in Sonderflaschen gefüllt. Das nach historischem Vorbild gestaltete Etikett zeigt auf pergamentartigem Untergrund das Wappen des Grafen Eberhard im Barte. Die hochwertige Flaschenkapsel trägt den Schriftzug von S. K. H. Carl Herzog von Württemberg. Jede Flasche dieser Edition ist einzeln in einem eigens dafür gestalteten Präsentkarton verpackt.

Für Sammler und Liebhaber des Porzellans gibt es eine zusätzliche Neuheit: Die Porzellan-Manufaktur Ludwigsburg bringt gleichzeitig zu dieser Sonderfüllung einen handgefertigten Porzellan-Zierkorken heraus. Er zeigt die Palme aus dem Wappen Herzog Eberhards im Barte mit dem Wahlspruch: «Attempo – Ich wage es».

Alte Bauten neu genutzt

Ein Buch zur Denkmalpflege – initiiert und erarbeitet vom Schwäbischen Heimatbund, erschienen in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart, 1981. Anhand zahlreicher Beispiele aus unserem Land wird gezeigt, wie wertvolle Kulturdenkmale erhalten und den heutigen Bedürfnissen entsprechend genutzt werden können. Hinweise zu allen wesentlichen Teilbereichen der Erneuerung denkmalgeschützter Gebäude machen das Werk zu einem wertvollen Ratgeber für alle »Denkmaleigentümer«. Durch die vielen Schwarz-Weiß-Fotos von Gebäuden aus allen Teilbereichen des Landes wird das Buch aber auch zur spannenden Lektüre für alle interessierten Bürger Baden-Württembergs.

Zu erhalten bei der **Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes** zum Sonderpreis von DM 10,-, zuzüglich Portokosten und Verpackung DM 4,-.



P. A. Bicheler

Kostbarkeiten der Natur

Ein Streifzug durch die Region Tübingen / Reutlingen
Band 2



Die wunderbare Vielfalt unserer heimischen Natur wird auch in diesem Band in 100 erstaunlichen Farbfotos dargestellt. Der knappe, wissenschaftlich fundierte Text gibt zusätzlich Informationen, die eine präzise Bestimmung erleichtern. Hier wird uns wieder deutlich vor Augen geführt in welcher Fülle von Kostbarkeiten wir leben dürfen, aber auch welche Verpflichtung uns daraus erwächst. Eine sinnvolle Lektüre und ein außergewöhnliches Geschenk.

Broschur mit farbigem Kartonumschlag.
Format 12,5 x 18,5 cm,
Umfang 208 Seiten,
Verkaufspreis 29,- DM.

Erhältlich im Buchhandel,
beim Verlag Tübinger Chronik,
August-Bebel-Str. 9,
72072 Tübingen,
und beim Bürger- und
Verkehrsverein Tübingen,
an der Neckarbrücke.



Verlag
Tübinger
Chronik

Schwaben - aufregende neue Bücher aus dem Silberburg-Verlag



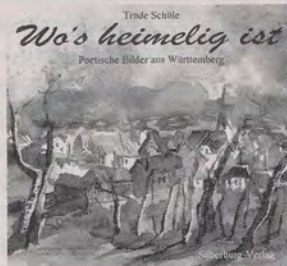
Erinnerungen an eine Kindheit in einem schwäbischen Städtchen nach dem Ersten Weltkrieg.
Hans Blau: Als Lausub war ich Milliardär. 100 Seiten, fester Einband, DM 19,80.



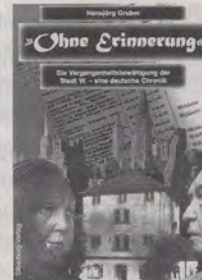
Pfiffig-bissige schwäbische Kommentare zu gängigen Aussagen.
Friedrich E. Vogt: I sag mei' Sach! 156 Seiten, DM 19,80.



Josef und Maria auf dem Weg nach Betlehem – eine schwäbische Weihnachtslegende. Ideal zum Vorlesen.
Manfred Eichhorn: Die Schwäbische Weihnacht. 60 S., illustriert, DM 19,80.



In ihren märchenhaft poetischen Farbaquarellen porträtiert die Murrhardter Malerin Trude Schüle Landschaften aus dem Ländle. Die schwäbischen Texte der Spaichinger Mundartdichterin Margrit Höfle zeigen die fröhliche Seite des Lebens. Ein wunderschönes Geschenk!
Trude Schüle: Wo's heimelig ist. 96 S., DM 39,80.



Deutsche nach 1945 – ein spannendes, schockierendes Psychogramm der Verdrängung am Beispiel einer württembergischen Kleinstadt.
Hansjörg Gruber: »Ohne Erinnerung«. 288 Seiten, DM 39,80.



Der ausführliche und kritische Second-Hand-Shop-Führer für die Region Stuttgart sowie Tübingen und Reutlingen. Mit ausführlichen Informationen zu den ökologischen Aspekten.
Bärbel Bast u. a.: 1. Wahl aus 2. Hand. 178 S., DM 16,80.

Erhältlich in jeder Buchhandlung.

Prospekte: Silberburg-Verlag, Schönbuchstraße 48, 72074 Tübingen, Telefon (0 70 71) 61 08 90.

Was wird aus dem grünen Kulturdenkmal Killesberg?

(STN) Der Höhenpark Killesberg ist seit Anfang der 80er Jahre ein Kulturdenkmal. «Besucher müßten sich entsprechend verhalten», sagt Werner Koch. Weil sie das aber nicht tun, sorgen sie für Arbeit, sagte der Chef des Garten- und Friedhofsamts bei einer Expertentagung im Messezentrum.

Zu der kam der Parkbetreiber, die städtische Messesgesellschaft, überraschend nicht, lieferte so Anlaß für Spekulationen. Der Bund Deutscher Landschaftsarchitekten und die Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege hatte Fachleute geladen. Christof Luz vom Bund Deutscher Landschaftsarchitekten sagt, daß die Messe ursprünglich Direktor Walter Gehring als Redner schicken wollte, dann absagte, dann auf Bitten einen Ersatz ankündigte, den später wieder absagte. Luz: «Es tut sich was, die Messe will sich nicht in die Karten schauen lassen.»

Er habe Angst vor «disneyparkähnlicher Nutzung des Parks», vor «Developern à la Deyhle». Die Messe könnte auf die Fildern verlegt werden. Wie sollte es dann mit dem Park weitergehen? Das war die Frage für die Fachleute.

Werner Koch berichtete, daß es immer schwerer werde, den Park in Schuß zu halten. Früher betrat niemand den Rasen, Blumen wurden nur aus der Distanz angeschaut. Heute sei das «leider» anders. Und: «Es ist eine Eigenart der heutigen Zeit, daß bei jedem Mißgeschick, das passiert, die Schuld bei anderen gesucht wird», sagt Koch. Das heißt: «Schadensersatzforderungen an die Stadt nehmen zu.» Anspruchsdenken und Rechtsschutzversicherungen würden der Verwaltung das Leben schwermachen. Dornen, Treppen, Wege, Äste, Schnee und Eis würden zum Problem.

Also sei mehr Arbeit als früher nötig. Aber: Noch 1950 arbeiteten 60 Gärtner im Höhenpark, heute sind es 25. Verzicht auf Chemie erfordert Mehrarbeit, es gebe immer mehr Vandalismus, immer mehr Reparaturen, im-

mer mehr Schmierereien. Seit der Park nach der Iga 1993 ohne Eintritt betreten werden kann, gebe es immer mehr Schlafsackübernachter, die Müll liegen lassen. Der Park sei inzwischen Treffpunkt für Fixer.

Koch sagte es nicht direkt, deutete aber an, daß es ihm lieber wäre, wenn Eintritt verlangt und der Park umzäunt werde. Seit Januar würden die Fachleute rätseln wegen der Körperschaftssteuer. Noch immer sei nicht klar, ob die Stadt Steuern zahlen muß, wenn sie keinen Eintritt verlangt. Es könnte also sein, daß in Zukunft wieder Eintritt verlangt werden muß. Nicht, um Geld einzunehmen, sondern um Geld zu sparen.

Was die Zähne der Alamannen preisgeben

(PM) In Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg wurden Untersuchungen von Zähnen und Kieferknochen durchgeführt, insgesamt an 698 Individuen der alamannischen Gräberfelder von Weingarten, Schelklingen und Schöckingen.

Die Dokumentationen davon, in allgemeinverständlicher Form mit Zahnstatus-Katalog und Foto-Katalog, wurden jetzt folgenden Museen zur Einsicht für jedermann übergeben: Alamannenmuseum Weingarten, Heimatmuseum Schelklingen, Heimatmuseum Schöckingen.

Außerdem, ebenfalls zur Einsicht für jedermann, befinden sich dort folgende Studien aus den Untersuchungen:

1. Regionale Unterschiede im Kariesvorkommen
2. Typologisch-ethnische und soziologische Daten
3. Artefakte an Zähnen und Kieferknochen: a) der Schwerthieb, b) die Zähne als Werkzeug
4. Palaeostomatologische Geschlechtsbestimmung

(Anschrift des Untersuchers und Verfassers:

Dr. med. dent. Hans Sigrüst,
Gustav-Schwab-Straße 62,
72762 Reutlingen)

Trauriges Schicksal von Wildvögeln in Haushalten

(lsw) Die meisten Wildvögel in deutschen Privathaushalten werden nicht artgerecht gehalten. Viel zu kleine Käfige, keine Flugmöglichkeiten und Einzelhaltung führten zu Vereinsamung und massiven Verhaltensstörungen, sagte der Präsident der Gesellschaft für Tropenornithologie (GTO), Werner Steinigeweg, bei einem dpa-Gespräch in Stuttgart. Papegeien, Prachtfinken und Wellensittiche seien «hochgesellige Vögel», die mindestens als Paar gehalten werden sollten. Die Verhaltensstörungen der Tiere gingen zum Teil bis zur Selbsterstörung.

So rupfen sich die Vögel laut dem Experten die Federn aus und zerfleischen sich selbst. Ohne Partner balzten geschlechtsreife Tiere auch den Menschen an. «Sie werden dann lästig und deshalb oft nur noch im Käfig eingesperrt», sagte Steinigeweg. Scharf kritisierte er «Vogelbörsen» und «massenhaften Import» von Wildvögeln. Die Bedingungen bei den Vogelmärkten mit «flugzeugweise» eingeführten Vögeln aus Südamerika und Asien seien «haarsträubend». «Übervölkerte Käfige» in verrauchten Gaststätten seien an der Tagesordnung. «Zudem werden die Tiere jede Woche auf einen anderen Markt gebracht, ohne zur Ruhe kommen zu können», sagte Steinigeweg. Interessenten ließen sich durch bunte Gefieder und niedrige Preise zu Spontankäufen verleiten, ohne über artgerechte Haltung informiert zu werden.

Mit Auseinandersetzungen über die Straußenhaltung in Europa rechnet der GTO-Präsident bei der viertägigen Jahrestagung der Gesellschaft. Zucht und Verkauf der ursprünglich in Afrika beheimateten Tiere würden von Landwirten zunehmend als «Marktnische» entdeckt. Verwerten ließen sich sowohl das cholesterinarme Fleisch wie auch Leder und Federn, sagte Steinigeweg. Nach seiner Ansicht ist gegen eine wirtschaftliche Nutzung nichts einzuwenden, wenn die Tiere artgerecht gehalten werden.

Film über Kuhberg-KZ: «... daß es so etwas gibt ...»

(dpa/lsw) Ein Film über das frühere Konzentrationslager Oberer Kuhberg in Ulm mit dem Titel «... daß es so etwas gibt, wo man Menschen einsperrt» ist im September erstmals in Ulm der Öffentlichkeit vorgestellt worden. Er dokumentiert die Geschichte des von den Nationalsozialisten von 1933 bis 1935 unter der Bezeichnung «Württembergisches Schutzhaftlager Ulm» betriebenen Konzentrationslagers. Zugleich schildert der Film das persönliche Schicksal des vor einem Jahr im Alter von 80 Jahren gestorbenen ehemaligen KZ-Häftlings Fritz Herr aus Kornwestheim.

Im KZ Oberer Kuhberg kerkerte das NS-Regime fast tausend Gegner ein. Der 33minütige Film wurde im Auftrag der Landesbildstelle Württemberg und der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg von Bernhard Häusle und Siegi Jonas produziert. Er wird an alle Landes-, Stadt- und Kreisbildstellen in Baden-Württemberg verliehen.

Ultimatum für die «Eiserne Lady»

(STN) Die alte Dame darf nicht mehr dampfen und den Feurigen Elias, den Nostalgiezug, durchs Strohgäu ziehen. Denn ihre Frist läuft im November ab. Die Frist für die Lokomotive ist so etwas wie der TÜV für das Automobil.

Die TÜV-Plakette gilt allerdings nur zwei Jahre, während die Frist für Lok und Co. acht Jahre währt. Immerhin: Demnächst muß auch Dampflok 50363 auf den Prüfstand, die bisher von Mai bis September den Feurigen Elias zwischen Korntal und Weissach bewegt.

Das bedeutet zunächst einmal das Aus für die 54jährige eiserne Lady. Denn in der Vereinskasse der Gesellschaft zur Erhaltung von Schienenfahrzeugen GES herrscht weitgehend Ebbe. Und Schatzmeister Armin Dilger kann nur davon träumen, daß Spender und Sponsoren das Geld für

die Generalüberholung der Lok aufbringen: Rund 150000 Mark sind fällig, um sie fit für die Frist zu machen. Wer helfen will, bekommt Informationen unter der postalischen Anschrift der GES (Postfach 710116 in 70607 Stuttgart).

«Letzte Fahrt» hatte jemand mit weißer Kreide auf das schwarze Windleitblech der Lok geschrieben. Die eiserne Lady, Jahrgang 1941 und statt mit einem Namen mit einer Nummer versehen, spuckt Rauch, während sie auf die Fahrgäste wartet. Fünf Stunden vorher ist sie angeheizt worden mit besonders schwefelreicher Kohle, von der sie an diesem Septembersonntag dreimal auf der Strecke Korntal-Weissach und zurück dreieinhalb Tonnen frißt und 24000 Liter Wasser «säuft», rechnet Lok-Führer Knut Lehmann (33) vor. Der ist auch hauptberuflich Lokführer bei der Bahn AG, fährt sonst aber zumeist Diesel- und Elektro-Loks. Der Mann mit der rotumrandeten Brille hat sein Herz an die gewichtige Lady verloren, die noch richtig stampft und dampft und immerhin 135 Tonnen wiegt.

Acht Wagen hat sie an diesem ihrem vorläufig letzten Sonntag im Schlepptau, einschließlich des roten Speise- und des grünen Gepäckwagens, in dem kostenlos Fahrräder transportiert werden. Alle Wagen wurden Anno Tobak gebaut, zwischen 1899 und 1920. Und die Holzbänke von einst sind für die Kinder von heute, die buchstäblich die Wagen entern, bloßer Spaß statt harter Realität. Was hat die alte Lok alles gesehen: Kriegs- und Nachkriegsjahre. Und wenn sie nicht zur Sommerzeit zwischen Korntal und Weissach dampft, parkt sie abseits auf einem Gleis im Loksuppen der Bahn in Kornwestheim: Auch die Parkgebühren sind hoch.

Die GES möchte ein Eisenbahnmuseum in Kornwestheim aufbauen, damit sie ihre Oldtimer unterstellen kann – bis jetzt parken sie im Freien. 50 der 170 Mitglieder sind buchstäblich aktiv, werkeln an Wochenenden und in ihrer Freizeit, um die Nostalgie auf Rädern zu erhalten: Die GES betreibt auch noch das Sofazügle zwischen Nürtingen und Neuffen.

Alles einsteigen, der Zug fährt ab. GES-Schatzmeister Armin Dilger in der schwarzen Schaffneruniform der Königlich-Württembergischen Staatseisenbahn um 1900 verkauft und locht die Billets. Nein, der Feurige Elias muß nicht sterben. Falls das Geld für die Frist der Dampflok 50363 nicht aufgebracht werden kann, stehen noch drei andere Loks bereit. Aber auch die müssen einmal zur Frist.

Personalia

Bei der Sitzung des Präsidiums des Deutschen Heimatbundes in Rostock am 6. Mai 1995 wurde Dr. Oswald Rathfelder nach 25jähriger Tätigkeit, davon 14 Jahre als Vizepräsident des Deutschen Heimatbundes, in einer Feierstunde verabschiedet. Der Präsident des Deutschen Heimatbundes, Dr. Hans Tiedeken, hob die besonderen Verdienste Dr. Rathfelders für den Deutschen Heimatbund hervor, wobei seine 38jährige Zugehörigkeit zum Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes bis 1994 besonders gewürdigt wurde. Dr. Oswald Rathfelder, beliebter Reiseleiter im Schwäbischen Heimatbund, verband Beruf und Berufung im klassischen Sinne. Als Leitender Ministerialrat für den Naturschutz in Baden-Württemberg zuständig, war er auch ehrenamtlich fast überall dort zu finden, wo Naturschutz kein bloßes Lippenbekenntnis ist, sondern auch gearbeitet wird: Schwäbischer Heimatbund, Schwäbischer Albverein, Gesellschaft für Naturkunde in Württemberg, Aktionsgemeinschaft «Natur- und Umweltschutz», Schutzgemeinschaft Deutscher Wald, Deutsche Akademie für Städte- und Landesplanung, Landesauschuß für Heimatpflege in Baden-Württemberg, Arbeitskreis Heimatpflege im Regierungsbezirk Stuttgart u. v. a. m.

Dr. Oswald Rathfelder wurde insbesondere für diese ehrenamtlichen Verdienste mit der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg, dem Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland, der Ernst-Rudorff-Ehrenplakette des Deutschen Heimatbundes und mit der Ehrenmitgliedschaft des Schwäbischen Heimatbundes ausgezeichnet.

Fast niemand hat's gemerkt, so geräuschlos lief das Verfahren ab und so wenig Aufhebens macht(e) Tübingens Kulturamtsleiter Wilfried Setzler, 52, von seinem neuen Titel. Seit gut einer Woche nämlich ist er Honorarprofessor der Eberhard-Karls-Universität, an der er künftig Hauptseminare abhalten und Prüfungen abnehmen kann.

Setzlers Verbindung zu den hiesigen Landeskundlern hat bereits tiefe Wurzeln, kann entlang eines schon ziemlich weit zurückreichenden Lehrauftrags zurückverfolgt werden auf das Jahr 1980, als er seine hauptberufliche Tätigkeit an der Universität aufgab und in städtische Dienste trat. Setzler, der über die Geschichte des Klosters Zwiefalten promovierte, war von 1973 an wissenschaftlicher Angestellter am Universitätsinstitut für historische Landeskunde mit dem besonderen Aufgabenbereich, das Universitätsjubiläum vorzubereiten. Als das Fest überstanden war, wurde er Assistent bei Hansmartin Decker-Hauff.

Von seiner künftigen Nebentätigkeit verspricht er sich nicht zuletzt auch die Möglichkeit, wissenschaftliche Arbeiten insbesondere zur Stadtgeschichte im 19. Jahrhundert anregen zu können.

(Schwäbisches Tagblatt, 8. 9. 1995)

Prof. Dr. Wilfried Setzler ist seit 1980 Mitglied im Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes und seit 1991 stellvertretender Vorsitzender. Außerdem ist er als Vorsitzender des Veranstaltungsausschusses, Mitglied im Redaktionsausschuß und nicht zuletzt auch als beliebter Reiseleiter für unseren Verein tätig.

«Keinen kennen,/das heißt: allein sein./Keinen kennen, das heißt aber auch:/Jeden zum Freund gewinnen können./Vielleicht.» Dieses Gedicht, das er für den Katalog «Stadtbilder» des Freundes Winand Victor schrieb, zeichnet ihn selber. Seine Skepsis, seine Verletzlichkeit, die nach außen oft wie Schroffheit wirkten. Nach dem Tod seiner Frau und seinem Abschied vom Tübinger Südwestfunk-Landesstudio hatte sich Willy Leygraf zurückgezogen, nur wenigen Freunden schenkte er noch Vertrauen und Zuneigung. Am 27. Juli ist der langjährige Kulturredakteur in einer Münchner Klinik 65jährig gestorben. Leygraf wurde am 1. September 1929 in Rheinhausen am Niederrhein geboren. Er studierte Germanistik, Pädagogik und Geschichte in Köln und Tübingen. Er war Schüler Friedrich Beißners, von dem er die Präzision im Umgang mit Texten lernte – eigenen wie fremden. 1953 kam er ans Landesstudio Tübingen, wo er die «Literatur der Landschaft», so eine Sendereihe, vermittelte: Die schwäbische Tradition von Uhland bis Mörike, die alte wie neue Mundart von Sebastian Blau bis Georg Holzwarth, die regionale Moderne von Johannes Poethen bis Josef Janker. Er förderte und entdeckte «Autoren des Studios» wie Wilhelm Schussen, Otto Rombach oder Maria Müller-Gögler. Und Universitätsgrößen oder über das regionale Maß hinausreichende Autoren wie Ernst Bloch, Wolfgang Schadewaldt, Hans Mayer, Walter Jens und Fred von Hoerschelmann fanden auf dem Österberg gleichfalls offene Studio-türen für ihre Essays und Hörspiele. Auch die Freunde aus dem Umkreis der Reutlinger «telegramm»-Gruppe lud Leygraf zu Rundfunkproduktionen ein: Richard Salis, Karl Langenbacher, Günter Bruno Fuchs, Oliver Storz. Die «telegramme», vom Poeten Fuchs und vom Maler Victor herausgegeben, entsprachen seiner Grundeinstellung: mahnend, erinnernd, wägend. In Reutlingen hatte Leygraf bis zuletzt eine Wohnung, von hier aus erkundete er im roten 2CV das Sendegebiet – Kultur als Heimatkunde. In dem Interviewband von Peter Roos über den Tübinger «Ge-



Kurz vor seinem 66. Geburtstag starb Willy Leygraf am 27. Juli 1995.

nius loci» definierte Leygraf «konsequente Regionalität als wohlverstandene Bindung an die Region». Ganz, meinte er, lasse sich das Provinzielle dabei nicht ausschließen, – aber man müsse sich ihm nicht ausliefern.

Von Leygraf gingen kulturpolitische Anstöße aus: Er war jahrelang Vorsitzender des Förderkreises deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg und betreute von 1977 bis 1982 als Herausgeber die Zeitschrift «Schwäbische Heimat». Im Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes war er von 1967 bis 1982 als Schriftführer tätig, initiierte unter der Ägide von Prof. Birn den Denkmalschutz-Preis, engagierte sich für ein zentrales Freilichtmuseum im Land, propagierte die Erforschung jüdischen Lebens und trieb die Diskussion um einen neuen Heimatbegriff voran. Das brachte ihm den Vorwurf ein, ein Linker zu sein.

Er war eher ein Wertkonservativer, der strenge Maßstäbe an sich und andere anlegte. 1988, nach seinem Ausscheiden beim Südwestfunk, zog er nach Garmisch-Partenkirchen, ein Schlaganfall und eine Tumoroperation schwächten seinen Widerstand. Am Sterbebett ließ sich Willy Leygraf eines der Bilder von Winand Victor aufhängen, über die er einmal sinniert hat: «Wo das Leiden/Am Widerspruch sagbar wird:/Heiterkeit aus Überwindung.»

(Wolfgang Alber im Schwäbischen Tagblatt vom 9. 8. 1995)

Buchbinderei Mende
Inh.: Fritz Schwarzbach

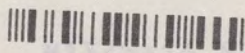
1 4. OKT. 1996

Klingenstraße 123
7000 STUTTGART 1



WÜRTEMBERGISCHE
LANDESBIBLIOTHEK
STUTTGART

N13<>>29 76207 7 024



WLB Stuttgart

